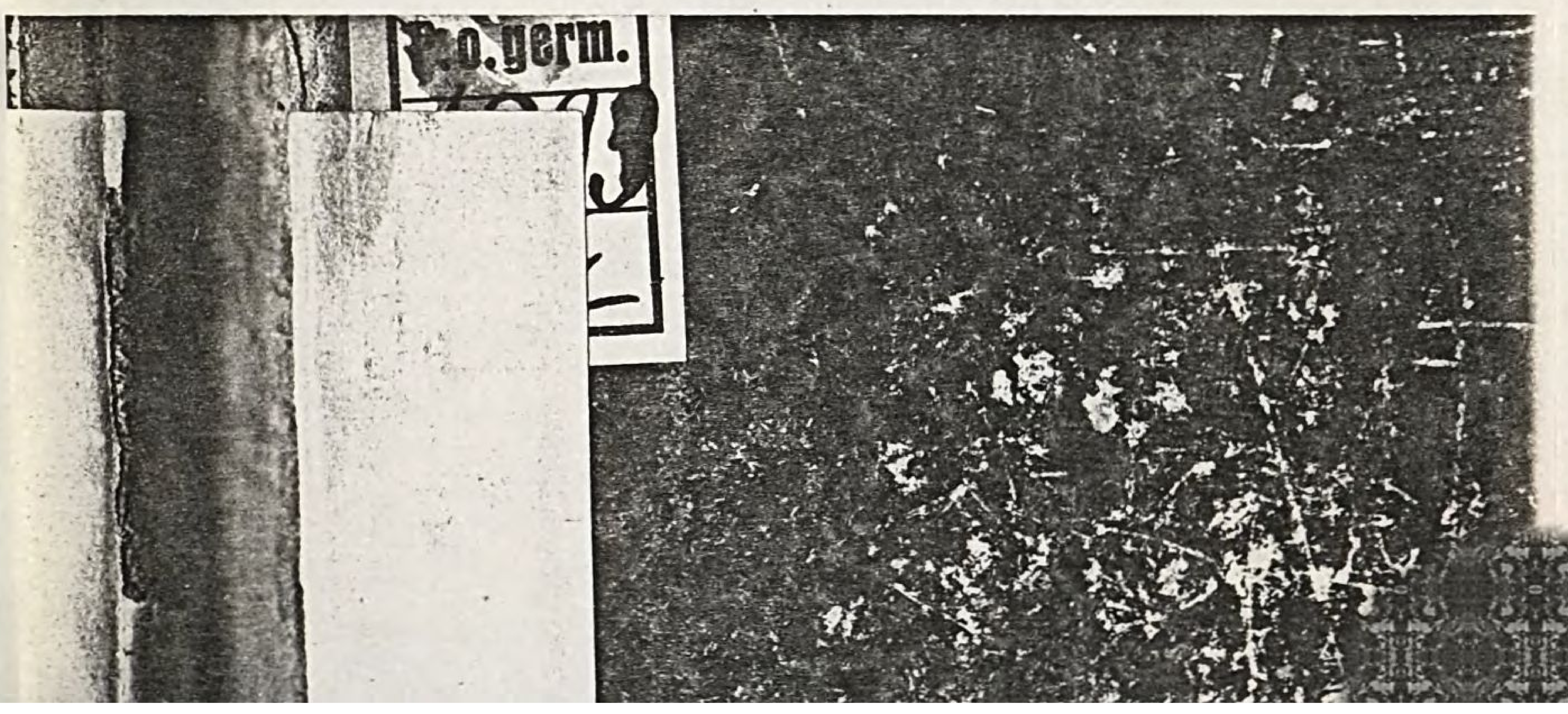

P.o.germ.

Neues Novellenbuch.

Neues Novellenbuch.

Von

Otto Roquette.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1884.

Inhalts-Verzeichniß.

Das Eulenzeichen.

Auf einer der höchsten Alpenstraßen, eingeschlossen von himmelhohen Granitmauern, mitten im Schneegestöber, standen zwei menschliche Gestalten von sonderbarem Aussehen, welche mit Aufmerksamkeit die nächste Felswand betrachteten und etwas daran zu suchen schienen. Der Mann trug einen Filzhut mit sehr breiter Krämpe und hatte den Kragen seines langen Ueberziehrockes heraufgezogen, unbekümmert, daß die Strähnen seines grauen Haares hier und da hervorhingen und vom Winde zerzaust wurden. Erfüllte seine Tracht nichts von modischen Forderungen, so war die der weiblichen Gestalt neben ihm noch ungewöhnlicher und etwa ein Mittelding zwischen Soldatenmantel und Mönchsgewand zu nennen. Schlank und hoch aufgeschossen, hatte die Trägerin derselben die Kapuze über den Kopf gezogen, so dicht, daß von ihrem Gesicht kaum etwas zu erkennen war. Beide trugen ihr leichtes Reisegepäck an ledernen Riemen über die Schulter gehängt, und die verschiedenen Futterale, Kapseln und räthselhaften Gehäuse, welche noch selbständig um Hals und Gürtel befestigt hingen, dazu die langen Alpenstöcke, zeigten, daß sie alle Erfordernisse einer Fußwanderung kannten und darin geübt waren.

„Hier muß es aber doch sein! Es muß sich hier finden, sage ich!" rief der Mann, indem er unruhig an der Felswand hin- und herlief und forschend hinaufblickte. Sie war von

dem Schneegestöber von oben bis unten weiß überzogen und zeigte für ein gewöhnliches Auge nichts, was etwa besonders hätte auffallen können. „Wollen schon dahinter kommen!“ fuhr der Mann fort. „Gieb die Hacke her!“ — Seine Begleiterin schnallte eine kleine Hacke von ihrem Gürtel ab, welche sie immer bei sich zu tragen schien, mit welcher der Mann die dünne Schneeschicht vom Felsen abzukratzen begann, so hoch sein Arm reichte. Die Brille fester setzend, näherte er sein Gesicht der Wand, hin- und hergehend, prüfend, mit der Hand sogar den Unebenheiten des Gesteins nachfühlend. „Bindfaden!“ rief er jetzt ungeduldiger, mit befehlendem Tone. Die Begleiterin reichte ihm aus ihrer Seitentasche ein Stück starker Hanfschnur und sah seinem Treiben gelassen zu. Er band die Hacke an seinen Stock fest und begann mit dadurch verlängerter Waffe an den höheren Breiten des Felsens schabend auf- und niederzufahren. „Das Glas! Geschwind!“ commandirte er. Das Mädchen kramte ihm zu lange in der Tasche nach dem Binocle, er stampfte mit den Füßen, riß es ihr aus der Hand und blickte durch dasselbe hinauf, während der Schneewind die Wand schon wieder mit einem weißen Ueberzuge bedeckte. Seine Heftigkeit steigerte sich, da er nichts entdeckte, und richtete sich, um an etwas auszutoben, gegen seine Begleiterin. „Und du stehst theilnahmlos dabei,“ rief er, „als läge gar nichts an der Sache, während es von der höchsten Wichtigkeit ist, daß ich entdecke —“

„Du weißt, Vater,“ entgegnete das Mädchen, „daß ich —“

„Daß Du eine thörichte Person bist! Das weiß ich!“ fuhr der Alte auf. „Deinen Einwand habe ich dir zehnmal widerlegt, und hier muß ich sie finden oder nirgends!“

Da erscholl ein jugendlicher Gesang in der Nähe. Die

beiden Vermummten wendeten sich überrascht um, und sahen durch den Schleier des Schneewirbels eine dritte Gestalt deutlicher werden. Ein junger Mann von studentischem Aussehen, das Ränzel auf dem Rücken, das Hütchen tief herabgezogen, kam heran und beeilte seine Schritte, als er die beiden Anderen erblickte. Er stutzte über die seltsamen Erscheinungen, und da er sich ihren Aufenthalt an dieser Stelle, noch weniger die wunderliche Hellebarde des Alten erklären konnte, fragte er, ob ein Unglück geschehen, ob er einen Dienst leisten könne?

„Einen Dienst vielleicht!“ sagte der Alte. „Sie haben junge Beine, und ich unterstütze sie. Versuchen Sie auf den Vorsprung dort zu klimmen und schaben Sie mit diesem Instrument den Schnee von der Wand oben!“

Der junge Mann sah den Alten verwundert an. „Den Vorsprung zu ersteigen, ist eine Kleinigkeit, zu der ich keiner Unterstützung bedarf,“ sagte er. „Aber was soll denn dort unter dem Schnee zu Tage kommen?“

„Eine Inschrift!“ entgegnete der Mann mit Sicherheit. „Eine lateinische Inschrift, in den Felsen gehauen, als Cäsar mit der zweiundzwanzigsten Legion den Marsch über diesen Paß machte.“

Der Jüngling stutzte und betrachtete den Alten mit prüfenden Blicken. Dann entgegnete er ebenso sicher: „Warum nicht gar! Die zweiundzwanzigste Legion hat einen ganz anderen Weg genommen!“

Die Kapuze flog plötzlich von dem Kopfe des Mädchens ein wenig zurück, und ein Blick triumphirender Genugthuung schoß dem kühnen Sprecher entgegen. Zugleich betrachteten zwei ernste Augen mit Verwunderung denjenigen, der sich

befähigt glaubte, in so ernster Angelegenheit mitzusprechen. Der Alte aber fuhr ärgerlich herum: „Naseweises Dreinreden!“ rief er. „Die zweiundzwanzigste Legion ist diese Straße gegangen, hat sie sogar erst gebahnt, und zur Erinnerung an die gewaltige, siegreiche Arbeit ließ Cäsar die Inschrift in den Felsen hauen!“ Der Alte fügte einige lateinische Citate hinzu, welche seine Meinung unwiderleglich bestätigen sollten.

Der junge Bursch aber, herausgefordert, fuhr ihm mit einem nicht minder entschiedenen „Quod non!“ in die Rede: „Sie ist nicht hier gegangen, sie konnte gar nicht hier gehen!“ rief er. „Eine Römerstraße führte allerdings hier über den Moro, aber erst in späterer Zeit, und verfiel bald wieder. Die zweiundzwanzigste Legion betrat zuerst —“ und er bezeichnete den Weg, welchen sie einzig genommen haben konnte.

„Falsch! Nimmermehr!“ schrie der Alte und sprach lateinisch in langen Sätzen, welche historische Belegstellen für seine Behauptung enthielten.

Der Jüngling hörte aufmerksamer zu, das Hütchen von der hohen Stirn trotzig zurückgeschoben, mit luftgerötheten Wangen, großen sprechenden Augen, und plötzlich rief er: „Verwechselung der Schriftstellen! Was Sie citiren, steht im so und so vielten Buche (er gab die Zahl genau an) und bezieht sich auf die zehnte Legion, die aber auch nicht hier marschirt ist. Der Passus über die zweiundzwanzigste lautet —“ und nun begann er sein lateinisches Citat mit schulfest akademischem Wissen und im Tone jugendlicher Bestimmtheit vorzutragen.

Diese gelehrte Unterhaltung wurde zwischen schroffen Felsenwänden und im dichtesten Schneetreiben geführt, welches

die drei Gestalten bereits mit einer weißen Hülle bedeckt hatte. — Der Alte schlug sich plötzlich vor den Kopf, er hatte seinen Mann gefunden und mußte seinen Irrthum einsehen. Berührte ihn dies im ersten Augenblicke sehr unangenehm, so blieb doch die Erscheinung seines jungen Besiegers, der sich so keck vor ihm aufpflanzte, nicht ohne Eindruck auf ihn. Er kreuzte die Arme über der Brust, betrachtete ihn von oben bis unten und sagte: „Merkwürdig! Die da — er wies auf das Mädchen — behauptete auch, daß ich auf falscher Fährte sei. Beweisen konnte sie es freilich nicht."

Ist die so gelehrt dachte der junge Mann, indem er einen scheuen Blick auf das Mädchen richtete. Der Alte aber fuhr fort: „Ein gutes Zusammenfinden! Sie sind Philolog?"

„Von philologischer Herkunft allerdings! Ich hoffe mich zum Historiker zu machen. Daß Sie mich so gut über Cäsars Legionen nnd die Alpenstraßen beschlagen finden, rührt daher, daß ich kürzlich eine Arbeit darüber gemacht, welche — er mochte nicht sagen, daß er einen Preis und ein Reisestipendium dafür gewonnen — nun, durch welche mir diese Dinge eben geläufig geworden sind. Glauben Sie nicht," setzte er lachend hinzu, „daß ich auch über sonstige historische Heereszüge so genau berichten könnte!"

In diesem Augenblicke brach die Augustsonne mit einem blendenden Strahlenglanze durch das Schneetreiben, ließ es zerflattern und sog es auf, und goß hellere Farbentöne über die großartige Felseneinsamkeit. Nun erkannte man erst, wo man sich befand. Neben der zum Theil in das Gestein gesprengten Straße fiel senkrecht die Schlucht ab, in deren Tiefe der Gebirgsstrom brauste; gegenüber wieder Granit-

mauern, welche sich theilten. Eine Brücke, in einem einzigen kühn geschwungenen Bogen, führte den Weg durch das Seitenthal abwärts. Ein Schneehaupt im Sonnenglanz ragte in die blaue Luft, Matten und Sennhütten wurden sichtbar. Der junge Mann that einen Jubelruf der Ueberraschung. „Wie schön! Wie herrlich!“ rief er, indem er seinen Hut schwenkte, wie zur Begrüßung des glänzenden Landschaftsbildes. „Sehen Sie dort! Ein Adler schwebt durch die Luft! Möchte man nicht mit ihm fliegen durch all' die unendliche Schönheit!“

Das Mädchen hatte die Blicke ohne große Theilnahme dem geöffneten Bilde zugewendet, richtete sie aber schnell auf den jungen Mann, um sie mit Verwunderung auf ihm verweilen zu lassen. Es war, als befremdete es sie, daß man an einer Landschaft so viel Schönes erblicken, oder mehr noch, daß Jemand seiner Freude einen so unbefangenen und lebhaften Ausdruck geben könne. Er machte sie noch auf diese oder jene Einzelheit aufmerksam. Sie sah hin, blickte aber wieder in sein Gesicht, als hätte sie das, was sie in der Ferne beschauen sollte, eigentlich in seinen Zügen zu finden. Sie sagte kaum ein Wort, aber es ging etwas wie Ueberraschung durch ihre Mienen. Sie wendete sich ab, und schob die Kapuze vollends zurück. Ihr Kopf erschien mit kurzgeschorenem Hauptbaar, das Gesicht gar nicht schön, von blasser Farbe, mit einer scharfgekrümmten Nase und großen, etwas unheimlich blickenden Augen. — Der Alte aber betrachtete die Landschaft noch flüchtiger, mit um so größerem Antheil den in Kraft und Jugendglanz vor ihm stehenden Burschen, der halb kindlich, halb männlich selbstbewußt Rede und Antwort gab auf die ihm gestellten Fragen und die

Reisegesellschaft willkommen zu heißen schien. Denn es stellte sich heraus, daß sie zunächst das gleiche Ziel hatten.

Die Sonne, fast auf der Mittagshöhe stehend, hatte den Schnee von den Kleidern der Reisenden schnell vertrieben und übernahm nun auch das Geschäft, die Gewänder selbst zu trocknen. Während man auf der langsam sich senkenden Straße gemeinsam fortschritt, stellte sich der junge Mann seinen Gefährten vor als Franz Holmar und gab ohne Umstände über seine Reise und über sein Leben Auskunft. Wenn er dabei Einiges bescheiden überging, so ist das in Kürze hier zu vervollständigen. Da seine Eltern früh gestorben, war der unbemittelte Knabe in Waisenhäusern erzogen worden. Aber begabt und zum Fleiße gewöhnt, hatte er mit siebzehn Jahren die Universität bezogen, um sich mit Stipendien und Unterrichtsstunden weiterzuhelfen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er seine große Prüfung bereits bestanden, sogar eine Preisaufgabe gelöst, welche ihm die Mittel bot, zum ersten Mal eine Reise zu machen. Er kam aus Oberitalien, war auf dem Heimwege durch die Schweiz, und zwar in dem Vollgefühle seiner Freiheit und mit reiner Empfänglichkeit für alles Schöne, das ihm um so schöner erschien, als ihm Alles neu war.

Das Mädchen ging, während er redete und sich mit lustigen Bemerkungen oft selbst unterbrach, schweigend neben ihrem Vater her, nur selten, und immer scheuer, einen Blick auf den Erzähler wendend. Der Alte stellte sich dem Wandergefährten denn auch vor als Herrn Pistorius mit seiner Tochter Adelheid, fügte aber sonst nichts über seinen Stand und seine Lebensstellung hinzu. So muß die Geschichte selbst über ihn berichten.

Herr Pistorius war Gutsbesitzer, ohne etwas von Landwirthschaft zu verstehen oder sich darum bekümmern zu wollen. Von einem älteren Bruder, welcher früh starb, erbte er das Gut und ein sehr ansehnliches Vermögen zu einer Zeit, da er noch in seinen akademischen Studien war. Schon damals eine ungewöhnliche Sonderlingsnatur, setzte er seine Studien nun auf eigene Weise fort, und man sagte, daß es für ihn ein Glück sei, nicht für sich sorgen zu müssen, da er, wenn auch gelehrt, bei seiner Fahrigkeit und seinem confusen Wesen es doch nie zu etwas gebracht haben würde. Das Gut verkaufte er und siedelte sich in einer Universitätsstadt an, um immer eine große Bibliothek zur Verfügung zu haben. Seine Grillen und Wunderlichkeiten wuchsen mit der Zeit und brachten ihn in den Leumund eines überstudirten oder halb verrückten Gelehrten. Aber da er reich war, fand er, obgleich in schon vorgerückten Jahren, auch eine Frau, die es mit ihm wagte, für ihn sorgte, ihm eine Tochter gab und, nachdem sie es zehn Jahre mit ihm ausgehalten, ihn sterbend beschwor, das Kind gut zu erziehen. Der Wittwer und völlig ungebundene Privatgelehrte benutzte nun sein Vermögen, um seine Tochter zu erziehen. Es geschah in sehr umständlicher Weise. Denn die Reisen, welche er mit ihr, die noch im Kindesalter stand, zu ihrer Belehrung machte, oft in die entlegensten Gegenden, galten meist nur seinen eigenen Forschungen und lieferten fast kein anderes Resultat, als daß er selbst nun an einem Orte gewesen, wo einmal etwas Historisches sich begeben hatte. Als er seiner Tochter die Geschichte Griechenlands vortrug, kam er plötzlich zu der Ueberzeugung, daß es am besten sei, ihr das Schlachtfeld von Marathon selbst zu zeigen. Daß sich daran auch

Thermopylä und Salamis schließen mußte, verstand sich dann von selbst. So wurde aufgepackt und nach Griechenland gereist, mit einem kleinen Koffer voll griechischer Autoren und möglichst geringem Handgepäck. Bei Gelegenheit von Cäsars Ermordung sprang ihm die Nothwendigkeit in die Augen, mit seiner Tochter das Capitol selbst zu untersuchen. Und als er sie in einem Buchladen, wo er sich lange verweilte, in Ossians Gesängen blätternd fand, leuchtete ihm ein, daß nicht nur die schottischen Hochlande zu betrachten, sondern auch die uralten Steingräber und stonehenges bei Salisbury und sonst, genauer zu durchforschen wären. So war Adelheid, welche ihr siebzehntes Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, bereits in Griechenland und dem Orient, in Italien öfter, in England und Frankreich gewesen, um überall unterrichtet und erzogen, und zwar eigentlich nur zu einem bequemen Handwerkszeug ihres Vaters ausgebildet zu werden. Sie war im Lateinischen fester als mancher philologische Student, hatte mehr römische Historiker gelesen als deutsche; denn der Vater brauchte sie zum Bescheidwissen und raschen Nachschlagen, da er zu fahrig und ungeduldig war, um es selbst mit Glück zu thun. Er dictirte lieber, als er schrieb, und so brauchte er ihre Handschrift. Er wollte stets hundertfach bedient sein, und so wäre er ohne sie ein verlorener Mann gewesen. Für die gelehrte Ausbildung, welche Adelheid empfangen, und zwar immer auf Reisen, immer unstät, hatte sie aber Alles opfern müssen, was sonst das Leben schön macht. Ohne Haus und Heimath, ohne Mädchenjugend, ohne weiblichen Verkehr, allen weiblichen Thätigkeiten und Neigungen gewaltsam entfremdet, führte sie in ihren blühendsten Jahren ein freudloses Dasein. Freilich kannte sie kein anderes. Obgleich immer auf den

Sammelplätzen der großen Welt und unter vielen Menschen, hatte sie doch weder Welt- noch Menschenkenntniß erlangt; da sie niemals in eigentlichem Verkehr gewesen, war sie ein Fremdling in den Kreisen des Lebens geblieben. Mußte sie sich doch sogar in ihrer Kleidung von Allem entfernen, was man Mode oder gar kleidsame Tracht nennt, denn der Vater dachte sich selbst Reisegewänder für sie aus, die sie unbedingt anzulegen hatte. Mochten sie gegen Regen, Sturm und Hagel recht zweckmäßig eingerichtet sein, so waren sie selten angenehm, oft nicht einmal bequem zu tragen; denn was bei Hagelschlag und Schneesturm sich wohl eignete, war bei Staub und Hitze nicht immer gleich erträglich. Aber Adelheid kannte die Tyrannei des Vaters, sie wußte, daß dagegen nicht aufzukommen sei, und gewöhnte sich, unter Frauen eine Ausnahmestellellung oder vielmehr eine Mittelstellung zwischen Mann und Frau einzunehmen. Daß sie nicht hübsch sei, wußte sie auch, denn alle Eitelkeit hatte die Erziehung ihr ausgetrieben. Gleichwohl war sie mit ihren großen ausdrucksvollen Zügen nicht eigentlich häßlich zu nennen. Erschien sie durch eine innere Anregung plötzlich belebt, dann konnte sie auffallen, ja verblüffen, daß man nicht zu sagen wußte, ob man sie für schön oder für unschön halten sollte, ihr Gesicht aber für geistvoll erklären mußte. Aber es war immer nur ein flüchtiges Aufleuchten, und wenn sie in ihr gewöhnliches düster beschattetes und brütendes Wesen zurückfiel, sah sie aus, als wollte sie nicht nur Niemand gefallen, sondern als habe sie geradezu die Absicht, zu mißfallen und zurückzustoßen. Aber für das große Opfer an Jugend und Lebensfreuden war ihr doch hin und wieder eine Entschädigung geworden. Manches hatte sie sich an Kenntnissen erworben,

meist neben dem zerstreuten Wesen des Vaters, der, wenn er in Büchern stöbernd von irgend einer Schrulle besessen war, auf sie nicht Acht gab. Hauptsächlich aber empfing sie vielfache Anregung durch Anknüpfung mit wissenschaftlichen Berühmtheiten in ganz Europa. Denn Herr Pistorius unterließ nicht, sich überall den bedeutendsten Männer vorzustellen. Und diese, wenn sie vielleicht über den gelehrten Sonderling den Kopf schüttelten, gewannen Theilnahme für das merkwürdige junge Geschöpf an seiner Seite, und unterhielten sich gern mit dem halb geweckten, halb innerlich gedrückten und lebensscheuen Mädchen.

Heut aber und in dieser Stunde, da sie mit den Männern zu Thale schritt, hatte Adelheid die grauesten Schatten über ihre Mienen gezogen; sie blickte kaum noch auf, aber ihr Gehör lauschte aufmerksam der klangvollen Stimme, welche munter plaudernd die Unterhaltung fortführte. Holmar war eigentlich der erste junge Mann, den sie in so unmittelbarer Nähe gesehen, mit dem sie sogar gesprochen hatte. Und dieser Jüngling, der das Leben von früh auf auch als einen Druck empfunden hatte, der jetzt auf gleichem gelehrten Gebiet mit dem Vater und ihr selbst verkehren konnte, der war jugendlich, lebensprühend und fröhlich, der hatte ein Aussehen — gar nicht wie Andere, der lachte und scherzte zwischen Gesprächen über holländische und deutsche Ausgaben des Cicero und Horaz und trieb allerlei kleine Possen, als wären ihm Gelehrsamkeit und Druck des Lebens die gleichgiltigsten Dinge von der Welt!

In ganz anderer Stimmung aber war Herr Pistorius. Während ihm sonst Jeder, mit dem er unterwegs anknüpfte, nach fünf Minuten davonlief und seine Unterhaltung und

Gesellschaft zu meiden suchte, fand er in Holmar einen jungen Gelehrten, der sich geistig ganz ebenbürtig mit ihm unterhielt und bereits eine Stunde mit ihm ausgehalten hatte. Das stimmte ihn glücklich. Gegensätze traten im Gespräch hervor, man stritt hartnäckig; das erhöhte nur die gute Stimmung. Sprang Holmar einmal ab, um zu scherzen, so ließ der Andere dies nicht nur der Jugend hingehen, sondern lachte laut auf, was Adelheid noch nie von ihrem Vater gehört hatte. Immer ließ Holmar doch wieder auf gelehrte Dinge zurück sich locken und in neuen Eifer bringen.

Endlich war man am Ziel, einem kleinen Orte in dem herrlichsten Alpenthale, von Reisenden um diese Zeit meist überfüllt. Holmar verbarg sein Entzücken nicht und konnte nicht umhin, all' der neuen Schönheit laut entgegenzusingen. Da die Wanderer zeitig eintrafen, fanden sie im Gasthofe ohne Schwierigkeit ein Unterkommen für die Nacht, und für die späte Speisestunde, die man hier hielt, auch noch Plätze an der Tafel. Da sie nicht darauf eingerichtet waren, die Kleidung zu wechseln, nahmen sie Platz, wie sie eben ankamen. Fiel das hier, wo man in den wunderlichsten Reiseanzügen durcheinander saß, nicht eben auf, so waren es doch die Persönlichkeiten, welche die Beobachtung Vieler anzogen. Der Mann mit dem lang herabfallenden grauen Haar, dem starken, fast die Brust bedeckenden Barte, die in schwarzes Horn gefaßte Brille auf der Nase; neben ihm das Mädchen in ihrer schwer zu beschreibenden Manteltracht, das kurz geschorene Haupt erhoben und theilnahmlos wie über das Gewöhnlichste die Blicke auf die Gesellschaft richtend; dazu die prächtige Erscheinung des jungen Burschen, der sich überall durch Neues angeregt fühlte, lebhaft umherblickte und sich

mit seiner Nachbarin munter zu unterhalten suchte; man hielt das Dreiblatt für zusammenhörig, für eine Familie, und wunderte sich doch über ihre auffallende Verschiedenartigkeit. Adelheid, die selten wo anders als an einem öffentlichen Wirthshaustische gespeist hatte, fühlte sich weder durch beobachtende Blicke noch durch auf sie gerichtete Augengläser mehr beeinträchtigt. Sie verstand sogar solche Blicke auszuhalten und mit scheinbar starrem Trotze zu erwidern, so daß der Beobachter die Augen eher abwendete als sie die ihren, und doch hatte sie kaum ein Bewußtsein davon. Die Menge der Menschen in solchen Stunden war ihr das Alltägliche, der einzelne darin für ihre Theilnahme nicht bedeutender als der Kleiderständer oder der Kellner, welcher sie bediente. Anders war es heute, da sie einen Tischnachbar hatte, der sich um sie bekümmerte. Zwar gesprächig wurde sie auch nicht, sie gab nur kurze Antwort, aber doch so, daß er verstand, wie sie auf die Unterhaltung einging und sich weder in der guten Laune noch im Gespräch gestört zu fühlen brauchte.

Die beiden jungen Leute waren sich darin um so mehr überlassen, als Herr Pistorius auch seinerseits einen Nachbar gefunden hatte, den er zu fesseln wußte. Er sprach Englisch mit ihm, da derselbe der deutschen Sprache nicht mächtig war. Dieser Nachbar stellte sich als ein Professor der Universität zu Edinburg heraus und schien auch ein auf gelehrtem Boden recht eigenartig gediehenes Geschöpf Gottes. Die Gelehrsamkeit bringt nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den verwandten germanischen Nationen und ebenso in Frankreich und Italien menschliche Spielarten hervor, deren Vertreter meist eine gewisse Fühlung zu einander haben.

Ob sie einander ergreifen oder abstoßen, das hängt oft nur von der Form der ersten Prüfung ab. Zwischen Herrn Pistorius und dem schottischen Original schienen die ersten Minuten für die Annäherung günstig zu sein. Beim Nachtisch waren sie in die Unterhaltung fest verflochten, und als man sich erhob, begaben sie sich in das Lesezimmer, um das angesponnene Thema weiter durchzusprechen.

Holmar und Adelheid gingen vor die Thür und setzten sich unter die Nußbäume. Dem jungen Mädchen fiel plötzlich eine Ode des Horaz ein, deren Anfang ihr auf die Lippen trat. Holmar fuhr darin fort, zum Zeichen philologischen Entgegenkommens. Und nun geriethen sie auf ein Unterhaltungsspiel, wie es im Angesicht der Eisgebirge von Reisenden selten getrieben werden mag. Sie prüften einander gleichsam auf Horazische Oden, indem Eins dem Anderen den Anfang irgend einer Strophe hinwarf und zur Fortsetzung aufforderte. Zehn Minuten lang wurde das Spiel mit aufregendem Eifer fortgesetzt, dann aber hielt es der junge Mann nicht mehr aus. „Nein, das ist zu toll!" rief er, indem er lachend aufsprang. „Sind wir in die Alpen gegangen, um mit dem alten ledernen Römer Fangball zu spielen? Kommen Sie mit, wenn Sie nicht zu müde sind! Von der Anhöhe dort muß die Aussicht auf das Thal wundervoll sein. Den alten Herrn lassen wir unten, er könnte den steilen Weg doch nicht zurücklegen. Ich will ihm sagen, daß wir allein gehen."

Adelheid zögerte einen Augenrlick, dann entgegnete sie: „Er geht mit. Er ist sehr rüstig." Sie gab diesen Worten eine Betonung, aus der etwas wie Bitterkeit hervorklang. „Ich will ihn fragen!" fuhr sie schnell fort und ging nach

dem Lesezimmer. Hier fand sie den Vater mit dem schottischen Herrn im Gespräch über normannische und angelsächsische Einwanderung so in einander gerathen wie Seekrebse, die sich mit Scheeren und Ruderfüßen für den Augenblick unlösbar verwickelt haben. Kaum konnte sie die Worte dazwischen werfen: „Herr Holmar will mich nach einem Aussichtspunkte begleiten —“ Der Alte nickte nur und machte eine Handbewegung, ohne sich in der Rede zu unterbrechen; und Adelheid in rascher Ueberlegung, daß der schottische Herr möglicherweise in fünf Minuten davongehen könne, beeilte sich, ihrerseits die Füße zu brauchen und das Zimmer zu verlassen. Es war ein eigenthümlicher Vorgang in ihr, ein Erwachen zum Parteinehmen für einen eigenen Wunsch, ein erstes geplantes Entschlüpfen aus der Macht eines fremden Willens. — „Gehen wir?“ fragte Holmar, als er sie erregt zurückkommen sah. Sie nickte und eilte ihm fast voraus, die Straße unter den Nußbäumen entlang. Ihr war zu Muth wie einem Kinde, das davonläuft, um nicht sobald eingefangen zu werden, und es war ein wohliges Gefühl, einmal etwas zu wagen. — Der Weg ging eine halbe Stunde ansteigend, gegen das Ende wurde er steil und beschwerlich. Holmar wollte ihr an einigen Stellen die Hand reichen, sie unterstützen. Sie lehnte es ab, aber es freute sie, daß sich Jemand aufmerksam gegen sie bezeigte. Sie war auch darin unverwöhnt. Auf der Platte des Vorsprungs angelangt, ließen sie sich auf Rasen und Moos nieder. Holmar mußte bei all' der Naturschönheit, die ihn überraschte, seiner Freude Worte geben. Adelheid hatte dergleichen Landschaften viel gesehen, war aber nie von Jemand aufmerksam gemacht worden, worin das Schöne liege, wie die Einzelnheiten sich

zum Ganzen verhielten, welchen Werth Farbe und Luftstimmungen brachten. Sie war darin unentwickelt wie ein Kind, dessen Auge noch nicht gelernt hat, die Natur zu sehen. Ihr junger Gefährte, ohne Absicht, etwas erklären oder sie zu belehren, setzte bei ihr den gleichen Genuß voraus, sie aber hörte von ihm Bezeichnungen, Bemerkungen, die sie wie Winke überraschten. Ihr Auge wurde gleichsam weiter und tiefer, schärfte sich und blickte forschender auf das, was ihm gefiel.

Plötzlich rief Holmar: „Da sind Alpenrosen! Die hol' ich!" Sie sah ihn davonspringen, einen Felsen erklettern und, auf schroffer Kante sich höher wagend, die Hand ausstrecken, um die Blumen zu erreichen. Das Herabkommen schien schwieriger und gefährlicher. Ihr wurde bange, als sie ihn gleiten, rutschen sah — aber sie sagte nichts, und verfolgte seinen Weg mit gespannten Blicken. Endlich that er einen herzhaften Sprung und kam heil unten an. Mit gerötheten Gesicht und etwas verschobenen Kleidern überreichte er ihr den Strauß Alpenrosen. Adelheids Gesicht wurde von einer etwas lebhafteren Farbe überflogen, denn eine ganz unbekannte Genugthuung überraschte sie. Es hatte ihr Jemand nicht ohne Gefahr einen Strauß vom Felsen geholt — ihr, dieser Adelheid Pistorius, der noch niemals Blumen geschenkt worden waren! Und das war nun ihr Eigenthum, sie hielt es in der Hand, und es bewegte sie trotz der Freude in einer Weise, daß sie die Augen niederhalten mußte, denn sie fühlte, daß sie feucht wurden. — Holmar, der nichts davon gewahr wurde, ließ sich auf das Moos nieder, zog etwas aus der Tasche und sah sie lächelnd an. „Eins könnten Sie mir zur Belohnung erlauben!"

begann er. „Darf ich eine Cigarre anzünden?“ Adelheid gab nickend ihre Zustimmung. Ihr Vater rauchte nicht, und sie hatte niemals auf das Rauchen der Männer Acht gegeben. Aber als sie jetzt zusah, wie Holmar seine Cigarre anzündete und die ersten Züge that, fand sie, daß das Rauchen unter Umständen doch eine recht kleidsame Beschäftigung sei.

Das Gespräch lockerte sich ein wenig, und Holmar summte ab und zu ein Stück Melodie vor sich hin. „Singen Sie etwas!“ sagte Adelheid. — „Wenn Sie große Musik gewöhnt sind,“ entgegnete er munter, „dann fordern Sie mich lieber nicht auf.“ — „Ich kenne fast gar keine Musik!“ gab sie zurück. „Singen Sie das weiter, was Sie eben anfingen!“ Es war ein einfaches Volkslied, und Holmar ließ es unbefangen und ohne Kunst bis zur letzten Strophe in die Weite klingen. Adelheid sah schweigend hinaus und blieb in regungslosem Schweigen, als er geendet hatte. Nach einer Weile begann er: „Sie sagen, daß Sie fast gar keine Musik kennen, und sind doch so weit in der Welt umher gewesen. Sie deuteten im Gespräch an, daß Sie in Paris waren, in Rom, Neapel, London. Haben Sie da niemals Musik gehört? Keine Oper? Kein Concert?“ Adelheid schüttelte den Kopf. „Immer nur auf der Flucht?“ fuhr er fort. „Wie muß ich mir überhaupt Ihr Leben denken? Ich habe Ihnen von meinem einfachen Lebensgange gleich ehrlich Rechenschaft gegeben — ich will zwar nicht unbescheiden sein, aber ein Bischen könnten Sie mir von dem Ihrigen wohl mittheilen.“

Adelheid zögerte, plötzlich aber faßte sie sich ein Herz. Und so erzählte sie ihm, nur in den äußersten Umrissen, von ihrer Erziehung, ihren Studien und dem Leben mit dem

Vater. Holmar gerieth in Erstaunen. Ohne daß sie eine eigentliche Unbefriedigung ihres Daseins aussprach, erkannte er es doch als ein freudloses, und die innerlich verkümmerte Natur des Mädchens wurde ihm klar. Ein tiefes Mitleid erfüllte ihn, zugleich mit heftigem Groll gegen den Mann, der ihr eine Entwickelung wider alle Regel und menschliche Ordnung aufgedrungen hatte. Aber er scheute sich noch, seine Erregung in Worte zu sammeln, und blieb schweigend neben ihr sitzen. Da sprang Adelheid erschreckt auf. „Die Sonne ist untergegangen!“ rief sie. „Wir haben noch ein Stück Weges. Der Vater wird längst ungeduldig sein!“

Holmar war beim Herabsteigen ernster, aber nur noch ritterlicher und zuvorkommender gegen seine Begleiterin. Auf gesenkter Straße kamen sie schneller nach dem Gasthofe, als sie erwartet hatten. Der Abend war nach Sonnenuntergang sehr kühl geworden, die Reisenden saßen im Saal in noch lebhaften Gruppen bei der Lampe. Die Ankömmlinge sahen Herrn Pistorius in eifrigem Gespräch — aber nicht mehr mit dem gelehrten Schotten, sondern mit zwei Herren, welche kaum etwas Anderes als deutsche Gymnasiallehrer auf der Ferienreise sein konnten. Sie waren des Gespräches überdrüssig, machten sich augenscheinlich über ihn lustig, und eben kam der Augenblick, da sie aufbrachen, um ihn allein sitzen zu lassen, als Adelheid und Holmar zu ihm traten. Er zeigte keinen üblen Humor über ihr längeres Ausbleiben, denn er hatte sich nach seiner Art gut unterhalten, und sah nun mit Vergnügen den jungen Mann wieder vor sich, mit dem er seine Redelust weiter üben konnte. Aber er sollte erfahren, daß er auch über diesen nicht so ganz verfügen könne. Denn Holmar, der sich bereits ein annähernd richtiges

Urtheil über Herrn Pistorius gebildet hatte, wollte dem Egoismus und den tyrannischen Launen des Mannes nicht dienen. Adelheid mußte müde sein, und eigentlich war es Holmar auch. So erklärte er denn die Gespräche für heute beendigt, und verlangte Rücksicht für die junge Dame, die nach den Anstrengungen des Tages der Ruhe bedürfe. Der Alte ließ sich bedeuten, und man trennte sich. Holmar, um einer Nacht gesunden Schlafes ohne Träume entgegenzugehen; nicht so Adelheid. Sie hatte in den Stunden eines halbes Tages innerlich mehr erlebt als in einem halben Leben. Noch ging es wie Erstaunen über ein Unbegreifliches durch ihre Seele, daß sie Vertrauen um Vertrauen mit einem Fremden getauscht hatte — aber er war ihr schon kein Fremder mehr. Im Halbschlaf, in huschenden Träumen gingen die Erlebnisse nochmals an ihr vorüber — dann sah sie ihn plötzlich springen, in den Abgrund stürzen, und fuhr entsetzt auf. Oder sie sah ihn im Schneegestöber verschwinden, wollte ihm nachrufen, aber die Stimme versagte ihr, und angstgepeinigt rang sie dem Erwachen entgegen. Als aber die innere Erregung nachließ, und sie gegen Morgen einige Stunden beruhigten Schlafes gefunden, athmete sie dem Sonnenschein des Tages erquickt entgegen, erfüllt von der Hoffnung, daß das gestern Erlebte sich heute freudebringend fortsetzen werde.

Holmar war bei Zeiten auf den Beinen, und spazierte mit Ränzel und Stab bereits vor der Thür umher, ab und zu einen Blick in den Saal werfend, ob Vater und Tochter noch nicht erschienen, von welchen er sich verabschieden wollte. Er, der gewöhnt war, den Tag früh zu beginnen, um so mehr noch den Wandertag, wurde ungeduldig über die

Langschläfer, denn schöne kühle Morgenstunden waren ihm schon verloren gegangen. Endlich erschienen sie. Holmar begrüßte sie, zur Wanderung gerüstet, und wollte sich empfehlen, da, wie er meinte, die Reiseziele leider jetzt wohl aus einander gehen würden. Adelheid erschrak, als sie von Abschiednehmen hörte, und Herr Pistorius sprach laut aus, daß er nicht begreife, warum Holmar allein von dannen wolle, da sie ja gemeinsam reisen könnten.

„Es thut mir sehr leid," sagte dieser, indem er das junge Mädchen ehrlich anblickte, „wirklich sehr leid, daß wir uns schon trennen müssen, aber ich habe mir einen Weg bestimmt vorgezeichnet, will eine bestimmte Anzahl von Orten sehen und habe dazu nur noch eine bestimmte Anzahl von Tagen zu verwenden." Er hätte hinzufügen können: und ein bestimmtes Reisegeld, welches ich nicht überschreiten kann. „Eine Aenderung meines Planes dürfte mir Verlegenheiten bereiten," fuhr er fort, „und — Sie werden vermuthlich nun die andere Römerstraße aufsuchen, wo die lateinische Inschrift sich findet —"

Herr Pistorius aber hatte diesen Reisezweck bereits vergessen, und wollte jetzt nichts mehr davon hören. „Römerstraße! Zweiundzwanzigste Legion — was da!" rief er. „Lassen wir die Inschrift stehen, wo sie Lust hat! Laufen Sie uns nicht davon! Wir reisen zusammen!" Holmar entgegnete mit Ernst und Ruhe, daß er sich um keinen Preis von seinem Wanderplan werde abbringen lassen, und — so gestand er jetzt offen — auch nicht von seiner Art und Weise zu reisen, die eben durch seine Mittel vorgeschrieben sei. Aber er sollte ja auch nicht um einen Schritt davon abgebracht werden, versicherte Herr Pistorius; er möge nur

die Führung übernehmen, man wolle sich ihm gern anvertrauen. Holmar erfuhr, daß der Gelehrte nur um jener Inschrift willen nach der Schweiz gereist, und jetzt, da er diese Nachforschung aufgegeben, ganz ohne Ziel und Plan sei. Der junge Mann sah Adelheid lächelnd an, und gestand, daß er sich aufrichtig freue, unter solchen Umständen noch in ihrer Gesellschaft bleiben zu können. Er sah auf den Strauß der gestern gepflückten Alpenrosen, der, obgleich schon etwas welk, noch in ihrer Hand war, und sagte: „Wenn Sie Muth haben, meine Kletterwege mitzugehen, pflücke ich täglich frische!" Adelheid nickte, ohne für ihre Freude ein Wort zu finden. Bald darauf brachen sie auf.

Welche Thäler sie sahen, welche Berge sie bestiegen, auf welchen Seen sie fuhren, ist nicht von Belang. Adelheid hatte Eins und das Andere früher schon gesehen, jetzt sah sie Alles doch eigentlich zum ersten Mal. Sie scheute keinen Weg und kein Wetter, sie ermüdete nicht, so lange Holmar vergnügt neben ihr schritt, sie fand alle seine Anordnungen gut, besser, als sie dergleichen gewöhnt war. Auch der Alte zeigte sich sehr rüstig, und da er in den gewöhnlichen Dingen des Lebens ziemlich unpraktisch war, ließ er sich die Führung Holmars gern gefallen. Die Reise selbst, die Gegenden, Berge und Seen waren ihm ganz gleichgiltig, sein Interesse gehörte dem jungen Führer, welcher Geduld genug zeigte, sich gelehrt mit ihm zu unterhalten. Er nahm es auch nicht übel, wenn diesem der Geduldfaden einmal riß, und er mit kecker oder lachender Abwehr auf etwas Anderes übersprang. Kleine Conflicte drohten freilich schon in den ersten Tagen, wobei denn, der Entschiedenheit Holmars gegenüber, Herr Pistorius sich zum Nachgeben entschloß. Ja er, der recht-

haberische, despotische Mann, dessen harter Kopf sonst seinen Willen durchzusetzen pflegte, war so eingenommen von dem jungen Gefährten, daß er sich nach geringem Widerstand von ihm bestimmen ließ. Daß Herr Pistorius ein reicher Mann war, wußte Holmar nicht, und Niemand wäre darauf gekommen, der ihn und seine Tochter nur in ihrem gewöhnlichen Reiseaufzuge kannte. Der Alte war aber gewöhnt, überall in den ersten Hotels einzukehren, um dort freilich immer schlecht untergebracht zu werden und bei der Abreise die Dienerschaft durch unerwartet große Trinkgelder in Erstaunen zu setzen. Er wurde überall mürrisch empfangen, nachlässig bedient, aber mit angelegentlichster Höflichkeit entlassen. Holmar aber war nicht zu bewegen, sich der „Beutelschneiderei" anheim zu geben und dem Gewimmel der Kellner, welchen gegenüber ihm, wie er sagte, die Hand juckte. Er hatte für die ganze Reise seine Notizen über kleinere Gasthöfe, wo man nicht minder gut aufgehoben sei, und zu diesen mußte sich Herr Pistorius nach einigem Kampfe denn auch entschließen. Holmar wagte noch viel mehr, aufgemuntert durch das tägliche Zusammenleben. Er verlangte von dem Alten mehr Rücksicht für Adelheid, und schnauzte ihn ganz wacker an, wenn dieser in der Gleichgiltigkeit für die Bedürfnisse seiner Tochter den egoistischen Tyrannen spielen wollte. Dafür gestattete Holmar, entgegenkommend, auch ab und zu einen Wagen für Wege, die er allein wohl gegangen wäre, und war großmüthig genug, darin mitzufahren. Bei dem andauernden kleinen Kampfe gegen Herrn Pistorius mußte es zu scherzhaften Einverständnissen zwischen Adelheid und Holmar kommen, so weit, daß sie zuweilen List brauchten, ihn irgendwo durch Unterhaltung mit Anderen zu beschäftigen,

um ein Stündchen allein ihre Wege zu gehen, harmlos, als unverdorbene Kinder, wie am ersten Tage ihrer Begegnung.

In diesen Tagen, welche nun schon in die zweite Woche hinüberreichten, ging dem jungen Mädchen ein Leben innerlich auf, ein Erwachen zu tausend neuen Anschauungen und Gedanken, ein Aufspringen immer neuer Quellen der Empfindung, der Freude, des Genusses, daß sie jetzt erst zu sehen, zu hören, zu lernen, zu denken anfing oder anzufangen glaubte. Wie eng war bisher der Kreis ihres inneren Theilnehmens, wie grau und öde diese innere Welt gewesen! Jetzt brachte ihr jeder Tag hundertfältig Neues. Denn Holmar gehörte dem Leben und der Lebenshoffnung, sein Wissen war nicht auf ein enges Gebiet beschränkt, sein Streben vielseitig, seine Aufmerksamkeit auf Alles gerichtet. Er sah in Städten, Straßen, an Gebäuden und sonstigen öffentlichen Werken Dinge, an welchen sie sonst blöde vorübergesehen hatte; er kannte die Gesteine auf den Bergen, die Pflanzen in Thälern und auf Matten; er kannte die Geschichte des Volkes, er erkundigte sich nach Sitten, bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen, er merkte auf sprachliche Wendungen und Eigenthümlichkeiten. Sie hatte nicht gedacht, daß so Vielerlei und so Getrenntes in einem Kopfe vereinigt werden könne, und doch fühlte sie, daß viel davon mittlerweile auch in ihren Kopf schlüpfte. Sie verdankte ihm unendliche Belehrung, ohne daß er jemals die Miene machte, sie zu belehren. Was ihr reiche Anregung brachte, das warf er wie Gold aus einem Glückssäckel, ohne zu fragen, wer es fände; er that es oft zwischen scherzendem Uebermuth und lustigem Gesang. Ihr ging ein glückseliges Leben im Gemüth auf, und sie mochte nicht daran denken, daß diese Gemeinsamkeit einmal aufhören werde

Was Holmar betraf, so lag ihm nichts ferner, als sich etwa in Adelheid zu verlieben. Er würde über eine solche Möglichkeit gelacht haben, allein er dachte sie gar nicht. Er machte ihr nicht den Hof, wenn er aufmerksam und rücksichtsvoll gegen sie war. Er konnte ihr sogar viele Dienste nicht leisten, zu welchen er erbötig gewesen wäre, weil sie nicht gewöhnt war, Dienste zu empfangen, manche Aufmerksamkeiten sogar ablehnte, weil sie nicht gelernt hatte, einen Werth darin zu sehen. Er kam in ein Vertrauensverhältniß zu ihr wie zu einer Schwester, wobei gemeiniglich die Frage, ob sie hübsch oder häßlich sei, gar nicht auftaucht; ja, mehr noch, Adelheid wurde ihm wie ein guter Kamerad, dem er in herzlicher Freundschaft ergeben war. Je mehr die ihm gemessene Reisezeit ablief, desto öfter kam er darauf zu sprechen, wie schade es sei, daß man sich trennen müsse; er aber war es doch, der den Vorschlag machte, in brieflichem Zusammenhang mit einander zu bleiben. Sie zögerte nicht, sondern sprach ihr Ja mit voller Zustimmung aus, und die jungen Freunde besprachen eifrig ihren Briefwechsel, der bei dem voraussichtlich dauernden Wanderleben von Vater und Tochter einiger Vorkehrungen bedurfte, selbst wenn man nicht daran dachte, ihn Herrn Pistorius zu verbergen.

Aber noch ehe die guten Tage vorübergingen, sollte Adelheid eine Mahnung empfangen, ihr Glück innerlich abzuwägen und die Schwingen ihrer Seele zu beschränken. Man näherte sich schon der Grenze der Schweiz, als am Ufer eines Sees, bei dem Landeplatze der Schiffe, Holmar sich angerufen hörte. Er eilte einer Gruppe von Herren und Damen zu, in welcher er Familien aus der Universitätsstadt, die er zuletzt besucht hatte, erkannte. Die Begrüßung

war lebhaft, wie sie zu sein pflegt, wenn Bekannte sich unvermuthet in der Fremde treffen. Zwei hübsche junge Mädchen in elegantem Reiseanzug zeichneten sich durch sehr lautes Sprechen, Lachen und etwas auffälliges Wesen aus. Holmar schien bei ihnen gut angeschrieben, und wurde eine Weile festgehalten. „Was für einer Eule haben Sie sich denn da angeschlossen?“ frugte eine der Damen, ohne ihre Stimme sonderlich zu dämpfen. Holmar sprach alles mögliche Gute von seinen Reisegefährten, und fügte hinzu, daß Adelheid nicht nur geläufig englisch, französisch und italienisch, sondern auch lateinisch reden, sogar griechisch lesen könne. Die Damen lachten; da läutete man vom Schiffe, und die bunte geräuschvolle Gruppe verabschiedete sich, um einzusteigen.

Wenn Adelheid sonst auf die Reisezüge um sie her wenig achtete, so war diesmal ihr Auge schärfer, ihr Gehör gespannter gewesen. Und so war ihr die Frage nach der Eule, der sich Holmar angeschlossen, nicht entgangen. Es gab ihr einen Stich durch das Herz, zumal sie die Schönheit der Mädchen erkannt und Holmars höfliches Wesen gegen sie beobachtet hatte. Gleich darauf kam der junge Mann zurück, nannte die Namen der von ihm Begrüßten und fügte halb lachend hinzu: „Wahrhaftig, ich mußte mich schämen über den Aufzug, in welchem ich den Damen unter die Augen trat! Meine Kleidung ist in abscheuliche Verfassung gerathen.“ Adelheid fühlte sich durch diese Worte befremdet, sogar etwas verletzt. Sie hatte bis dahin noch nicht gefunden, daß er in seiner Reisekleidung nicht gut aussähe, jetzt wurde sie durch ihn belehrt, daß er vor jenen schönen Tagvögeln gern besser ausgesehen hätte, während er für sie, die häßliche Eule, auch in einem abgetragenen Anzuge sich immer noch

gut genug gekleidet dünkte. Sie biß die Lippen aufeinander, denn neben einem schmerzlichen Gefühl stand etwas von Trotz in ihr auf. Sie überließ Holmar dem Gespräch mit dem Vater, und ging in brütender Stimmung hinter ihnen her. Plötzlich kam sie zu innerer Ermannung. Was soll das in mir? fragte sie sich. Ist nicht das ganz Selbstverständliche vorgegangen? Haben wir in unserem abscheulichen Aufzuge ihm nicht ein Recht gegeben, gering zu denken von unseren Anforderungen an äußere Erscheinung? Und was kann er dafür, wenn ein paar hübsche Mädchen ihn anlachen? Daß sie mich eine Eule nennen, ist auch zu begreifen. Aber habe ich nicht dankbar zu sein, daß er die Begleitung der häßlichen Eule nicht verschmäht? Dieser innere Vorgang machte ihr so viel zu schaffen, daß sie beschloß, offen mit ihm darüber zu sprechen. Und kurz darauf, als sie sich auf einige Minuten mit ihm allein sah, begann sie: „Was sagte die schöne junge Dame doch von der Eule, der Sie sich angeschlossen haben?“

Holmar sah sie an, und ein Bedauern ging durch sein Gemüth, daß das Mädchen dergleichen hatte hören müssen. „Wir dürfen solche Reden dem glänzenden Alltagsvolk nicht übel nehmen,“ sagte er. „Unsereins dient ihm immer nur zum Spott.“

„Sie auch?“ fragte Adelheid, indem sie ihn ungläubig von der Seite ansah.

„Ich auch,“ entgegnete er. „Als ich um meiner Subsistenz willen den jüngeren Kindern des Professors Unterricht gab, behandelte mich Fräulein Rosalie nur mit hochnäsiger Herablassung. Ich that es ihr gleich, und als sie es zu weit trieb, gab ich es ihr gründlich zurück. Seitdem

lacht sie mit mir, aus Allem aber hört man den Spott heraus. Können Sie sich denken, daß diese Rosalie schon einunddreißig Jahre alt ist? Schon zweimal war sie verlobt — entweder hält es Keiner mit ihr, oder sie hält es mit Keinem aus. Man fürchtet sie wegen ihrer bösartigen Zunge. Gelernt hat sie wenig, aber sie ist gescheidt wie der Teufel. Wie oft hat sie mich einen langweiligen Philister genannt! Von ihr als eine Eule bezeichnet zu werden, kann Ihnen nur zur Ehre gereichen. Denn" — fuhr er munter fort — „ist die Eule nicht der gefiederte Bote und Begleiter der Athene? Wir gelehrten Nachtwächter sollen mit der grauen Freundin, unserer Schutzpatronin, gute Freundschaft halten. Eine Eule darf etwas ganz Ehrwürdiges für uns sein!"

„Ja, das ist auch wahr!" rief Adelheid plötzlich ganz vergnügt. „Ich will mich gern selbst als Eule fühlen, und — oh, ich weiß etwas Lustiges! Ich lasse mir ein Petschaft stechen mit einer Eule und siegele damit alle meine Briefe!"

„Ja!" rief Hollmar. „Und Sie müssen mir gestatten, daß ich mir das gleiche Zeichen wähle! Dann mögen die Eulen ihren Flug unterwegs kreuzen! Ich habe Ihre Handschrift noch nicht gesehen, mit dem ersten Eulensiegel werde ich sie begrüßen und kennen lernen!" Die jungen Leute wurden sehr heiter bei diesem Plane, und Adelheid fühlte im Stillen noch eine kleine Genugthuung. Sie empfand es tröstlich, daß „diese Rosalie" schon einunddreißig Jahre zählte, und es war ihr ganz recht, daß hinter ihrem lachenden Wesen nur eine Verspottung des Freundes verborgen sein sollte, obgleich sie, um dieses Spottes selbst willen, die Dame sehr tief in ihrer Achtung herabsetzte.

Der Tag der Trennung kam heran. Adelheid hatte

sich mit Fassung darauf gerüstet. Blieb ihr doch die Aussicht auf den brieflichen Verkehr mit dem Freunde. Und daß ein Wiedersehen ausgeschlossen sein sollte, das konnte sie sich nicht denken. Anders nahm Herr Pistorius den Abschied. Er war unwillig, daß derjenige ihn verlassen wollte, der vierzehn Tage lang geduldig alle seine Gespräche ausgehalten hatte. Er, der nicht eigentlich einen Lebenszweck hatte, außer der andauernden Erziehung seiner Tochter, konnte sich nicht in die Lage eines Anderen versetzen, der einer Thätigkeit entgegenging und keine Geldmittel besaß; oder, wenn er eine solche Lage schon zugeben mußte, so mißbilligte er sie sehr, insofern sie seinen persönlichen Wünschen entgegenstand. Er beschloß noch einen Angriff auf Holmar zu machen. Unter vier Augen bot er ihm eine ansehnliche Geldsumme, für die er sich verpflichten sollte, auf eine bestimmte Zeit bei ihm zu bleiben. Holmar, der im Verlauf der Tage zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Herr Pistorius ein ziemlich wohlhabender Mann sein müsse, sah ihn bei diesem Anerbieten erstaunt, ja mit Entrüstung an. Hätte der Alte eine ansprechendere Form gewählt und ihm etwa vorgeschlagen, auf ein oder einige Jahre als sein Reisebegleiter die Welt in größeren Kreisen zu betrachten, wer weiß, ob der Plan nicht etwas Verlockendes für den jungen Mann gehabt hätte. Aber dieses plumpe Darbieten einer bestimmten Summe brachte ihn im Innersten auf. Der Stolz des hoffnungsreichen Armen trat der Anmaßung des bedürftigen Reichen hart gegenüber. Holmar nahm sich zusammen, dankte, lehnte ab und fügte hinzu, daß er Pflichten gegen sich selbst habe, welchen er sich nicht entziehen könne. Dieses Gespräch störte das Einvernehmen der letzten gemeinsamen Stunden. Herr

Pistorius, der Jemand haben mußte, an dem er seine üble Laune auslassen konnte, wendete diese gegen seine Tochter, haderte mit ihr, schalt sie und bereitete ihr unangenehme Auftritte. Ein tiefes Mitleid ging durch Holmars Gemüth, und um ihr etwas Gutes zu sagen, rief er: „Im nächsten Sommer, wenn meine Schulferien kommen, geben wir uns irgendwo ein Stelldichein, und reisen wieder ein paar Wochen zusammen!“ Adelheids Augen wurden weit, der Alte aber griff das Versprechen auf, und in schnell verbesserter Laune rief er: „Richtig! Wir gehen zusammen nach Neapel, studiren den Ausbruch des Vesuv und den Untergang von Pompeji mit dem Plinius in der Hand!“ Holmar lachte und ließ das dahingestellt sein. Die Stimmung war wieder besser geworden, und man nahm Abschied, um verschiedene Wege einzuschlagen.

Adelheid, für die es nicht viel zu packen gab, da sie immer gerüstet sein mußte, irgend wohin abzureisen, hatte ihren Vater nach Aegypten zu begleiten. Denn in der Schweiz war Herr Pistorius mit zwei aus Afrika kommenden Engländern in ein Gespräch gerathen, und sofort zu der Ueberzeugung gelangt, daß er seine Tochter an Ort und Stelle über den Bau der Pyramiden zu unterrichten habe. Ihretwegen hätte es ebenso gut zum Studium des Wallfischfanges nach Norden gehen mögen, als zu den Pyramiden. Sie brachte dem Wechsel von Ort und Gegend, dem Gehen und Bleiben jetzt die frühere Gleichgiltigkeit entgegen. Aber ein inneres Gut nahm sie doch mit sich, einen Schatz von Anregungen, Gedanken, Erinnerungen, den Beginn eines Wandels ihrer Anschauungen, ihres ganzen Wesens. Und es war ihr lieb, daß sie auch mit dem Vater von ihrem Freunde sprechen konnte. Zwar sie selbst brachte die Rede

nicht leicht auf ihn, dagegen that es der Alte, und mit häufigem Bedauern, daß der junge Mensch nicht so viel Vernunft habe annehmen wollen, mit ihm zu reisen.

Wenn Herr Pistorius einen bestimmten Plan hatte, pflegte er schnell und geradenwegs auf sein Ziel loszugehen. Adelheid war bald in Aegypten, mußte mit äußerster Anstrengung mit auf die Pyramide des Cecrops klettern, und auf dunklem Wege in das Innere derselben kriechen. Sie betrachtete diese Dinge jetzt mit aufmerksameren Augen, und sie glaubte erst sehen gelernt zu haben. In Kairo siegelt sie den ersten Brief mit dem Eulenpetschaft, der nach einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gerichtet war. In Triest auf der Rückreise fand sie, wie verabredet worden, das Eulenzeichen des Freundes. Sie erfuhr, daß er als Lehr am Gymnasium angestellt sei, und sich sofort eine wiss schaftliche Arbeit vorgenommen habe, die ihn in seiner Einsamkeit für Manches entschädige. Nun gingen die Briefe rascher hin und wieder, und zwar sehr ausführlich, wie es bei dem Beginn einer Correspondenz zu geschehen pflegt. Holmar schrieb an sie wie an einen Studienfreund, dessen Theilnahme für Alles vorausgesetzt wird. Und da Adelheid ihre Briefe durchweg „die Eule“ unterzeichnete, redete er sie auch wohl als „liebes Eulenschwesterchen“ an. Im Frühjahr machte Herr Pistorius eine längere Rast in Florenz, wo er in den Bibliotheken nothwendig etwas über Macchiavelli aufsuchen mußte. Im Juni war er schon bis Basel vorgeschoben, welches für Adelheids Erziehung in Betreff der altdeutschen Malerei wichtig wurde. Zu Ende des Monats hieß er seine Tochter an Holmar schreiben und an sein Versprechen mahnen. Wenn es nicht nach Pompeji sein könnte,

so schlage er eine Reise nach dem südlichen Frankreich vor, um die sehr bedeutenden und wichtigen römischen Ueberreste gemeinsam zu prüfen.

Der junge Gymnasiallehrer schrieb umgehend zurück: Er anerkenne die Wichtigkeit der südfranzösischen Römerbauten; von größerer Bedeutung aber sei es für ihn, daß er nur über eine sehr schmale Reisekasse zu verfügen habe, die ihm nichts als einen kleinen Ausflug verstatte. Er denke sich nach Dresden zu begeben und werde sich freuen, wenn er mit den Freunden unter Kunstwerken und in den Elbgegenden umherschweifen könnte. Herr Pistorius brummte, Adelheids Herz jubelte, und Abends eilte sie mit dem Vater nach dem Bahnhofe, um Morgens dem Freunde schreiben zu können: Wir sind schon da!

Sie war dankbar, sie rechnete es ihm hoch an, daß ihm wirklich ein Wiedersehen willkommen war. Die Armuth und Einschränkung, in der er lebte, geistig immer mit großen Plänen und Hoffnungen erfüllt, erschien ihr poetisch und ehrwürdig zugleich; seine rege Thätigkeit bewundernswürdig gegenüber dem dilettantisch gelehrt thuenden, zerstreut zwecklosen Leben, welches sie mit ihrem Vater zu führen hatte. Und als der Freund nun kam, wie glücklich war sie, daß die goldenen Tage sich erneuern sollten. Sie fand ihn stattlicher und gesetzter geworden. In das glatte Bubengesicht vom vergangenen Sommer war ein jugendlicher blonder Schnurrbart gekommen, in welchem sie zum ersten Mal die Bedeutung dieses männlichen Schmuckes bewunderte. Holmar dagegen fand seine Freundin so ziemlich unverändert, nur daß die Gesichtsfarbe etwas lebhafter, ihr Wesen etwas rascher und freier geworden war. Ihre Kleidung mochte eine neue sein,

aber sie zeigte noch immer denselben unbeschreiblichen Zuschnitt, halb Soldatenmantel, halb Mönchskapuze. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, sich zu schmücken; sie war so gewöhnt, in dieser Tracht einherzugehen, sie sah überdies die Vortheile derselben ein, bei dem rastlos umherfahrenden Leben mit dem Vater, daß sie nicht mehr daran dachte, ihre Tracht zu verändern. Holmar machte diesmal wenig Umstände mit Herrn Pistorius, da er keine sonderliche Achtung für ihn, eher geheimen Groll gegen ihn hegte. Mit Adelheid allein wollte er Kunst und Natur genießen, daher suchte er den Alten oft in der Bibliothek festzusetzen. Es war nicht schwierig und so blieben den Freunden schöne Stunden, in welchen Adelheid sorglos und gern den Arm Holmars annahm, um sich von ihm führen zu lassen. In einem rein freundschaftlichen, kameradschaftlichen Verhältniß blieben sie auch jetzt, und Adelheid war damit zufrieden und glücklich, sie bewahrte ihre Gedanken vor Hoffnungen, daß es jemals ein anderes werden könne. Innerlich befestigter war es aber bei diesem Wiedersehen doch geworden. Auch bei Holmar, dem es erschien, als könne er kaum noch ein Geheimniß vor der Schwester haben.

Und als sie sich zum zweiten Male getrennt hatten, flogen die Brief-Eulen wieder um so lebhafter durch die Welt, denn durch die neue Anknüpfung schienen die Freunde innerlich nur bereichert und um so ausgiebiger gestimmt.

Wohin Herr Pistorius im Laufe des nächsten Jahres reiste, ist gleichgiltig. Er war im Süden und im Norden, beschäftigt mit eitel geschäftslosem Müßiggang. Die Sommerferien kamen, Adelheid war brieflich darauf vorbereitet, daß der Juli kein Wiedersehen bringen werde, da Holmar von „übermäßiger Arbeit und gar keinem Reisegeld“ schrieb. Und

es verging ein drittes Jahr, da wurde der Freund an einen anderen Ort und in eine höhere Stellung versetzt, Vorgänge, die ihm eine Sommerreise nicht erlaubten. Bald wurden die Briefe seltener, und zwar auch von Adelheids Seite.

Sie wollte dem Freunde nicht klagen, daß sie einen schweren Stand mit dem Vater hatte. Aus ihrem unterwürfigen, sclavisch erzogenen Gehorsam mußte sie sich mit der Zeit zu einiger Entschiedenheit ermannen, denn die Wunderlichkeiten des Alten nahmen in auffallender Weise zu. Oft sah sie sich gezwungen, ihm mit ihrer besseren Einsicht energisch entgegenzutreten. „Von wem Du das gelernt hast, weiß ich auch!“ schrie Herr Pistorius sie eines Tages an. — „Wenn Du es eräthst,“ entgegnete sie mit Ruhe, „so wirst Du an mir nicht mißbilligen, was du bei ihm vernünftig gefunden hast.“ Und der Alte grollte und brummte, ließ es aber schließlich gelten.

Es kam schlimmer mit ihm. Er, der bis zu seinem fünfundsechzigsten Jahre völlig gesund und rüstig gewesen, wurde in Mailand von einem Schlagfluß niedergestreckt. Er war körperlich und geistig gelähmt. Adelheid übernahm mit pflichtvollster Ausdauer die Pflege und Wartung an seinem Lager, Monate lang, schon über ein Vierteljahr, und es war kein Absehen, wie es sich wenden würde.

Da empfing sie einen Brief aus Deutschland. Unter dem Eulensiegel zeigte ihr Holmar — seine Verlobung an. Er habe, theilte er mit, seiner geliebten Braut so viel von seinem Schwesterchen erzählt, daß sie der Freundin einen Gruß von ganzem Herzen zurufe. — Adelheid ließ den Brief aus den Händen fallen. Ein Krampf ging durch ihr Herz, und was sie sich selbst nicht zugestanden, zerriß mit leiden=

schaftlichem Schmerz die Fesseln, die sie sich auferlegt hatte. Sie durfte dem Freunde nicht grollen, denn sie wußte ihm nichts vorzuwerfen. Aber sie fühlte, daß die Welt in ihrem Inneren zusammenbrach, daß sie nun nichts, gar nichts mehr ihr Eigen nannte. Thränen hatte sie nicht, um so grausamer wühlten in ihr Verbitterung, Groll, Lebensverachtung, Selbstanklage, Alles, was ein stets unterdrücktes Gemüth plötzlich zur völligen Hoffnungslosigkeit erwachen läßt. Auch als der erste Sturm ihrer Empfindungen ausgetobt, wurde ihre Seele nicht freier. Die ganze Oede ihres verlorenen Daseins, ohne Jugend, ohne Schmuck des Lebens, ohne ein Band des Verständnisses zu Menschen, breitete sich vor ihr aus, dazu der Blick in eine Zukunft von gleich trostloser Oede. In solcher Gemüthslage hatte sie die Pflichten der Tochter am Krankenbette zu erfüllen, allein, in der Fremde. Zwar erlaubten die Verhältnisse alle Hilfe und Bequemlichkeit, aber der Kranke hatte von seinen Lebensgeistern gerade so viel Eigensinn bewahrt, um jede Handreichung, die nicht von seiner Tochter kam, heftig zurückzustoßen; zwar war sie nirgends heimisch und immer in der Fremde gewesen, jetzt aber fühlte sie den Mangel von Haus und Herd, von menschlicher Theilnahme immer bitterer. Dieser Dienst in der Krankenstube bei Tag und Nacht drohte geistig und körperlich aufreibend zu werden. Aber sie nahm alle Energie zusammen, sie wollte nicht unterliegen, sie beschloß, des inneren und äußeren Elends Meister zu werden. Sie erfüllte ihre Pflichten, ohne Dank zu ernten oder auch nur zu erwarten, sie lernte selbständig zu verfügen über Vermögens- und sonstige Verhältnisse, ihr Charakter hatte jede Gelegenheit, sich festzustellen und auszuprägen. Noch ein ganzes Jahr

währte ihre Sorge am Krankenlager, bis der Tod den Unglücklichen erlöste.

Adelheid hatte den Brief Holmars und die Grüße seiner Braut nicht zu entgegnen vermocht. Sie that es erst, als sie dem Jugendfreunde zugleich den Tod ihres Vaters anzeigte. Und zwar geschah dies von England aus, wohin sie eine Einladung, die erste in ihrem Leben, angenommen hatte.

Darüber waren viele Jahre vergangen.

Nun ging wieder die akademische Ferienzeit an, und mit ihr zogen, wie in jedem Jahre, Musensöhne mit Ränzel und Stock durch die Berge, und ernste Kathedergesichter klärten sich auf, um in der Natur Erquickung zu suchen.

Ein Mann mit zwei Knaben stieg am heißen Nachmittag eines Augusttages den etwas steinigen Waldweg hinauf. Die Kinder schienen zwar nicht ermüdet, dennoch blickte der Vater zuweilen bedauernd auf den älteren, welcher, nicht so kräftig gebaut, sich mehr an seiner Seite hielt, während der jüngere meist einige Schritte voraus war. Der Weg sollte die Fahrstraße, welche sich in breiten Windungen um den Bergrücken zog, um ein Bedeutendes abschneiden und erwünschten Schatten für die Fußreisenden bringen. Nun stieg er hart genug an, führte durch niedrigen Baumwuchs oder durch Strecken, von welchen der Wald zurücktrat, so daß man sich der Sonnengluth häufiger ausgesetzt sah, als des Schattens genoß. Endlich traten die Bäume näher zusammen, zugleich aber wurde der verengerte Pfad durch Gestein und Wurzeln beschwerlich. Der Vater nahm seinen Aeltesten bei der Hand, um ihn zu unterstützen, indem er das jüngere Bürschlein seiner eigenen, kräftigeren Gelenkigkeit überließ. „Wir sind oben! Heißa! Da ist die Fahrstraße! Wir sind

oben!" rief der Kleine. In einigen Minuten war man wirklich am Ziele und konnte unter Buchenzweigen einige Minuten ausruhen. „Das hat uns müde gemacht, nicht wahr?" sagte der Vater, indem er sich die Stirn trocknete. „Nein, gar nicht!" rief der Jüngere, hin und her hüpfend, um seine noch frischen Kräfte zu zeigen, während der Aeltere, seine Müdigkeit zwar auch leugnend, sich an den Stamm eines Baumes lehnte. „Und nun," begann der Kleine, „sind wir in zehn Minuten bei dem guten Wirthshause, das hier sein soll, und dann giebt es etwas zu trinken! Aber, nicht wahr, erst muß etwas Butterbrot gegessen werden auf die Erhitzung, das giebt eine bessere Grundlage!" — Der Vater lachte. „Ja wohl," sagte er, „die gute Grundlage von einem Butterbrot ist bei meinem Puck immer die Hauptsache! Titus, da liegt ein breiter Stein," so wendete er sich zu dem Aelteren; „setz' dich ein wenig nieder!"

Es war ein stattlicher, noch jugendlich aussehender Mann, mit charaktervollen Gesichtszügen und hellbraunem Vollbart. Die Kinder, in Grau gekleidet, mit Stulpenstiefelchen und Strohhüten, trugen ihre kleinen Ränzel auf dem Rücken wie der Vater sein ziemlich starkes. Titus und Puck nannte er sie, nicht weil sie so getauft, sondern weil ihm ihre Namen zu lang waren, und die scherzhafteren sich nun einmal im Hause eingebürgert hatten. Nach kurzer Rast war das Dreiblatt wieder auf der Wanderung und bald vor dem Wirthshause angelangt, vor dessen Thür man Tische und Stühle unter Bäumen fand. Es war ein hübscher Platz. Die Fahrstraße, welche vorüberführte, hatte hier ihren Höhepunkt erreicht, um sich nach zwei Seiten abwärts zu senken. Dem Wirthshause gegenüber war der Wald gelichtet und

gab dem Auge den Blick in die breite Gebirgslandschaft frei. Es war kein prunkendes Hotel. Fuhrleute und Handwerksburschen durften getrost einkehren. Zuweilen stiegen auch einmal Gäste aus dem großen besuchten Badeorte, den man unten in der Ferne erkannte, hier ab, um neben der Aussicht sich mit Milch und Brot zu begnügen.

Während der Vater und die Kinder sich an ganz derber Kost, Brod, Käse und Bier, für die Anstrengungen der Wanderung schadlos hielten, kam ein Wagen von der Seite des Badeortes langsam den Weg herauf. Die Insassen, zwei Damen und ein Knabe, alle drei in der gewähltesten und feinsten Sommerkleidung, mochten auf einer Spazierfahrt begriffen sein. Eine der Damen, eine sehr schöne Frau, saß bequem zurückgelehnt und ließ sich lächelnd unterhalten von der Nachbarin, welche, während sie sprach, ein lebhaft beobachtendes Auge für Alles, was die Umgebung bot, zu behalten schien. Der Fußreisende, eben beschäftigt, seinen Kindern von Neuem zuzutheilen, richtete einen gleichgiltigen Blick nach dem Wagen. Plötzlich aber leuchtete sein Auge auf. Er warf Messer und Brod hin und stürzte über den Weg, dem Wagen entgegen. Die Pferde, scheu gemacht, bäumten sich, die schöne Frau, in Furcht vor dem Ueberfall eines Wegelagerers, schrie auf, der Mann aber griff in die Zügel der Pferde und brachte sie mit kräftiger Hand zum Stehen. Da ertönte es aus dem Wagen: „Holmar! Er ist es wahrhaftig! Kutscher, still gehalten! Wir steigen aus!"

„Aber um Gotteswillen, Adelheid!" rief die schöne Frau. „Warum müssen wir denn —?"

„Verzeihen Sie, liebe Metella!" unterbrach die andere.

„Es ist ein Freund von mir. Ueberdies findet sich hier ein Aussichtspunkt — wir wollen kurze Rast machen."

Holmar hatte bereits den Kutschenschlag geöffnet, schüttelte dem Fräulein Pistorius die Hand, und wurde der schönen Frau v. N. vorgestellt.

Diese wußte nicht, wie ihr geschah, um eines unbekannten Mannes willen den Wagen verlassen zu müssen, und hob die Schleppe ihres luftigen Gewandes von der staubigen Straße auf. Aber sie war gewöhnt, sich der Freundin zu fügen, und sah sich nur nach ihrem Knaben um, welcher prüfend zu den Kindern des Fremden hinüberblickte.

„Dennoch ertappt!" flüsterte Holmar neben Fräulein Pistorius. „Meine Spione waren Ihnen auf der Ferse, und jetzt bin ich in Person wieder da!"

„Nun gut!" sagte sie. „Sie finden mich noch als dieselbe, und ich hoffe — wir stören einander die Muße nicht!" Sie sprach es mit besonderer Betonung und einem etwas strengen Blicke. „Aber," fuhr sie munterer fort, „was haben Sie denn da für ein paar graue Männlein bei sich?"

„Nun, meine Kinder sind es," entgegnete er.

Sie richtete ihre Augen vorwurfsvoll auf ihn. „In Buben verwandelt?" rief sie. „Holmar, wissen Sie, was solche Verkleidungen — himmlischer Vater! Titus und Puck in Hosen und Jacken! O, ihr armen Dinger!" Sie eilte auf die Kinder zu, und diese, sie erkennend, liefen ihr mit offenen Armen entgegen. Die schöne Frau aber stand dabei und richtete halb belustigte, halb mißbilligende Blicke auf die Gruppe.

In der That, die Kinder waren Mädchen in Knabenkleidern. Auch ein beobachtendes Auge würde Puck für einen

ganz derben, kleinen Buben gehalten haben. Titus gegenüber konnte man zweifeln, ob ein Knabe in der Verkleidung stecke. Nicht zum ersten Mal trugen die Kinder diese Tracht, daher sie sich ganz frei darin bewegten; beide, acht- und siebenjährig, waren so einverstanden mit der bequemen Reisekleidung, daß sie sich keine andere wünschten. Fräulein Pistorius aber kam nicht so schnell über die Sache hinweg und beklagte die Kleinen, daß sie in solchem Aufzuge durch die Welt laufen müßten. Puck lachte. Holmar aber begann: „Sie kennen meine Verhältnisse. Zu Hause konnte ich die Kinder nicht lassen. Einen Reisekoffer voll Weiberkleider mitzuschleppen, auf jeder Station weiße Röcke waschen zu lassen, in jedem Wirthshaus eine Jungfer zu Rathe zu ziehen — womöglich Nadel und Zwirn selbst in der Tasche zu führen, danach trug ich kein Verlangen. Ein einziger derber Bubenanzug ist dagegen ganz zweckmäßig, und selbst ein Loch in den Hosen braucht nicht ängstlich genommen zu werden. Wir sind schon einmal so umhergestiefelt und haben uns vortrefflich dabei befunden." — „Ja!" rief Puck, im Sitzen auf und nieder wippend. Ein Blick Holmars aber streifte den Sohn der schönen Frau, dessen Anzug freilich im stärksten Gegensatze zu dem der Mädchen stand. Der Knabe, schön wie seine Mutter, war in auserlesen zierliche Tracht, schneeweiß und farbig — ein Amor nach der neuesten Modezeitung — gekleidet.

Fräulein Pistorius, welche ihre Augen mit einem traurigen Ausdruck auf die Kinder richtete, entgegnete: „Für sich mögen Sie Recht haben, Holmar. Ob es für die Kinder, ob überhaupt recht gethan ist, wäre zu erörtern." Und zu Metella gewendet, fuhr sie fort: „Ja, was lassen wir uns

denn hier geben? Der Herr Wirth scheint große Hoffnungen auf uns zu setzen, denn er dienert angelegentlich um uns her." Boso, Metellas Knabe, befahl Chocolade. Der Wirth zuckte bedauerlich die Schultern, und Puck lachte laut auf, um dann einen herzhaften Biß in sein Butterbrod zu thun. Ein Glas Milch für den Knaben und ein Glas Bier für den Kutscher waren dann der Leistungsfähigkeit des Hauses angemessener. Schnell tauschte man einige Mittheilungen aus, wobei Fräulein Pistorius und Holmar fast allein die Rede wechselten. Daß die Damen den benachbarten Badeort zum Sommeraufenthalt gewählt, war dem Reisenden nichts Neues mehr, dagegen erzählte er zur Ueberraschung des Fräuleins, daß er sich auf dem Wege nach demselben Ziele befinde. Eine Anzahl gleichstrebender Gelehrter habe sich diesen Ort zur Versammlung auserseheh, um über die Gründung einer Zeitschrift mit einander zu verhandeln und sich womöglich zu verständigen. „Wir drei Fußgänger werden eher an Ort und Stelle sein als die Damen," schloß Holmar, „wenn Sie Ihre Spazierfahrt noch weiter ausdehnen. Der Weg kann nur noch eine Stunde betragen, und wir schreiten tapfer zu." Das Fräulein war nahe daran, den Vorschlag zu thun, Holmar möge ihr die Kinder in den Wagen geben; aber sie sahen sehr staubig aus, Metella hätte es vielleicht auch nicht gern gesehen — und noch aus anderen Gründen verwarf sie die gutmüthige Regung. In den Augen der Freundin las sie überdies den Wunsch, der Sitzung bald ein Ende zu machen. Sie erhob sich, und Holmar begleitete die Damen zum Wagen. Er wartete eine Einladung nicht erst ab, sondern sagte beim Abschied: „Ich werde mich beeilen, meine Aufwartung zu machen!"

Es verstand sich von selbst, daß, als der Wagen das Wirthshaus hinter sich hatte, die schöne Frau halb lachend begann: „Nun sagen Sie mir nur, Adelheid, warum wir hier förmlich Station machen mußten? Dachte ich doch Wunder, was sie mit dem Manne zu verhandeln hätten!" Die Angeredete zog die Augenbrauen in die Höhe und schien nach einer schicklichen Einleitung zu suchen; Metella aber fuhr fort: „Ich erschrak im ersten Augenblick vor ihm, trotzdem — er ist eigentlich eine sehr angenehme Erscheinung! Wie aber kommt ein so junger Mann schon zu den zwei großen Kindern?"

„Früh geheirathet," entgegnete Adelheid; „mit fünfundzwanzig Jahren! Jetzt etwa fünfunddreißig Jahre alt und — Wittwer!"

„Wittwer!" rief Metella halb beklagend, halb verwundert. „Dann verstehe ich schon eher die Verkleidung der Kinder. Aber unschicklich finde ich sie doch!"

„Mehr als das!" sagte das Fräulein. „Unrecht ist es, gefährlich, es kann zum Unglück für die Kinder werden! Ich habe dergleichen an mir selbst erfahren!"

„Sie? In gleichem Aufzuge mußten sie einst —?"

„Nein, in Hosen und Stulpenstiefeln mußte ich nicht, eigentlich mußte ich etwas noch Schlimmeres. Als wandelnder Reisekoffer ging ich bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre einher, als bloßes Bücherfutteral kletterte ich auf die Berge, Thürme und Pyramiden, als leibhaftiger Mantelsack spazierte ich durch die elegante Welt der Hotels. Meine einstige Laufbahn als zweibeiniges Gepäckstück ist mir ja immer noch anzumerken!"

Metella fing laut an zu lachen. „Adelheid!“ rief sie, „Sie sind und bleiben ein Original!“

Adelheid zuckte die Schultern. „Wenn Sie wüßten,“ sagte sie, „wie wenig mich diese Bezeichnung freut! Aber das thut nichts. Wenn mir Jemand sagt, Deine Nase ist krumm, so muß ich das auch gelten lassen, denn wie die Verhältnisse waren, so hat sie eben krumm werden müssen, und ich muß mit dem Haken durch die Welt zu kommen suchen. Eine Eule ist auch ein Vogel — so zu sagen!“

Die schöne Frau lachte noch mehr. „Gehen Sie doch!“ rief sie. „Erzählen Sie mir lieber noch etwas von dem Manne — Holmar heißt er? Was ist er denn?“

„Haben Sie nie etwas gehört von seinen berühmten Forschungen über das Zeitalter —“

„Gott bewahre mich!“ rief Metella unterbrechend. „Sie wissen, ich bin nicht gelehrt wie Sie! Also ist er wohl Professor?“

„An der Universität zu B.“ nickte Adelheid. „Bereits ein Lumen in seiner Wissenschaft!“

„Nun, und wie haben Sie denn seine Bekanntschaft gemacht? Auch so durch gelehrte Beziehungen?“

„Eigentlich — ja! Aber unsere Bekanntschaft ist schon alt. Wir waren Jugendfreunde. Bei Lebzeiten meines Vaters trieben wir allerhand gelehrtes Zeug zusammen. Nachher, wie das so geht, kamen wir aus einander.“

„Haben Sie seine Frau gekannt?“

„Nein, auch nie gesehen.“

„Aber die Kinder kannten Sie doch? Sie liefen Ihnen ja mit offenen Armen entgegen! Lassen Sie sich doch nicht

Alles so abfragen! Der Mann wird uns besuchen, man muß also doch wissen —"

„Nun ja, Kindchen! Es sind ja auch keine Geheimnisse. Also, da seine Frau starb, war ich in Rom, wo mir Bekannte davon Mittheilung machten. Es sind fünf Jahre her. Er jammerte mich tief mit seinen zwei Würmchen! Mittlerweile kam ich wieder nach Deutschland, und erkundigte mich nach ihm. Ich erfuhr, daß er eine uralte Tante ins Haus genommen — wozu ihm denn auch nicht zu gratuliren war, da ihm keine besondere Erleichterung dadurch zu Theil wurde. Vor einem Jahre hatte nun die alte Person die Schwachheit, zu sterben, und zwar zu einer Zeit, da beide Kinder am Scharlachfieber daniederlagen. Dieses Elend in der Familie ging mir denn doch nahe, und kurz, ich faßte mir ein Herz, rückte ihm ins Haus und erklärte ihm, ich würde bleiben, bis die Kinder wieder hergestellt wären. So wurde die alte Freundschaft erneuert."

„Das sieht Ihnen ähnlich, Adelheid," sagte Metella mit Anerkennung. „Und hätte er sie nicht gern für immer bei seinen Kindern behalten?"

„Daß ich dafür nicht passe," meinte Adelheid, „hatte ich bereits eingesehen. Bleiben! Verweilen! Festen Fuß fassen! Wie wäre das bei mir noch möglich! Da ich Ihnen schon Mancherlei aus meinem früheren Leben mitgetheilt habe, werden Sie verstehen, daß ich mich als eine Art von Perpetuum mobile fühle. Lange Rast ist mir nicht mehr möglich. Und überdies — ich wünsche, daß Holmar sich wieder verheirathe."

Metella fand diesen Wunsch gerechtfertigt, und es fiel ihr nicht im leisesten auf, daß Adelheid sich vorweg aus der

Reihe derjenigen auszuschließen schien, welche er wohl heirathen könnte. Denn wie sie die Freundin gleich überaus schätzte, so glaubte sie dieselbe doch ihrer Gesichtsbildung nach, in ihrem Wesen, in ihrer befremdlich gelehrten Bildung, in ihrem Urtheil über die Männer, endlich in ihren Lebenswünschen und Forderungen weit entfernt von Allem, was Neigung einflößen oder in ihr selbst eine Neigung wecken könnte. „Er war also noch Student, als Sie seine Bekanntschaft machten?“ fragte Metella nach kurzer Pause.

„Er war's nicht mehr,“ entgegnete Adelheid, „sah aber noch so aus, und zwar wie man dergleichen nicht alle Tage sieht. Und jetzt, mit fünfunddreißig Jahren — Sie sagten selbst, daß Sie ihn für jünger gehalten hätten. Ich war eigentlich niemals jung; jetzt aber, diesem Manne gegenüber, wird mir klar, daß ich alt, uralt bin!“

Sie lachte dabei; die schöne Frau aber erschrak förmlich und warf ihr ein halb unwilliges: „Nun, nun!“ entgegen. Denn sie wußte wohl, daß sie und Adelheid gleichen Alters waren, und sie selbst fühlte sich noch jugendlich genug, zumal ihre gesellschaftliche Stellung ihr ein Recht dazu gab.

„Ja so!“ rief Adelheid verstehend und noch herzlicher lachend, indem sie die Hand der Freundin ergriff. „Kindchen! das ist bei Ihnen etwas Anderes. Sie sind noch sehr jung und werden es noch lange bleiben. Ich aber wurde schon vor zwanzig Jahren zum Altsein zugerichtet, und es hat so trefflich gefruchtet, daß ich jetzt mindestens zwanzig Jahre älter bin als Sie!“ Sie lachte dabei ganz vergnügt, aber die schöne Frau konnte nicht mitlachen, da ihr solche Gespräche überhaupt unheimlich waren. Sie wußte den Gegenstand zu wechseln, und bald kam man auf die Berathung

über einen größeren Ausflug, zu welchem die Damen heut' erst in der Gesellschaft aufgefordert worden waren.

Unterdessen schritt Holmar mit den Kindern seinem Tagesziele zu. Es war ein großes Luxusbad mit palastartigen Bauten und Villen für Sommergäste aus allen Weltgegenden, deren nicht alle nur wegen der Heilquellen hier Wohnung zu nehmen pflegten. Wurden viele von dem Reiz einer bunten Geselligkeit hergelockt, die ihren Sommerfasching feierte, so ließen sich andere durch die Schönheit der Gegend anziehen, um, nur mit flüchtigem Blick auf das farbenschillernde Treiben, die abliegenderen Wege durch Gebirg und Wald zu wandeln. Im eigentlichen Städtchen aber sind bescheidene Häuser und Straßen, wo man dem Werktag sein Recht einräumt, wo man sich um redlichen Verdienst müht, wo gearbeitet, gelehrt und gelernt wird, wie überall. Durch eine dieser Straßen fragte sich Holmar nach dem Hause des Gymnasiallehrers Gebhart, eines seiner ältesten Studiengenossen. Da wurde ihm aus einem Fenster ein freudiges Willkommen zugerufen, und gleich darauf empfing Gebhart mit seiner Frau und seiner Mutter die Ankommenden. Man hatte sie längst erwartet. Die Frauen waren unterrichtet, daß Holmar seine beiden Mädchen in Knabenkleidern mitbringen werde, und nahmen sich mit halb lachenden, halb bedauernden Gesichtern der kleinen Wandergesellen an, um sie zu erquicken und zu pflegen. Gebhart zeigte die lebhafteste Freude, nicht nur, daß Holmar den wiederholten Einladungen einmal nachgegeben, sondern auch, daß er den kleinen wissenschaftlichen Congreß gerade nach seinem Wohnort verlegt habe. Es war ihm von Werth, nicht nur für seine Hausgäste, sondern auch für die gelehrten Herren den Wirth

in der Stadt machen zu können. Die Erwarteten waren bereits eingetroffen und hatten sich nach Holmar erkundigt. Und da der Abend kam, ließ Holmar seine Kinder getrost unter der Obhut der Frauen, um mit Gebhart die wissenschaftlichen Genossen an einem bestimmten Orte aufzusuchen. Da die Verhandlungen derselben den Gang dieser Geschichte nicht sonderlich berühren, so mögen die Herren ihre Sache unter sich berathen.

Am anderen Morgen schritt Adelheid Pistorius allein durch den Garten ihrer Wohnung, welche sie mit ihrer Freundin theilte. Das gestrige Wiedersehen lag ihr in Gedanken und machte ihr mehr zu schaffen, als ihr eigentlich erwünscht war. — In der zwar einfach, aber gewählt gekleideten Dame, welche langsam durch die Gänge wandelte, war jene Adelheid von der Alpenwanderschaft kaum wiederzuerkennen. Schöner hatte sie freilich nicht werden können, aber dennoch sah sie besser aus. Ihre Züge waren reifer, energischer geworden, das Mürrische, Gleichgiltige und Düstere war verschwunden und hatte einem Ausdruck von ruhiger Klarheit Platz gemacht. Ihre klugen Augen blickten scharf und ernsthaft über die krumme Nase, und das braune volle Haar, welches sie endlich nach Frauenart hatte wachsen lassen, umgab die hohe Stirn mit starker Flechte. Die einstige Phantasietracht hatte sie gleich nach dem Tode ihres Vaters abgeworfen. Wenn sie ihm mit der Pietät der Tochter bis zum letzten Augenblicke Gehorsam geleistet, so wollte sie nun nicht mehr den Sonderling spielen, sondern anderen Frauen gleich erscheinen. Wenn einst bei dem jungen Mädchen sich ein gewisser Trotz gegen diese äußeren Vortheile ausgesprochen, so war das mehr eine Art von Noth-

mehr unter der Gewalt eines fremden Willens. Sobald dieser für sie nicht mehr da war, erwachte der weibliche Sinn in ihr und verlangte das nachzuholen, was ihr so lange verwehrt worden war. Jetzt wollte sie sich sogar mit Wahl, mit Geschmack gekleidet sehen. Sie blieb immer noch in bestimmten Grenzen, denn daß sie sich nicht schöner machen konnte, wußte sie; daher man auch ihre eleganteste Tracht eher etwas zu matronenhaft als ihren Jahren angemessen nennen konnte. — Sie fing eigentlich erst von dem Augenblick ihrer Freiheit an, sich ihrer Natur gemäß zu entwickeln, und daß sie eine durchaus weibliche Natur war, darüber fühlte sie sich zuweilen selbst überrascht. Freilich richtete sich noch immer, wenn sie auch den unregelmäßigen Gelehrtenkram aus der frühen Jugend über Bord geworfen, ihr hauptsächliches Interesse auf wissenschaftliche Dinge. Geistig lebte sie doch in dem Bereich der Männer, in Büchern, in der literarischen und künstlerischen Welt, wie sehr sie sich immer bestrebte, unter Frauen zu sein und Frauenart zu bewahren. — Herr Pistorius war nicht eigentlich ein Verschwender gewesen, aber bei seiner Art zu reisen und in den Tag hinein zu leben, war die Hälfte seines Vermögens draufgegangen. Blieb für die Tochter somit kein großer Besitz übrig, so war es für ihre Ansprüche immer noch genug, um sich bequem und nach Belieben ihr Leben zu gestalten. Des Reisens war sie gründlich überdrüssig, aber doch schien sie den Boden noch nicht finden zu können, wo es ihr geeignet schien, Fuß zu fassen.

Da lernte sie einmal unterwegs Metella kennen, der sie bei ihrer Reiseerfahrung einige Dienste leisten konnte. Die junge Frau, harmlos wie ein Kind, schloß sich der Selb-

ständigeren vertraulich an, und Adelheid fand so viel Gefallen an diesem Wesen, welches so ganz im Gegensatz zu dem ihrigen stand, daß sie sich bald mit ihr befreundete. Sie glaubte plötzlich eine Pflicht gefunden zu haben. Metella war so unselbständig, so erfahrungslos und, obgleich sie in der Gesellschaft lebte, so ohne Lebens- und Menschenkenntniß, daß Adelheid es sich zur Aufgabe stellte, erziehend auf sie zu wirken und ihren guten Willen auch auf das sehr verwöhnte Söhnchen zu erstrecken. Die Frauen kannten einander noch kaum ein Jahr, und obwohl sie Wohnung und Häuslichkeit für gewöhnlich nicht zusammen theilten, hatten sie sich so mit einander eingelebt, daß Metella in den meisten Fällen ihren Willen dem der Freundin anheimgab. In den meisten — in manchen gingen sie doch weit aus einander. Metella war schön, liebte es, den Männern zu gefallen und etwas übermüthig mit ihnen zu spielen. Sie war sehr umringt und umworben, aber in dem einen Punkte selbständig genug, etwas ganz Besonderes für sich zu erwarten, wenn sie sich wieder verheirathen solle. Und sie hoffte es. Sie war ein lachendes Weltkind, aber mit gutem Herzen, und selbst wo sie innerlich berechnender schien, hielt Adelheid ihren Egoismus für verzeihlich. Nun hatte Metella gestern Abend das Gespräch noch so oft auf Holmar gebracht, daß die Freundin den Eindruck, den dieser auf die schöne Frau gemacht, nicht verkennen konnte. Und als sie Morgens allein durch den Garten schritt, sann und überlegte sie Vielerlei. Ob ein solches Paar wohl zu denken sei? Ob Metella geeignet wäre, Holmar glücklich zu machen? Wie Holmar sich zu der schönen Frau stellen werde? Ob sie selbst hier etwas fördern solle, oder ob es besser sei, etwas zu hintertreiben,

was kein dauerndes Glück verspreche? Aus ihrem Sinnen wurde sie aufgescheucht durch Lachen, Jauchzen und Händeklatschen. Hastig wendete sie sich, und sah Metella, leicht wie ein junges Mädchen in zierlichem weißen Morgenanzuge hinter ihrem Knaben herjagen. Beide liefen auf sie zu, um sie zum Frühstück zu rufen. Metella brach im Vorübergehen eine Theerose, um sie vor die Brust zu stecken.

Sie saßen noch zu Drei beim Frühstück unter der Veranda, als Boso ausrief: „Da geht der Herr von gestern!"

„Wer? Wo?" fragten die Damen.

„Der mit den Mädchen in Bubenkleidern! Da, er sieht her! Hier wohnen wir — hier!" Boso war aufgesprungen und schrie aus Leibeskräften über den Vorgarten hinweg.

„Um Gotteswillen — Boso! Hast du gar keine Lebensart —?" rief Metella und wollte ungehalten sein. Schon aber lächelte sie, denn Holmar stand grüßend am Gitter und fragte: „Darf ich —"

Gleich darauf stieg er die Stufen zur Veranda hinauf. Metella wollte um Entschuldigung bitten für die Unart ihres Knaben, Holmar aber bat, seine eigene so frühe Störung zu verzeihen. „Es war," sagte er, „nicht meine Absicht, schon jetzt vorzusprechen, doch bekenne ich, daß ich das Terrain etwas recognosciren wollte, um später keine Zeit zu verlieren."

Metella lachte vergnügt über diese Offenherzigkeit. Er sei, fuhr er fort, auf dem Wege zur ersten Sitzung des wissenschaftlichen Congresses, welcher nach der gestrigen freundschaftlichen Verhandlung den besten Erfolg verspreche. In den Morgenstunden von zwei, höchstens drei Tagen hoffe man mit den Berathungen fertig zu werden. Adelheid griff das Thema auf, und ließ sich von dem Unternehmen wie von

den gelehrten Herren erzählen. Der jungen Frau war das langweilig. „Da Sie die Nachmittage frei haben,“ so redete sie dazwischen, „dürfen Sie demnach Einladungen annehmen — denn Ihrem Besuche geben wir vollgiltigen Werth! Es giebt heut einen Spaziergang in kleinerer Gesellschaft nach dem Försterhause. Wollen Sie sich uns anschließen?“

„Die Kinder geben Sie uns jedenfalls mit!“ sagte Adelheid, „wenn Sie sich von Ihren Genossen nicht gut trennen können.“ Holmar zeigte sich bereit zu dem Einen wie zu dem Anderen und verabschiedete sich, da die Stunde der ersten Sitzung gekommen war. Er reichte Adelheid die Hand, und es schien ihm nichts natürlicher, als sie auch der jungen Frau darzubieten. Sie gab sie ihm mit einem Lächeln der Ueberraschung, und er schüttelte sie ihr ganz ohne Umstände.

„Nein!“ rief Metella vergnügt, nachdem er sich entfernt hatte, „nein, so ein Mann ist mir noch nicht vorgekommen! Er bekennt mit der naivsten Offenheit, daß er vor unserer Thür habe das Terrain recognosciren wollen, und beim ersten Besuch drückt er mir kameradschaftlich die Hand! Und das geschieht Alles mit so guter Manier, ja eigentlich artiger, als wenn ein Anderer die höflichsten Redewendungen ableiert. Adelheid —! Ich kann mir vorstellen, daß der in seiner Jugend ein Reisegefährte gewesen sein muß, den man nicht vergißt! Aber Sie waren gar nicht recht freundlich gegen ihn. Was haben Sie?“

„Ich bin in allem Ernst mit ihm unzufrieden!“ entgegnete Adelheid. „Die Verkleidung seiner Töchter in Knaben hat mir einen so unangenehmen Eindruck gemacht —“

„Lassen Sie nur!“ rief Metella munter. „In kurzer Zeit wollen wir ihn so weit haben, daß er uns noch dankt

wenn wir ihm bei der Entpuppung der Knaben in Mädchen beistehen!"

Die junge Frau machte sich heut ganz besonders schön, und die Freude, bezaubernd auszusehen, durchleuchtete ihr Gesicht. Holmar kam mit den Kindern, und gemeinsam machte man sich auf den Weg. Und als sie so dahinschritten, die Kleinen voran, dachte Adelheid: Eine hübsche Familie! Die geborene Pistorius als eine Art von Schwiegermutter immer nebenher! Wer weiß?

Der Weg nach der Försterei, kaum eine halbe Stunde weit, führte durch den Wald, wo hier und da eine Gruppe, mit welcher man sich verabredet hatte, die Spazierenden bewillkommnete und sich ihnen anschloß. Es waren Damen und Herren, die letzteren in der Mehrzahl, jüngere und ältere; unter ihnen der Graf Lindberg, ein Wittwer in den besten Jahren. Daß Metella der Mittelpunkt der Gesellschaft war, zeigte sich bald, und besonders suchte der Graf ihre Nähe immer wieder zu gewinnen. So kam man vor dem Försterhause an, rastete eine Weile bei einfachen Erfrischungen unter den Bäumen, um dann nach verschiedenen Aussichtspunkten wieder aufzubrechen. Holmar hatte es einzurichten gewußt, mit Adelheid ein wenig zurückzubleiben, und da Metella sehr umworben war und die Uebrigen sich auch unterhalten fühlten, schien man sich um die Nachzügler nicht zu kümmern. Bald waren Alle hinter den Bäumen verschwunden, und langsam wandelten die beiden letzten neben einander. — „Adelheid!" begann Holmar nach einer Weile, „ich wußte um Ihren Aufenthalt und habe darum das Ziel meiner Reise hierher verlegt —"

„Da Sie es sagen, so glaube ich es," entgegnete sie.

„Haben Sie Gelegenheit gesucht, mit mir zu reden, so gebe ich sie Ihnen. Also ohne Umschweife, was wollen Sie mir sagen?“

„Dasselbe, was ich bei unserem letzten Begegnen zu Ihnen gesprochen! Sie wiesen mich ab, betraten mein Haus nicht mehr, und gingen davon; ich sollte nicht erfahren, wohin. Ein Jahr ist darüber vergangen. Ich habe Alles ernstlich erwogen — meine Wünsche sind noch dieselben!“

„Holmar!“ erwiderte Adelheid, deren Stimme eine unverkennbare Aufregung verrieth; „wenn ich eitel wäre, dürfte ich sagen, das ist unerhörtes Glück für — mein Gesicht und meine Jahre! Ich weiß aber, daß dabei von Glück nichts für uns Beide erwachsen kann. Geben Sie doch diese Thorheit auf! Sie werden sich doch nicht weis machen, daß Sie das für mich fühlen, was die Männer Liebe nennen?“

„Ja!“ sagte Holmar laut.

„Nein!“ rief sie noch lauter. „Nein, sage ich, nein! Unterstehen Sie sich zu lügen.“ — Holmar, dessen Züge sich verfinsterten, wollte reden, sie aber schnitt ihm das Wort ab: „Sagen Sie gar nichts! Ich werde Ihnen besser sagen, wie es um Sie steht! Sie halten mich für eine leidlich verständige Person; das freut mich, denn auch ich bin überzeugt, daß mein Verstand mich, Gott sei Dank, ganz gut durch das Leben bringt! Sie können mit mir über Allerlei, sogar über Ihre gelehrten Dinge reden — das macht Ihnen Freude. Mir auch! Aber, Holmar, darum heirathet man eine solche Person noch nicht! — Sie wissen, daß ich Ihre Kinder lieb habe, darum meinen Sie, daß ich eine gute Mutter für die Kinder abgeben würde. Holmar, auch darum dürften Sie eine solche Person noch nicht heirathen! Aber Sie fühlen Freundschaft

für mich — schön! vortrefflich! Auch ich nenne Sie mit voller Ueberzeugung meinen Freund, und ich bin aufrichtig froh, daß ich es kann; aber es liegt meinen Wünschen ganz fern, mich darum für das Leben an Sie zu binden. Gesetzt aber, es genügte zu meinem Lebensglücke — zu dem Ihrigen genügt es nicht! Sie sind dazu noch zu jung, und überdies — ich kenne Sie!"

Holmar sah die Sprecherin scharf und fragend an: „Nun? Was verbirgt sich hinter dieser Wendung?"

Sie stutzte über seinen Ausdruck und den Ton seiner Stimme. „Von der besten Seite kenne ich Sie, lieber Freund!" entgegnete sie einlenkend. „Ich glaube nun zu wissen, was für eine Frau Sie brauchen. Jedenfalls keine, wie ich bin, am wenigsten mich selbst. Sie brauchen Jugend, Lebensfrische, etwas Schönheit darf auch dabei sein, sonst schrumpfen Sie zusammen und büßen alle Elasticität des Gemüths ein. Daß Sie die Tollheit ausbrüten konnten, mich heirathen zu wollen, beweist schon, wie weit es mit Ihnen gekommen ist!"

Schweigend gingen sie eine Weile neben einander her; der Mann mit finsterem, fast grimmigem Gesicht, Adelheid mit wohl beherrschten Mienen, wie in dem Gefühl einer ernst gemessenen Pflicht. Endlich begann Holmar: „Sie reden wie Jemand, der der Sache innerlich ganz fern steht und sie nur mit dem Verstande betrachtet. Aber auch da überzeugen Sie mich nicht —"

„Das ist glaublich!" fiel Adelheid schnell ein. „Wenn man seit Jahr und Tag einen Plan hat in sich einwachsen lassen, so ist der nicht schon durch eine Stunde vernünftiger Gegenrede zu vertreiben. Vielleicht macht Ihnen die Ge-

schichte noch ein paar Tage lang zu schaffen. Dann aber muß es genug sein; denn ich habe nun zum letzten Male darüber gesprochen, und Sie wissen nun, daß ich — meine Freiheit um keinen Preis aufgebe."

„Ah so! Also darum!" rief Holmar in einem Tone, der mehr bitter grollend als nur betrübt klang; „das ist freilich etwas Anderes!"

„Nein!" entgegnete Adelheid schnell. „Es ist nichts Anderes, sondern logische Folgerichtigkeit. Denn meine Freiheit ist in unserem Falle auch die Ihrige. Willigte ich in Ihre Wünsche ein, so wäre für Sie keine Möglichkeit, mit guter Art wieder loszukommen. Gesetzt auch, ich wollte festhalten — für Sie würde naturgemäß der Zeitpunkt eintreten, wo Sie sich nach Ihrer Freiheit oder sonst einer besseren Lage sehnten. Sie würden durch mich unglücklich sein, und Ihr Unglück wäre auch das meine. Darum kann ich sagen und wiederholen, daß ich meine Freiheit nicht aufzugeben denke. Schon um auch für Sie das bleiben zu können, was Sie bisher in mir gefunden zu haben glauben. Wäre mir in meiner Jugend ein annehmbarer Freier begegnet, ich hätte mit der Zeit vielleicht eine gute Hausfrau werden können. Inzwischen bin ich durch meine andauernde Erziehung aus der Art geschlagen, in Allem bin ich krumm und verdreht geworden wie ein Pfropfenzieher, aber nicht so regelmäßig wie der. Für die Ehe tauge ich nicht mehr. Sie aber, Freund Holmar, sollen wieder heirathen. Wer weiß, ob ich Ihnen nicht eine Frau aussuchen könnte, die Alles hat, was Sie brauchen!"

Holmar fuhr heftig auf: „Unterstehen Sie sich!" rief er. „Ich brauche Ihre eigenen Worte." Es empörte seinen

Stolz, in dem Augenblicke einer Enttäuschung zugleich eine Bevormundung über sich ergehen zu lassen.

Seine Begleiterin stutzte über diesen erregten Ton und schwieg. Es vergingen einige Minuten, ohne daß Beide im Weiterschreiten ein Wort wechselten. Aus der Entfernung erschollen fröhliche Stimmen, helles Lachen, und dazwischen zeterten die Amseln mit zankendem Gekreisch, als ob sie sich diese Eingriffe fremder Töne in ihr Waldeigenthum verbäten. Adelheid blieb stehen. „Holmar!“ begann sie, „mit einem Mißklang wollen wir den Tag nicht abschließen! Sie werden bald einsehen, daß ich Recht habe. Geben Sie mir die Hand! Wir wollen uns vertragen, als wäre unser Gespräch gar nicht geführt worden. Die Hand darauf, Holmar!“

„Nein! nimmermehr!“ rief er schroff, die dargereichte Hand zurückweisend. „Mit einer so jämmerlichen Freundschaftsposse schließe ich nicht ab! Und jetzt hören Sie mich! So weit sind wir mit einander vertraut, daß ich offen sprechen darf. Sie wollen gegen mich den festen Charakter spielen, sind aber doch nicht geschickt genug, um sich unter dieser Maske zu verbergen. Es wäre denn, daß Sie sich über sich selbst täuschten. Das glaube ich nicht. Täuschen Sie sich aber nicht über Ihr eigenes Empfinden, so wollen Sie mich täuschen und belügen! Das ist auch wieder so unter dem großen Bewußtsein der Pflicht für Andere ein Opfer, eine Selbstvernichtung, wobei Sie doch nicht klar genug denken! Denn daß durch Ihre Selbstvernichtung auch Anderes mit erschüttert, zu Grunde gerichtet werden kann, das übersehen Sie. Auch ein starrer Cultus der Pflichtmäßigkeit ist Eitelkeit! Sie schmeicheln sich, etwas Besonderes gethan zu haben, und trotz dieser Genugthuung haben Sie

dauernd gegen Ihr eigenes aufrührerisches Empfinden anzukämpfen. Eine schöne Belohnung für die Eitelkeit — ich wiederhole und betone es — für die Eiteikeit, die große Seele, den starken weiblichen Charakter zu spielen! Wozu diese ganze Posse? Adelheid — von dem Tage an, da wir uns zum ersten Male gesehen, war ich in Ihrem Herzen — leugnen Sie es mir in's Gesicht, aber leugnen Sie es nicht vor Ihrer eigenen Seele! Sie liebten mich — ohne daß ich es ahnte! Ich war zu jung, um es zu erkennen. Es kam mir erst zum Bewußtsein, als ich selbst von tiefen Schmerzen und Kämpfen erfahren hatte. Da erwachte ich, da erst zog die tiefste Neigung für Sie in mein Gemüth, und wie Sie sich immer selbst vor mir verbargen, ich erkannte doch, daß mich noch Niemand aus Ihrem Herzen verdrängt hatte. Und heut — und hier — spreche ich noch dieselbe Ueberzeugung aus! Sie könnten mir für das Leben gehören — Sie möchten es sogar — aber nein! Das trotzig hochgespannte Bewußtsein, im Verzichten etwas zu leisten, bethört Sie zur Gegenwehr! Wenn Sie sagen, es sei Alles an Ihnen krumm und verdreht, so berichtige ich Sie dahin, daß Alles bei Ihnen sonst in Richtigkeit steht, daß aber diese eine Regung — sei es Stolz, Eitelkeit, Selbstverhöhnung oder was sonst für ein Dämon, oder sei es auch etwas von Hause aus Edles und Gutes — daß diese eine Regung Ihre Natur verdrehen und verkümmern, Ihr Glück unterwühlen wird. Haben Sie, wenn ein Glück sich bietet, nicht mehr die Fähigkeit, zu sagen: Ja, ich will glücklich sein. Dann gehen Sie mir mit der Seelenstärke und Charaktergröße des Ablehnens! Es ist grüblerische Selbstbespiegelung, es ist krankhafte Ueberspannung, es ist Schwäche, vor der

ich gar keinen Respect habe. Doch was rede ich! — Es sei genug!"

Adelheid erschrak, sie fühlte sich im Innersten ergriffen. Er hatte sie durchschaut bis in das Geheimste der Seele. Was sie selbst sich nicht klar gemacht oder zugestanden hatte, er sprach es aus als Thatsache, und sie schauderte und hatte kein Wort der Entgegnung. Immer schneller war sie dahingeschritten, zitternd vor Erregung, während er mit ernstem und bestimmtem Tone in ihr Gemüth und Gewissen redete — jetzt war es ihr wie eine Erlösung, daß Titus ihnen hastig entgegengelaufen kam und sie mit Holmar nicht mehr allein zu sein brauchte.

Titus flog so athemlos heran, kaum der Worte mächtig, daß Holmar, noch unter dem Bann innerer Bitterkeit, heftig auf das Kind losfuhr, indem er es wegen des schnellen Laufens schalt, das ihm schädlich sei. Als er aber den Schreck und die Thränen in seines Titus Augen sah, bereute er seine Heftigkeit und suchte einzulenken. Er nahm sein Töchterchen bei der Hand, streichelte seine Wangen und fragte in sanfterem Tone nach dem Grunde seiner Hastigkeit. Es kam denn heraus, daß Puck und Boso auf einem Baume säßen und nicht wieder herunter könnten. — Von Titus geführt, gelangte man zu einer etwas verkrüppelten jungen Eiche, deren Geäst kaum in Manneshöhe sich auszubreiten begann. Hier saß auf dem untersten Zweige Boso in recht hilfsbedürftiger Stellung, das zarte Gefieder stark verschoben und mit Spuren des Kletterns bedeckt, während einen Ast höher Puck in ganz bequemer Stellung kauerte. „Ich war eher oben als Boso," rief Puck, „und ich wäre auch schon wieder unten, wenn er nicht dazwischen säße, so

daß ich nicht über ihn hinweg kann!“ Holmar, zu Verhandlungen nicht aufgelegt, hob den Knaben herunter und öffnete die Arme, um dem zweiten Opfer der Abenteuersucht zu helfen. Dieses aber wollte sich dergleichen nicht gefallen lassen und erklärte mit der Entschiedenheit, wie sie einer Ehrensache geziemt, die Rückfahrt allein antreten zu können. Und Holmar mußte lächeln trotz seiner ernsten Stimmung, als er seinen Puck regelrecht und gewandt herabklettern und auf dem Boden anlangen sah.

Ein Theil der Gesellschaft hatte sich zu der Gruppe gesammelt und stand beobachtend, lachend, händeklatschend dabei, während Andere, unterrichtet, daß ein Mädchen in den Knabenkleidern steckte, mißbilligender dreinsahen. Diese Art väterlicher Erziehung sei denn doch höchst bedenklich, flüsterte man einander zu, und die Kinder müßten bald wieder unter die Obhut einer Mutter. — Die Gesellschaft vervollständigte sich mittlerweile, und auch Metella kam mit dem Grafen Lindberg und einigen Anderen heran. „Wo ist denn Professor Holmar geblieben?“ fragte sie, sich umschauend. Auch die Augen Adelheids suchten vergeblich nach ihm. Er hatte mit seinen Kindern einen Seitenpfad durch den Wald eingeschlagen und war mit ihnen bereits auf dem Heimwege begriffen.

Neben Adelheid, welche nach dem sie im Innersten aufregenden Gespräche ihre ganze Fassung zusammenzunehmen hatte, ging jetzt Graf Lindberg. Er war ein alter Bekannter von ihr aus Italien her, wo Beide unter fast übereinstimmenden Schicksalen zusammengetroffen waren. Der Graf mußte mit seiner unheilbar kranken Gemahlin in Mailand liegen bleiben, und zwar in demselben Hause, in

welchem Adelheid mit ihrem Vater zum letzten Mal Wohnung genommen hatte. Herr Pistorius starb, und der Graf schenkte dem allein stehenden jungen Mädchen Theilnahme, suchte ihr sogar einige Dienste zu leisten. Dafür war Adelheid mit ihrer Hilfe bei der kranken Gräfin sogleich bereit und blieb noch ein paar Wochen bis zum Tode derselben in ihrer Nähe. Seitdem hatten die einzelnen Leidensgenossen nichts von einander gehört; jetzt aber, bei einem Wiedersehen nach vielen Jahren, brachte die Erinnerung ihnen ein freundschaftliches Einverständniß. Durch Adelheid hatte der Graf die schöne Frau erst kennen gelernt, der er jetzt seine Huldigung darbrachte, eine Huldigung, welche augenscheinlich eine ernste war. Und da er bereits gemerkt hatte, daß Metella mit ihren Entschlüssen sich von der Freundin sehr abhängig gemacht hatte, so trug er dieser jetzt den Plan zu einem neuen, umfassenderen Ausfluge vor, der schon seit mehreren Tagen besprochen worden war, mit der Bitte, daß auch sie sich daran betheiligen möge.

Es handelte sich um eine Partie zu Pferde nach einem entfernteren Ziele. Wenn Adelheid und Metella zusagten, dann gab es eine Cavalcade von acht Damen und acht Herren, eine Doppelquadrille, von der man sich großes Vergnügen versprach. Als Cavalier für Adelheid hatte sich der alte Fürst N., mit einem russischen Namen, bereits erboten. Die Berittenen sollten ihren Weg durch den Wald nehmen, während andere am Feste Betheiligte zu Wagen vorausfahren wollten, um den Zug am Ziele mit Musik zu begrüßen. Ein Pickenick und Waldfest, unterstützt durch eine landwirthschaftliche Niederlassung, genannt „Adlers Horst“, stellte die angenehmsten Stunden in Aussicht. — Adelheid war von

Jugend auf mit ihrem Vater in Griechenland, in Italien, in Aegypten, und zwar in ihren einstigen Eulengewändern, so viel zu Pferde gewesen, sie hatte sich später bei ihren Gastfreunden in England regel- und kunstgerecht im Reiten einschulen lassen, so daß sie einen solchen gesellschaftlichen Ausflug mit unternehmen durfte. Sie ging, während der Graf diesen Plan und seine Bitte vortrug, in ganz andere Gedanken versenkt und kaum halb zuhörend dahin, und um das Gespräch nur nicht zu verlängern, sagte sie zu Allem Ja und versprach ihre Betheiligung.

Als Adelheid Abends in ihr Zimmer zurückkehrte und sich allein wußte, warf sie sich erschöpft in einen Sessel, um von sich abzuthun, was sie an Gesprächen und leerem Redekram hatte müssen an ihr Ohr klingen lassen, und sich ganz dem Eindruck hinzugeben, den Holmars letzte Worte ihr hinterlassen. Jede Wendung, fast jeder Satz hatte ihr Inneres getroffen, als etwas Unerwartetes, Erschreckendes und nur zu richtig Beobachtetes. Ihre Liebe war von ihm erkannt worden — und in ihrem Schweigen mußte er ein Zugeständniß erblicken! Die mühsam erkämpfte Energie, ihres Rückhaltens, ihres Selbstaufgebens wollte er einer Schwäche gleich erklären: sie sollte die Rücksichtslosigkeit haben, gegen ihre künstlich erzwungene zweite Natur, glücklich sein zu wollen — hieß das nicht das Recht einer Leidenschaft in ihr anrufen, die noch nie in ihr erloschen war? Nein, niemals! Als vor Jahren der erste Sturm, den seine Verbindung mit Dora über sie gebracht, nachgelassen hatte, faßte sie den Entschluß, mit sich in Ordnung zu kommen. Es sollte zu Ende sein und sie gewann viel über sich. Sie glaubte sich fest gesichert gegen sich selbst, als sie ihm dann

bei der Krankheit seiner Kinder ihre Hilfe bot. Sie täuschte sich in ihrem Herzen, aber auf ihre Fassung durfte sie bauen. Als er ihr seine Hand antrug, durchströmte sie das Gefühl höchsten Glückes, und dennoch wies sie ihn ab und entfloh ihm. Sie fürchtete ihre Unvollkommenheit ihm gegenüber, sie fürchtete das Schönere, das ihm einst neben ihr in die Augen fallen konnte, sie fürchtete eine Enttäuschung für ihn und für sich. Viel von dem, was sie dem Freunde heut entgegnet hatte, war ihre Ueberzeugung — nicht des Herzens, aber des Verstandes. Und nur der Verstand sollte bei ihrem Denken und Handeln den Ausschlag geben. Aber in was Alles hatte sie sich mit diesen verständigen Reden heut hineingeredet! Er nannte es wegwerfend eine Posse — und Adelheid wußte in diesem Augenblick, daß es eine Posse war! Eine Rolle, die sie sich selbst so lange vorgespielt hatte, bis sie glaubte, daß es ihre wahre Natur sei. Und nun hatte sie ihn zurückgewiesen, zum zweiten Mal, mit sehr bestimmten Worten; und sie wußte jetzt, daß er eine wahrhafte Neigung zu ihr empfinde, und sie fühlte, daß es in ihr aufquoll, als ob eine mühsam unterdrückte Leidenschaft sich jetzt erst mit Gewalt Bahn brechen wollte. Jetzt, da vielleicht Alles für sie verloren war! Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als gelte es, Thränen, die sie herannahen fühlte, zurückzudrängen. Vorwürfe gegen sich selbst, Trostlosigkeit und doch ein unnennbares Glück, von ihm geliebt zu sein — wenn auch mit Groll und Tadel, wenn auch vielleicht, um nur von ihm aufgegeben zu werden — es war ein sonderbares Gemisch von erhebenden und niederdrückenden Empfindungen, die durch ihre Seele gingen.

Eine Stunde hatte sie im Dunkeln gesessen, da hörte

sie an die Thür pochen. Metella schickte ihre Dienerin, mit der Bitte, das Fräulein möge ihr zu Hilfe kommen, da Boso gar zu unartig sei und nicht zu Bette gehen wolle. Adelheid erhob sich, richtete sich straff in die Höhe, ihre Hände ballten sich fast unter dem entschiedenen Vorsatze, daß sie nun wieder Fräulein Pistorius sein wolle. Sie ging hinüber und fand die rathlose junge Mutter fast weinend gegenüber der Ungezogenheit ihres Lieblings. Adelheid ließ sich kurz berichten, um was es sich handelte, und ergriff dann den Knaben, um ihm ein Paar tüchtige Ohrfeigen zu versetzen. Schnell nahm sie darauf den Arm der erschreckten Mutter, welche über eine so bestimmte und rauhe Handlungsweise fast ebenso aus der Fassung gerathen wollte wie ihr Sohn. Während Boso aus Leibeskräften hinter den Frauen herbrüllte, führte Adelheid Metella in das Nebenzimmer. Die Execution hatte ihr wohl gethan, zumal sie sich sagen durfte, recht gehandelt zu haben. Nicht so Metella. Diese wollte zurück, um ihren Knaben zu beruhigen. Die Freundin aber hielt sie neben sich fest. „Lassen Sie ihn sich ausschreien!“ sagte sie, „nachher wird er gefügiger werden.“ Metella wendete ein, der Knabe sei noch nie geschlagen worden, und sie halte es überhaupt für schädlich, ihn so in seiner Ehre zu verletzen. „Er läßt schon nach,“ entgegnete Adelheid, „und bald wird er aufhören zu schreien. Und ich versichere Sie, morgen wird er sogar gegen mich artiger sein als sonst. Wenn Sie selbst in Ihrer Kindheit niemals einen Klaps bekommen haben — gut, es wird nicht nöthig gewesen sein. Was mich betrifft, so kann ich auf eine ganze Reihe scharfer Ohrfeigen — nöthig oder nicht — von der Hand meines Vaters zurückblicken. Die letzte erhielt ich als Mädchen von sechzehn

Jahren. Ich machte es freilich auch arg genug, denn ich suchte auf dem Posilip das Grab des Cicero. Nach diesem Denkzettel weiß ich bestimmt, daß auf dem Posilip nicht Cicero, sondern Virgil begraben ist. Ich versichere Sie, bei der männlichen Erziehung wird eine Menge Kenntnisse philologisch-historischer Art in dieser Manier dauerhaft gemacht!"

Metella lachte, zumal Boso sich wirklich beruhigt hatte und, wie die Dienerin meldete, zu Bette gegangen war. Und da Adelheid zum Schluß das gelehrte Gebiet berührt hatte, kam durch eine nicht zu kühne Gedankenverbindung Metella schnell auf Holmar zu sprechen. „Er scheint denn doch ein wunderlicher Mann!" sagte sie. „Heute Morgen noch die naivste und angelegentlichste Zuvorkommenheit, und Nachmittag auf unserem Waldspaziergange entfernt er sich von uns, geht uns endlich ganz davon!" Adelheid wollte aufrichtig sein und wenigstens bekennen, daß sie sich länger mit ihm unterhalten habe, aber Metella schnitt ihr die Rede ab, indem sie fortfuhr: „Man sollte ihn zu überreden suchen, sich an der Reitpartie zu betheiligen! Er würde zu Pferde gewiß eine gute Figur machen. Ueberdies — einige von den Herren sind nicht sehr unterhaltend."

„Aber doch Graf Lindberg?" entgegnete Adelheid lächelnd.

„Nun ja doch!" meinte Metella. „Unterhaltend ist er wohl; ein gebildeter Mann, und auch recht artig. Aber dennoch — er ist nicht eigentlich apart. Man redet zusammen immer dasselbe; was man dort und da in der Welt gesehen hat, wie die Saison im Winter in B. gewesen, welche Gegend man in diesem Sommer bereist hat und welche man für den nächsten wählen möchte."

„Ja, was meinen Sie denn, daß Professor Holmar

Schönes mit Ihnen reden würde?" fragte Adelheid. „Der steckt immer in Büchern bis über die Ohren. Würde es Sie sehr unterhalten, wenn er Ihnen von Kelten, Pelasgern oder Petschenegen erzählte?"

„Ich weiß nicht, was das für Leute sind — aber es müßte ganz interessant sein, sich darüber von ihm unterrichten zu lassen. Sie scheinen keine gar zu günstige Meinung mehr von Ihrem Jugendfreunde zu haben. Ich denke besser von ihm und wage es darauf, ihn zu unserer Partie aufzufordern."

„Dann wäre er aber in der schönen Quadrille überzählig," warf Adelheid ein. Metella sah sie überrascht an, sie mußte zugeben, daß der Zuwachs nicht in den Plan der Uebrigen paßte. „Wer weiß auch, ob er reiten kann?" fuhr Adelheid fort, indem sie sich erhob. „Gelehrte wie er haben meist nicht Gelegenheit gehabt, sich zu Pferde zu üben. Und ich wünschte des Rosselenkens auch unkundig zu sein, dann wäre ich nicht in die Gefahr gekommen, zu dieser Partie aufgefordert zu werden. Eine Eule gehört nicht in den Sattel." Sie verabschiedete sich zur guten Nacht, und ließ die Freundin etwas verstimmt zurück. Denn Metella, in einem einzigen Kreise aufgewachsen, ohne Kenntniß anderer Lebensgebiete und eigentlich ohne besondere Erfahrung, konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann wie Holmar nicht auch ein gewandter Reiter sein sollte. Andererseits verdroß es sie, daß Adelheid, die den Mann doch genauer kannte, im Gespräch über ihn so wenig ausgiebig blieb, und nicht mehr die beste Gesinnung von ihm zu haben schien. Endlich aber hoffte sie doch etwas ausfindig zu machen im Laufe der drei Tage, die man noch Zeit hatte, ihn, wenn nicht unter

den Berittenen, doch in der größeren Gesellschaft auf dem Festplane zu sehen.

Adelheid aber bereute sorgenvoll, ihre Betheiligung zugesagt zu haben. Je mehr sie es überlegte, desto mehr bestärkte sich ihr Entschluß, die Zusage zurückzunehmen. Vorauszusehen war freilich, daß Metella eine Scheu tragen werde, allein das Fest mitzumachen, und daß der ganze Plan durch die Absage zweier Damen eine Aenderung erfahren müßte. Aber ihr war die Gesellschaft so gleichgiltig, daß sie Vorwürfe und üble Meinung kühlen Muthes würde ertragen haben. Nun aber erschien am anderen Morgen Graf Lindberg voll freudigen Dankes und war überrascht, ja bekümmert, daß sie sich anders besonnen; es gab eine lange Unterhaltung, ein inständiges Anliegen, und endlich ließ es Adelheid, ärgerlich über sich selbst und über die Leute, bei ihrer Zusage bleiben.

Der Tag des Festes rückte heran, und damit verstrich auch die Zeit, welche der gelehrte Congreß sich für seine Berathungen gesetzt hatte. Holmar war nicht wieder erschienen. Adelheid wußte nicht, ob er noch am Orte verweile oder abgereist sei, ohne ihr ein Lebewohl zu sagen. Und an einem Lebewohl wenigstens hing sie heut mit ganzer Seele. In so bedrängter Stimmung sollte sie jetzt mit vornehmen Leuten, zu welchen sie sich nicht gehörig fühlte, eine Maskerade aufführen, die ihr abgeschmackt, läppisch, widerwärtig erschien. Sie verwünschte den ganzen Kreis, in welchen sie gerathen, sie verwünschte ihre eigene Dummheit, sie betrachtete ihr Reitkleid mit einer Regung, die noch verächtlicher war als jene gegen die Phantasiekapuze, in welcher sie durch ihre Jugend hatte wandern müssen.

Auch Metella war nicht des besten Humors. Sie hatte von Tag zu Tag auf Holmars Besuch gerechnet, und er war nicht erschienen. Die verwöhnte junge Frau fand eine solche Vernachlässigung denn doch unverantwortlich, und in dem aufsteigenden Groll gegen ihn beschäftigte sie sich innerlich mehr und mehr mit ihm. Mochte er immerhin „ein Bischen apart", ein wenig Sonderling sein, so weit durfte das Sonderlingswesen nicht gehen, erst ein Interesse hervorzurufen und darauf die unhöflichste Gleichgiltigkeit zu zeigen. Aber er konnte ja auch plötzlich krank geworden sein! Sie verwarf den Gedanken. Davon würde man denn doch gehört haben! Ueberdies, wer wird denn an einem solchen Vergnügungsorte so leicht krank? Noch dazu ein so stattlicher Mann! Nein, sein Ausbleiben war Ungezogenheit, unverzeihliche Verletzung der gesellschaftlichen Form! — Metella warf nicht minder verstimmte Blicke auf ihr Reitgewand als Adelheid; sie wäre am liebsten ganz von dem Feste weggeblieben. Ja, wenn sich die Freundinnen nur darüber hätten verständigen mögen, sie wären noch im letzten Augenblick froh gewesen, ihre Reitkleider bei Seite legen und der Gesellschaft von ihrer Veranda aus nachschauen zu können. Aber die Damen, da sie auch gegen einander Einiges auf dem Herzen hatten, hielten sich jede in ihren Gemächern und rüsteten ihren Anzug in einer Laune, die nichts weniger als festlich war.

Schon harrten die Reitknechte mit den Pferden im Hofe. Die Cavaliere trafen rechtzeitig ein, und die beiden Paare ritten nach dem Versammlungsorte. Wagen auf Wagen rollte an ihnen vorüber, welche nach dem Zielpunkte vorausfuhren; es war ein fröhliches Grüßen herüber und hinüber,

man schien von dem Waldfeste viel zu erwarten. Auch bei dem Stelldichein der Berittenen blieben Viele stehen, um sie wenigstens abreiten zu sehen. Denn es gab schöne Frauengestalten zu bewundern, darunter einige kühne Reiterinnen, welche die Ungeduld der Rosse eher zu erregen als zu zügeln suchten. Endlich setzte sich der aus acht Paaren bestehende Zug in Bewegung.

„Wenn die nur unterwegs nicht naß werden!" sagte eine prosaische Stimme unter den zurückgebliebenen Spaziergängern. Andere betrachteten die Luftstimmung jetzt erst genauer, und bemerkten das Heranrücken eines Gewitters. Aber es konnte noch lange zögern, vielleicht verzog es sich auch. Die Berittenen bemerkten es gar nicht, da sie in einen Waldweg einbogen, der unter dichten Zweigen erquickenden Schatten gewährte. Man war guter Laune und versuchte sich in verschiedenen Schrittweisen. Die Herren wechselten um der Unterhaltung willen wohl einmal die Plätze, um sich nach Kurzem wieder zu ihrer Dame zu gesellen. So kam man an einen Kreuzweg, wo sich ein kleiner Streit erhob über die Richtung, welche man einzuschlagen hätte. Der Cavalier, welcher den Zug führte, — ebenso fremd in dieser Gegend wie alle Uebrigen, — zog eine Waldkarte hervor, und nachdem er sie geprüft hatte, sagte er lächelnd: „Wir sind bei unserer vortrefflichen Unterhaltung überhaupt von der Richtung abgekommen und auf einem starken Umwege begriffen." Der Sprecher war ein würdiger alter Herr, den man den Irrthum nicht entgelten lassen mochte. Man lachte, berieth sich mit ihm, und folgte seiner ferneren Führung an der Hand der Waldkarte. Plötzlich erdröhnte ein so heftiges Grollen des Wetters, schon in der Nähe, daß man überrascht

aufblickte, und als man an einer Lichtung vorüberkam, sah man erst, daß eine dunkle Wolkenwand schon hoch genug stand, um bald die Sonnenstrahlen zu verdecken. Um bei den Damen jeder Bangigkeit vorzubeugen, wurden die Herren nur heiterer, trieben Possen und machten den Wald von Gelächter widerhallen.

Da flog ein Hut vom Kopfe, getrieben von einem Windstoße, der die Wipfel beugte, die Zweige ächzen machte. Ein Rauschen, Prasseln, Heulen fuhr durch den Wald, der Regen ergoß sich in voller Wucht nieder und das mächtige Hagelwetter brach verheerend los. Es streute Blätter, zerrissene Aeste, erschlagene Vögel über den Weg, der Sturm rüttelte an den Stämmen, daß die Wurzeln erbebten. Blitzstrahl und Donnergekrach folgten einander unmittelbar, das Gebirge dröhnte unter nicht endendem Widerhall; es war, als ob schwarze, drohende Wetter sich aus allen Himmelsgegenden zusammendrängten. Die Herren hielten sich dicht an der Seite ihrer Damen, um bei einem Scheuwerden ihres Pferdes in die Zügel greifen zu können. Das Lachen hatte aufgehört, denn Alle fühlten sich durchnäßt, vom Hagel schmerzhaft überschüttet, und in der fast zur Nacht gewandelten Walddämmerung hatte man die Richtung nochmals verloren. Zwar erschien wiederum eine Kreuzung verschiedener Schneisen, aber die Karte war schwer zu befragen, und man hielt rathlos in der Mitte. Ein Blitzstrahl fuhr in eine Tanne, spaltete sie zur Hälfte nieder und warf Splitter und Aeste über den Weg. Die Pferde bäumten sich, eine gefahrvolle Verwirrung brach in der Gruppe der Reiter aus. Und als gleich darauf ein neuer Feuerstrahl mit fürchterlichem Krachen im Walde niederschlug, gehorchten die Pferde keiner Lenkung

mehr, jagten von Todesangst gescheucht davon, dahin und dorthin, die Reiter von einander trennend.

Adelheid sah den Grafen Lindberg in ihrer Nähe mit dem Pferde stürzen, dann sah sie kaum noch etwas, denn sie hatte alle Kraft nöthig, sich auf ihrem scheu gewordenen Thier zu halten. Dieses trug sie in rasendem Laufe einer anderen Reiterin nach in eine Seitenschneise, keuchend, an die Bäume rennend, jeden Augenblick in Gefahr, zu straucheln und zusammenzubrechen. Glücklicherweise ging die Schneise stark bergan. Die Kräfte der Thiere erschöpften sich, sie kamen zitternd und bebend zum Stehen und wurden mittlerweile ruhiger und wieder lenkbar. Adelheid erkannte Metella, welche blaß und halb todt vor Erschöpfung aus dem Sattel sinken wollte. Sie sprach ihr Muth ein, denn die beiden Frauen, jetzt ganz auf sich selbst angewiesen, brauchten den Rest ihrer Kräfte und brauchten Geistesgegenwart. Für sie war es eine Wildniß, in der sie sich befanden, und dazu goß der Regen noch in Strömen, und immer neue Schauer schienen heraufzuziehen. Sie mußten reiten, wohin der Weg sie eben führte. Endlich wurde ein Zaun von Stangen durch das Gebüsch bemerkbar, dann ein Stück Gartenfeld, ein niedriges Dach — das Häuschen eines Waldhüters war erreicht. An den Fenstern aber zeigten sich Gesichter, Gelächter erscholl von innen. Die Frauen nahmen an, daß ein Theil ihrer Gesellschaft hier ein Asyl gefunden, und hielten vor der Thür. Der Waldhüter half ihnen aus dem Sattel, erklärte aber, daß er die Pferde nirgends unter Dach bringen könne. Metella hörte nicht darauf und eilte über die Schwelle, und Adelheid folgte ihr.

Aus der niedrigen Stube scholl ihnen ein vierstimmiges

Lachen halb des Willkommens, halb der Verhöhnung entgegen. Zwei Herren und zwei Damen empfingen die Ankommenden. Sie sprachen französisch, die beiden Herren ebenfalls, doch mit stark überseeischem Accent. Adelheid und Metella beschlossen, nur deutsch zu reden, und zwar mit dem Wirth und seiner Frau, welchen sie das unglückliche Abenteuer mittheilten. Metella war so erschöpft, daß sie auf einen Schemel sank, während Adelheid mit den Hausbewohnern die Möglichkeit berieth, nach der Stadt zurückzugelangen. Sie suchte dabei die boshaften Bemerkungen zu überhören, welche in fremdländischer Zunge von den Mädchen über die „schöne Amazone", wie sie Adelheid nannten, ergingen. Ueberdies forderte der Zustand der Toilette der Reiterinnen sie zum Spott heraus. Metella erschien ohne Hut, das Kleid zerrissen; Adelheid entdeckte erst durch die Bemerkungen der Mädchen, daß auch ihr Gewand in üblem Zustande war.

Die andere Gesellschaft hatte von besserem Glück zu sagen. Auch sie war hinausgefahren, um auf das Fest einen Blick, wenn auch nur der Lustigmacherei, zu werfen. Bei guter Zeit ausgerückt, beschlossen sie auszusteigen, um noch einen Waldspaziergang zu machen und ihren Wagen am Zielpunkte wieder zu treffen. Bei dem ausbrechenden Gewitter konnten sie sich noch trocken unter Dach flüchten, wo sie die Lage scherzhaft genug nahmen.

Das Wetter aber tobte ohne Unterlaß fort. Bei jedem Blitz- und Donnerschlag kreischten die Mädchen laut auf, um hinterher in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Dazwischen suchte die Frau des Waldhüters ihr schreiendes Kind zu beruhigen, während die jungen Herren ein herausforderndes Spiel mit einem großen Hunde trieben, dessen

Gebell das Hausconcert noch ohrenzerreißender machte. Metella, in Verzweiflung und einer Ohnmacht nahe, saß am Fenster, während Adelheid, neben ihr stehend, in das Regengeriesel hinausblickte.

Die fremdländisch redende Gesellschaft wurde mit der Zeit doch ungeduldig. Und da der Regen, schnell wie er gekommen, aufhören zu wollen schien, hatte man Lust, aufzubrechen. Da man von dem Wirthe erfuhr, daß es von seiner Wohnung nicht weit nach dem Adlershorst sei, wollte man diesen überreden, den Wagen von dort holen zu lassen. Aber daran war nicht zu denken. Kein Kutscher aus der Stadt würde sich dazu verstehen, hierher zu fahren, behauptete er; eher wolle er den ihrigen nach dem Punkte der großen Straße bestellen, wo sie ausgestiegen waren. Adelheid gab ihm noch den Auftrag, sich zu erkundigen, ob Damen und Herren zu Pferde dort angelangt seien, und in diesem Falle zu melden, daß sie selbst für's Erste geborgen wären. Sie schrieb ihren und Metellas Namen auf ein Stück Papier, welches sich vorfand, indem sie dem Waldhüter noch einschärfte, nachzufragen, ob in irgend einem Wagen Plätze für sie zu finden wären.

Während die vier Fröhlichen bereits vor die Thür traten, die nassen Waldwege betrachteten, in welche sie sich bald wagen sollten, den Hund unter Geschrei und Gelächter durch Wasserlachen und Pfützen apportiren ließen und mehr dergleichen anmuthige Possen trieben, saßen Adelheid und Metella allein in der Stube. Beide in gedrücktester Stimmung über ihre eigene Lage, dazu in Besorgniß über das Schicksal der zerstreuten Festgenossen. Denn Adelheid, die den Grafen Lindberg hatte stürzen sehen, vermuthete Schlimmeres, während

Metella an ihrer eigenen Hilfebedürftigkeit gerade genug hatte, um endlich in Thränen auszubrechen.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte der Waldhüter zurück mit der Botschaft, daß der Wagen für die vier Vergnügten bereits unterwegs sei, um die Gesellschaft an ihrem Aussteigepunkte auf der großen Fahrstraße zu erwarten. Von den Berittenen sei Niemand angelangt, auch kein einziges Fuhrwerk mehr am Orte, doch habe er den Zettel für alle Fälle zurückgelassen.

So konnten denn die eleganten Jünglinge mit ihren Damen die Hütte verlassen, bald über Wasserlachen des Weges springend oder fehltretend, immer unter Gelächter und Geschrei, mit denen sie den Wald erfüllten.

Die Freundinnen athmeten auf, als sie sich endlich von dieser Gesellschaft befreit sahen. Aber sie empfanden doch nur eine augenblickliche Erleichterung ihrer Lage. Sie mußten daran denken, einen Wagen aus der Stadt holen zu lassen, denn zu Pferde konnten sie nicht zurückkehren. Der Waldhüter, welcher bereits einen guten Botenlohn von den verschwenderischen jungen Herren empfangen hatte, stellte sich freiwillig den Damen für den Gang nach der Stadt zur Verfügung.

„Da kommen noch Zwei!" rief die Frau des Waldhüters, welche, ihr Kind auf dem Arme, durch das Fenster blickte. Zwei Männer unter Regenschirmen wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar.

„Holmar —!" rief Adelheid mit einem Ausdruck der Stimme, daß Metella überrascht in ihr Gesicht sah. Sie blickte in Züge, die von Freude verklärt, in Augen, die von innerem Glück erleuchtet waren. Es durchzuckte Metella,

denn ihr weiblicher Scharfblick machte eine Beobachtung, die sie nimmermehr erwartet hatte. Sie liebt ihn! Das war ihr plötzlich klar geworden, und ein scharfes Gefühl von Eifersucht und Feindseligkeit ging durch das Herz der jungen Frau. Adelheid war hastig der Thür zugeschritten, um Holmar zu begrüßen. Schnell aber wendete sie sich und stellte sich so, daß sein erster Blick auf Metella treffen mußte. Es geschah. Diese, obgleich in den letzten Tagen nicht gut auf ihn zu sprechen, schritt ihm schnell und freundlich entgegen, ihm dankend für die Hilfe, welche er zuversichtlich bringe. Er bestätigte, daß er einen Wagen für die Damen bereit halte, und stellte seinen Freund Gebhart vor, der sich bescheiden zurückgehalten hatte.

Es ist noch kurz zu erzählen, wie Holmar zu einer Kenntnißnahme des verunglückten Festes gelangt war. Von der Reitpartie hatte er nichts gewußt, da er, mit Gebhart in ganz anderem Gedankenkreise lebend, sich um das Treiben der eleganten Welt nicht bekümmerte. Zufällig befand er sich zur Stunde des ausbrechenden Gewitters mit Gebhart in der Nähe des Curhauses, in welches sie sich noch flüchten konnten. Hierher gelangten Schlag auf Schlag die Nachrichten, durch welche er von dem Feste erst erfuhr, zugleich daß Adelheid und Metella dabei betheiligt waren. Da hatte man nun zuerst ein lediges Pferd versprengt hereinkommen sehen. Dann eine einzelne Dame, um noch in den Anlagen mit ihrem Thier zu stürzen und halb todt in den Cursaal getragen zu werden. Dann folgten heimkehrende Wagen voll geängstigter Gesichter und zerstörter Toiletten Zwischen Donner und Hagelschauer ein paar Reiter ohne ihre Damen, fortgerissen von ihren durchgehenden Pferden. Dann wieder

ein Trupp von Reitern, und Wagen auf Wagen, deren Insassen es vorgezogen, vor dem Zielpunkte umzukehren — denn an die Freude im Grünen, zwischen Leinwandzelten, war doch nicht mehr zu denken. Holmar eilte in Adelheids Wohnung. Die Damen waren nicht zurückgekehrt. Unruhig wartete er eine Weile, bald aber trieb es ihn wieder hinaus. Die Gewitter schienen sich entladen zu haben, aber der Regen strömte noch ausgiebig nieder. Holmar beschloß einen Wagen zu nehmen und mit Gebhart nach dem Adlershorst zu fahren. Dort angelangt, fanden sie Adelheids Angabe, daß sie sich in der Hütte des Waldhüters befänden, wohin Gebhart, der hier die Gegend genau kannte, den Führer machen konnte.

Die Damen durften es sich jetzt nicht verdrießen lassen, den nassen Fußweg durch den Wald bis zu seiner Mündung in die Fahrstraße zu Fuße zurückzulegen, und sie waren schnell dazu bereit, innerlich schon erleichtert durch die unverhoffte Hilfe. Holmar war unterwegs sehr aufmerksam gegen Metella, welche um seinen Arm bat und sich zu größerer Heiterkeit, als sie empfand, zu zwingen wußte. Auch im Wagen konnte er sich nur mit ihr unterhalten, da Adelheid stumm und verschlossen dasaß und ihre Züge sich mehr und mehr verschärften, je mehr sich Metella in erkünsteltem Scherz erging. Holmar richtete einen besorgten Blick auf sie und fragte, ob sie ein Unwohlsein empfinde. Sie verneinte es, und es durchschauerte sie doch, als ob sie eine schwere Lüge gesagt hätte.

Es dunkelte bereits, und es war Zeit, daß man nach Hause gelangte, denn den Frauen wurden die durchnäßten Gewänder empfindlicher. Metella reichte, nachdem sie ausgestiegen, Holmar die Hand, dankte für die Hilfe und schlüpfte

in ihre Gemächer. Adelheid wollte das Gleiche thun, wurde aber durch Holmar zurückgehalten.

„Nicht einmal die Hand reichen Sie mir?“ sagte er. „Warum begegnen Sie mir mit so absichtlicher Kälte?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann entgegnete sie mit lebhaft erregtem Tone: „Es ist nicht Kälte, sondern Unbeholfenheit meiner Natur! Ich tadele mich selbst, eine Thorheit begangen zu haben, und verstehe Ihre Mißbilligung, daß ich mich in eine Gesellschaft begeben habe, in die ich nicht gehöre. Es ist ein Glück, daß ich dabei zu Schaden gekommen bin!“

„Ich habe nichts zu mißbilligen, Adelheid, was Sie thun,“ sagte Holmar. „Und wenn ich es thäte — was brauchen Sie darauf Gewicht zu legen? Sie haben sich nach Ihrem Wesen und Charakter Ihr Leben bestimmt vorgezeichnet, so daß ich nur respectiren kann —“

„Hüten Sie sich vor Unwahrheiten!“ rief sie nur noch erregter. „Respect vor meinem Denken und Handeln? Vor meinem Charakter? Sie haben mir selbst gesagt, daß sie davon nichts empfinden! Wenn Sie nicht einmal mehr Tadel, nicht einmal Mißbilligung für meine Thorheit fühlen, dann ist Gleichgiltigkeit an die Stelle Ihrer Freundschaft getreten, und Sie beleidigen mich durch Heuchelei, wenn Sie noch den besorgten Freund spielen!“ Der Ausdruck der Sprecherin hatte etwas geradezu Leidenschaftliches angenommen, wie Holmar noch nie bei ihr erkannt hatte. Sie fühlte es, erschrak über sich selbst und eilte an ihm vorüber in ihr Zimmer.

Holmar ging nachdenklich nach Hause. Sie entfaltet immer neue Seiten, dachte er, und ist eine noch reicher

angelegte Natur, als ich in ihr zu kennen glaubte. Das neu entdeckte leidenschaftliche Wesen konnte ihm nicht mißfallen, da es ihre Neigung zu ihm deutlich genug verrieth. Er glaubte sogar herauszufühlen, daß ein Zug von Eifersucht gegen die schöne Freundin dabei mitspiele. Aber Holmar war nicht der Mann, eine kleine Intrigue anzuspinnen, um, was er liebte, zu quälen und dadurch den Widerstand zu brechen. War er höflich gegen die schöne Frau gewesen, so lag ihm ganz fern, ihr den Hof zu machen, ihr lügnerisch zu huldigen, während der Freundin seine Gedanken und Empfindungen gehörten. Er fühlte, daß sie seinem Dasein nothwendig geworden. Was ihm seine verstorbene Gattin niemals hätte bieten können, Gleichartigkeit der geistigen Interessen, eine innere Gemeinsamkeit im höchsten Sinne, das trat ihm in der Jugendfreundin entgegen, und darauf verzichten zu sollen, erfüllte ihn mit quälendem Schmerz. Die Verstorbene war fast noch ein Kind, als er sie zum Altare geführt, und blieb es während der fünf Jahre, da er mit ihr glücklich gewesen. Auch seine Jahre gehörten damals noch dem Jünglingsalter an, und er entbehrte noch nichts dabei, wenn sie von seinen Arbeiten und seinen Studien nichts wissen wollte. Oder war er wirklich einmal ein wenig ungehalten, daß sie auch gar keinen Sinn für sein Innenleben hatte und nur ihr eigenes kleines spielerisches Dasein gelten ließ, so war doch der Unwille schnell vorüber, denn ihr Wesen war gar zu reizend, und er liebte sie von ganzem Herzen. Inzwischen hatte sich sein eigenes Wesen vertieft, sein Geist bereichert. und bei dem ersten Wiedererscheinen Adelheids wußte er, daß er in ihr die ebenbürtige Seele gefunden, deren er für sein ferneres Leben bedurfte. Wie

hätte er sich mit dem Gedanken befreunden mögen, von ihr zurückgewiesen zu werden?

Inzwischen hatte Adelheid sich schnell und umsichtig in andere Kleider geworfen. Sie fürchtete nicht, durch das Abenteuer in Wind und Regen körperlich Schaden genommen zu haben, denn sie hatte von Jugend auf ärgere Stürme ertragen gelernt, war immer gesund geblieben und nie anders als gesund gewesen. Um so ängstlicher fühlte sie sich im Gemüth ergriffen. Wenn sie in der Hütte des Waldhüters durch einen einzigen Ausruf ihre Leidenschaft verrathen hatte, so empfand sie, daß Metella ihr zugleich mit raschem Blick auf die Spur gekommen war. Und sie konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß die immer bekämpfte Neigung zu einem leidenschaftlichen Sturm in ihrer Seele erwachsen war. Hoffnungsloser, so glaubte sie, je später es geschah, und je mehr sie selbst gethan, den Freund von sich abwendig zu machen. Und als sie nun die Aufmerksamkeit ansehen mußte mit welcher Holmar für Metella allein besorgt zu sein schien, sagte sie sich wieder: Da ist es, das immer Gefürchtete! Wo die Schönheit in meiner Nähe erscheint, gibt sie mir den Todesstreich! Nur für sie wird der Mann Augen haben! Die arme Eule mag ihren Flug wie immer vereinsamt durch die Welt richten! Und ist es ihm zu verargen? Habe ich nicht zweimal die gute Meinung seines Herzens zurückgewiesen! Mit elenden, aufgeputzten, leeren Verstandesworten — zweimal zurückgewiesen! Wenn er sich jetzt von mir wendet und das Schönere für sich begehrt, wie darf ich ihn tadeln? Und dennoch — die Verstandesgründe wollten eben auch dafür bei Adelheid nicht mehr Stich halten. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, sie fühlte sich in ihrem ganzen Wesen erschüttert.

Nach einiger Zeit trat die Aufwärterin ein und brachte die Nachricht, daß Metella krank sei, und man nach dem Arzte geschickt habe. Adelheid nahm ihre Fassung zusammen, und beschloß hinüberzugehen.

Metella fühlte sich durch die erlittenen Anstrengungen körperlich wie gelähmt, und lag, in warme Decken gehüllt, auf dem Sopha. Aber ihre Erschöpfung hinderte sie nicht vor aufregenden Gedanken. Daß Adelheid Holmar liebte, konnte ihr nicht unerklärlich erscheinen, aber sie grollte sich selbst, daß sie diese Neigung nicht früher entdeckt, sie grollte noch mehr, daß Adelheid sich damit vor ihr mit so viel Kunst versteckt hatte. Wenn sie dafür Holmars Aufmerksamkeit mit feiner Koketterie auf sich selbst zu lenken suchte, so erschien ihr dies vorerst als eine ganz berechtigte Strafe. Daß dieser Mann die Neigung einer Person wie Adelheid erwidern könne, war ihr ganz unwahrscheinlich — und doch machte ihr die Frage zu schaffen. Er gefiel ihr, und sie war Weltkind genug, für sich erobern zu wollen, was ihr gefiel. Unbekannt mit Allem, was zwischen Beiden sich bereits abgespielt, unbekannt mit einer vertiefteren Herzensneigung, gewöhnt an nur oberflächliches Hinleben auch der Empfindungen, wollte sie ein Interesse nicht aufgeben, dem sie nun einmal Werth beigelegt hatte. Sie schätzte Adelheid aufrichtig, aber der Hoffnung, einen Triumph über sie zu feiern, konnte sie doch nicht entsagen. Ohne Adelheid als Nebenbuhlerin zu fürchten, war sie doch eifersüchtig auf sie, daß sie liebte, wo sie selbst — aber nein, diesen Schluß machte Metella eigentlich doch nicht! Denn ob sie diesen Mann liebe, so ernstlich liebe, daß sie für das Leben ihm hätte gehören mögen, die Frage lag noch außer dem Bereich ihres Denkens.

Adelheid trat ein, zugleich mit dem Arzte. Er zeigte sich über das verunglückte Fest unterrichtet, hatte sogar einige der dabei zu Schaden Gekommenen bereits in seiner Behandlung. Manches konnte er erzählen, was den Frauen bisher unbekannt geblieben. Ein eigentlich schweres Unheil sei noch glücklich verhütet worden, nur daß der russische Herr eine Rippe gebrochen und Graf Lindberg sich ein wenig am Fuße verletzt habe. An Folgen von Erkältung könne bei den kühnen Reiterinnen wohl hier und da noch etwas in Aussicht stehen. Metellas Zustand erklärte er für unbedenklich, verordnete ein leichtes Präservativ und rieth ihr, zu Bette zu gehen. Nachdem er sich empfohlen, tauschten die Freundinnen nur wenige Worte. Sie hatten einander heut' nichts zu sagen und trennten sich.

Auf den schweren Gewittertag folgte eine Nacht, bald verdunkelt durch zerrissene Wolkenbildungen, die als Nachzügler dem Hauptheer hastig folgten, bald von Sternen wieder durchglänzt, wie in der Menschen Träumen und Gedanken Finsteres und Freundliches mit einander wechselt. Frisch und kühl war der Morgen, und der Sonnenschein begann die letzten Spuren des Regens von den Gartenbäumen zu tilgen. Auch heut' schritt Adelheid schon früh durch die Kiesgänge, da Metella und Boso noch schliefen. Sie war, wie immer um diese Zeit, ungestört mit ihren Gedanken.

Da trat ein Bote zu ihr, welcher ihr einen Brief überreichte. Sie nahm ihn — und ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Der Brief trug das Eulensiegel! Das beglückende Zeichen, unter dem sie in ihrer Jugend eine Fülle von Beseligung empfangen! Wie oft hatte sie Briefe mit dem Eulensiegel in den fernsten Gegenden von der Post geholt,

Briefe, die sie nicht verbarg, noch zu verbergen brauchte! Heut' war es ihr wie einem siebzehnjährigen Mädchen, welches den ersten geheimnißvollen Brief empfängt, der streng verhehlt und nur bei verschlossener Thür erbrochen werden darf. Sie eilte in das entlegenste Boskett des Gartens, um ihn zu lesen. Holmar schrieb: „Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich bereits unterwegs, da ich nach M. reise, wo ich möglicherweise eine Woche bleiben muß. Meine Kinder sind zwar in der Familie Gebhart wohl aufgehoben, dennoch wäre es mir tröstlich, wenn Sie einmal nach ihnen sehen wollten. So viel, hoffe ich, werde ich als alter Freund von Ihnen noch erbitten dürfen. Auf Wiedersehen."

Adelheid fühlte sich wie berauscht durch diese Zeilen, in welchen doch nicht viel stand. Aber er sprach von Wiedersehen! Noch niemals hatte sie einen Brief Holmars an die Lippen gedrückt, heut' that sie es mit einem Gefühl der Dankbarkeit, der Freude, wie sie kaum noch empfunden hatte. Bald war sie gerüstet, im Hause Gebhart ihren Besuch zu machen und die Kinder zum Spazierwege mit sich zu nehmen.

Metella erhob sich gegen Mittag, sie fühlte sich nicht gerade unwohl, aber matt und verstimmt. Sie fragte, ob Besuch dagewesen sei. Nur Graf Lindberg hatte fragen lassen, wie sie sich befinde, und seinen Besuch in Aussicht gestellt, sobald sein Zustand es erlaube. Sonst war Niemand dagewesen — Metella wunderte sich darüber. Adelheid kam zu Tische und schien recht heiter, worüber Metella noch verdrießlicher wurde.

Auch in den nächsten Tagen ging Adelheid ihrer Wege, ohne über Gehen und Kommen Rechenschaft zu geben. Sie brauchte es nicht, Metella aber empfand es wie eine

Beleidigung, daß sie es nicht that. Doch wußte sie sich Zwang anzulegen und schwieg. Mehrere Tage vergingen. Die Freundinnen, welche ganz unabhängig von einander lebten, sahen sich wohl bei Tische, konnten es aber zu einer Unterhaltung, wie sie sie sonst geführt hatten, nicht bringen.

Am vierten Tage erschien Graf Lindberg, noch mühsam am Stocke gehend. Er sprach seine Beschämung aus über das verunglückte Fest, von der Verzweiflung der Unternehmer, die sich für das Mißlingen gleichsam verantwortlich fühlten. Er war allein mit Metella, sprach artig und gewinnend, und die junge Frau konnte nicht verkennen, daß er auch wohl noch wärmer zu sprechen beabsichtigte. Boso kam hereingesprungen, und auch mit ihm wußte sich der Graf in liebenswürdiger Weise abzugeben. Er bat um den Besuch des Knaben, und Metella mußte die gute Kameradschaft gestatten.

Als aber Metella am sechsten Tage der meldenden Dienerin lebhaft entgegensah und wie alle Tage hören mußte: Graf Lindberg gebe sich die Ehre, diese Rosen zu senden — Graf Lindberg bitte um die Erlaubniß, Boso da und dorthin mitnehmen zu dürfen — Graf Lindberg lasse fragen, ob die gnädige Frau — da verlor Metella die Geduld, und sie mußte sich wieder sagen, solch eine Aufführung wie die des Professors Holmar sei denn doch scandalös! Zu Mittag, als die Freundinnen ohne den Knaben (er war mit dem Grafen zu einem Vogelschießen in die Nachbarschaft gefahren) zu Tische saßen, ließ Metella einige recht spitze Bemerkungen gegen die gute Lebensart der Herren Gelehrten fallen. Adelheid verstand sofort, brachte das Gespräch auf Holmar und erklärte, daß er nicht wie Andere nur um

gesellschaftlicher Zerstreuungen, sondern um wissenschaftlicher Beziehungen willen hierher gekommen sei, welche ihn auch bereits auf eine neue Reise fortgeführt hätten. Das Letzte glaubte Adelheid getrost hinzufügen zu können, da sie einen solchen Zweck seines Ausfluges mit Bestimmtheit annahm.

„Verreist?“ rief Metella überrascht. „So, so! Hat er Sie davon benachrichtigt?“

„Brieflich, ja!“ entgegnete Adelheid. „Zugleich mit der Bitte, mich seiner Kinder anzunehmen. Ich thue das gern und gehe täglich mit ihnen ins Freie.“

Metella erwog im Stillen, ob es ihr lieber gewesen, wenn er ihr die Kinder empfohlen hätte, und sie kam schnell zu der Ueberzeugung, daß es ihr schrecklich gewesen wäre, die beiden in Buben verkleideten Mädchen viel um sich zu haben. Adelheid eignete sich besser zur Aufseherin, das mußte sie eingestehen. Und als die Freundin sie aufforderte, sie auf ihrem Nachmittagsspaziergang mit den Kindern zu begleiten, dankte Metella, da sie Briefe schreiben wolle.

Das that sie freilich nicht, obgleich sie sich sehr zu langweilen anfing. Da blieb nichts übrig, als einen Besuch zu machen. Schon war sie gerüstet, als sie durch die Gartenpforte Jemand eintreten sah, der ihr vorkam, als müßte sie ihn schon einmal gesehen haben. Es war Herr Gebhart, welcher, näher tretend, sich ihr noch einmal vorstellte. Sie bat um Entschuldigung, ihn nicht gleich erkannt zu haben, und da es ihr in diesem Augenblicke von Interesse war, sich mit ihm einmal zu unterhalten, nöthigte sie ihn, unter der Veranda Platz zu nehmen. Die schöne Frau war so artig, daß Gebhart sich durch sie lebhaft angeregt fühlte. Und als nun selbstverständlich die Rede bald auf Holmar

kam, ließ er seiner Freundschaft, Verehrung, ja Bewunderung desselben die Zügel schießen. Er schilderte das Leben, Streben und Arbeiten des Freundes: wie er ganz und gar der Wissenschaft angehöre, wie nur diese allein Interesse für ihn hätte; wie das Leben und Treiben der Welt ihm gar nichts gelte, Gesellschaften ohne Werth für ihn seien, wie die Studien sein ganzes Innere ausfüllten. Die Nächte hindurch zu arbeiten, sich mit ein paar Stunden Schlaf zu begnügen, dann von früh bis spät seiner Lehrthätigkeit anzugehören, das sei ihm leicht, und mache sein ganzes Glück aus. — So fuhr Gebhart fort, die großartige Weltverachtung und reine Gelehrtennatur des Freundes immer höher steigernd. Freilich ging er viel weiter, als er verantworten konnte, und zeichnete ein Bild des von ihm Bewunderten, über welches dieser vielleicht gelacht haben würde. Aber in seiner Hochachtung für die Bedeutung desselben verstand er sich für die Schilderung nur auf diejenigen Züge und Eigenschaften, die ihm selbst als die höchsten und verehrungswürdigsten erschienen. Metella verfolgte seine Rede mit Erstaunen, und ein Lächeln des Mitleids ging durch ihr Antlitz. „Aber verzeihen Sie, gnädige Frau," begann Gebhart wieder, „mein Besuch galt eigentlich Fräulein Pistorius." Metella erhob sich freundlich und benachrichtigte ihn, daß Adelheid ausgegangen sei. „O, dann kann ich es auch wohl an Sie ausrichten, gnädige Frau!" sagte Gebhart. „Holmar schreibt mir, er werde möglicherweise ein paar Tage länger ausbleiben, ich solle inzwischen mich einmal nach Fräulein Pistorius erkundigen und ihr einen Gruß bringen."

Herr Gebhart war kein Diplomat, noch auch sich einer diplomatischen Sendung bewußt. Er kannte nicht die älteren

Beziehungen Holmars zu Adelheid, er kannte die letztere nur als die angenehme und gelehrte Dame (als solche hatte der Freund sie ihm bezeichnet), welche täglich aus seinem Hause Holmars Kinder zum Spaziergang abholte. So konnte er ja wohl der schönen Frau, die er schon in der Gesellschaft des Fräulein Pistorius gesehen hatte, seinen Auftrag anheimgeben. Sie versprach, ihn auszurichten, und entließ ihn freundlich herablassend.

Metella machte den beabsichtigten Besuch fürs Erste nicht, sondern zog es vor, sich eine Weile allein in dem engeren Bereiche des Gartens zu ergehen. Die Schilderung eines Gelehrtenlebens, wie sie sie eben empfangen, machte sie nachdenklich. Es erschien ihr unsagbar dürftig, arm, farblos und in keinem Sinne anziehend. Ein solches Dasein theilen zu müssen — die Aussicht hätte etwas Grausenerregendes für sie gehabt. Und merkwürdig war ihr, daß ein so stattlicher Mann sich in solcher Staub- und Moderluft wohl fühlen, daß er darin gedeihen konnte. Und sie kam mittlerweile zu der Ansicht, daß dieser Mann auch sonst wohl einen schlechten Geschmack haben möge. Daß seine Beziehung zu Adelheid auf etwas mehr als bloßer Jugendfreundschaft beruhen müsse, wurde ihr immer deutlicher. Zwar regte sie es auf, daß sie seinen ersten Besuch und seine Hilfe beim Gewitter in erster Reihe auf sich selbst bezogen hatte, aber je mehr sie die Dinge betrachtete, kam sie zu der Ueberzeugung, daß sie sich eine Blöße doch eigentlich nicht gegeben. Das Bischen Koketterie verstand sich ja von selbst. Etwas davon konnte man auch einmal an einen Gelehrten oder Schulmeister wenden. Ueberdies war Metella im Innersten doch eine gutmüthige Seele. Wenn Adelheid glücklich werden

konnte, warum sollte sie es ihr nicht gönnen? Und warum sollte es denn nöthig sein, daß Adelheid nur einen mordhäßlichen oder uralten Mann heirathete? Sie fühlte plötzlich wieder herzliche Neigung für die Freundin und beschloß, sich ihrer Sache anzunehmen.

Metellas Mädchen kam mit einem resedafarbigen Billet, welches der Jäger des Grafen Lindberg, der zugleich Boso zurückgebracht, übergeben hatte. Der Graf bat sich die Erlaubniß aus, ihr am anderen Morgen seine Schwester, die Stiftsdame von A., welche vor einer Stunde angekommen, vorzustellen. Metella gab die Zeit an, wo sie zum Empfang der Gäste bereit sein werde, und hörte darauf dem Geplauder Bosos zu, welcher Wunderdinge zu erzählen hatte. Tags darauf aber schmückte sie sich zum Empfang des Grafen und der Stiftsdame auf das Sorgfältigste und Schönste und sah bezaubernd aus.

Eine Woche war nach der Abreise Holmars vergangen. Jeden Tag wanderte Adelheid mit den Kindern in den Wald. Dort lagerte man sich an einsamen Stellen, sie erzählte Geschichten, hatte auch wohl ein Buch bei sich, aus welchem sie eine hübsche Geschichte lesen ließ oder selbst vorlas. Man sammelte Blumen, jagte und tummelte sich, und Adelheid war von diesen Genüssen so beglückt, daß sie die Stunde oft ungeduldiger erwartete als die Kinder. Heut' aber führte sie ihre Pfleglinge zu einem besonderen Festtage hinaus, denn es war ein in ihrem Leben unvergeßlicher Jahrestag. Sie hatte sie für den ganzen Tag mitgenommen. In einer Mühle gab es ein einfaches Mittagsmahl, und Wiesen, Wald und Hügel lagen in erquickender Stille. Auf einer Anhöhe am Waldessaum sitzend, blickte sie über das an-

muthige Bild, während die Kinder den Anger hinunter- gesprungen waren, da es am Wiesenrande schönere Blumen gab, denn sie wollten einen Kranz winden.

Adelheid ließ die Gedanken in die Vergangenheit schweifen Heut' war die Wiederkehr des Tages, da sie mit Holmar zuerst in Sturm und Schneegestöber auf Alpenhöhen zusammengetroffen war, des Tages, den sie als den Wendepunkt ihres ganzen inneren Daseins betrachtete. Er war ihrem Leben ein Festtag, den sie im Stillen immer gefeiert hatte, selbst in Zeiten, da sie hart und streng gegen sich mit Freuden und Hoffnungen gebrochen zu haben glaubte; es war der Geburtstag ihres Gemüthes, der ihr nicht aus der Erinnerung kam. In wie verschiedenen Gegenden der Welt, in welchen Lebenslagen, in welchen Stimmungen hatte sie ihn schon gefeiert! Immer älter fühlte sie sich geworden, unendlich weit schien jenes erste Erlebniß in die Vergangenheit zu rücken! Gescholten und getadelt hatte sie sich, daß an diesem Festtage ihre alten Empfindungen immer noch erwachen wollten, während sie sich das ganze Jahr über dagegen gesichert glaubte. Heut' schalt und tadelte sie sich nicht und lebte getrost ihren Erinnerungen. Gescholten und getadelt hatte er sie, daß sie ihr inneres Leben freventlich zerstöre durch Härte gegen sich selbst, und sie athmete auf bei dem Gedanken, daß er es anders verlange, daß sie nicht alt, daß sie noch jung sein sollte! Wie war es nur möglich gewesen, fragte sie sich selbst, sich immer so alt zu fühlen? Heut' war ihr jung zu Muthe, von Herzen jung; jung für die Kinder, jung für sich selbst und jung — nun jedenfalls für Gottes schöne Welt! Und wie sie da saß, heiter um sich blickend, sah sie auch aus wie ein junges Mädchen.

Da erhoben die Kinder von der Wiese her ein Freudengeschrei und kamen den Hügel herauf. „Titus! nicht so laufen!“ rief eine männliche Stimme hinter Adelheid, deren Klang sie freudig durchschauerte. Sie sprang auf und schritt Holmar entgegen, der von der Mühle hergekommen war. Er schüttelte ihr herzhaft die Hand, und umarmte seine Kinder, von welchen er den eben fertig gewordenen Kranz zum unverhofften Willkommen empfing. Nachdem er sich hatte berichten lassen, wie sie inzwischen gelebt, und selbst einige kurze Mittheilungen über seinen Ausflug gegeben, sagte er: „Und nun, Titus und Puck, geht nach der Mühle und bestellt uns ein Abendessen! Helft der Frau Müllerin ein wenig dabei! Wir kommen bald nach!“ Die Kinder sprangen davon, er aber fuhr fort: „Einen Augenblick lassen Sie uns noch rasten!“ Er lagerte sich auf das blühende Haidekraut am Abhang. Adelheid nahm zwei Schritte von ihm auf einer Rasenstufe Platz. Der Kranz lag zwischen ihnen.

„Adelheid!“ begann er, „wissen Sie, was heut' für ein Tag ist?“

„Der zwanzigste August,“ entgegnete sie.

„Ja, aber für uns bedeutet er auch etwas! Heut' vor vierzehn Jahren sahen wir uns zum ersten Mal!“

„Holmar! Das haben Sie nicht vergessen?“

„Wie sollte ich! Und ist es nicht ähnlich heut' wie damals? Auf dem Hügel sitzen wir und blicken hinaus in die Landschaft. Wir hatten an jenem Tage schnell Bekanntschaft gemacht, wir waren sogar mit einander ein Bischen durchgegangen. Ich holte Ihnen Alpenrosen — wissen Sie noch?“

„Die Reste des Straußes bewahre ich noch heut', und den Tag feiere ich in jedem Jahre!"

„Die Erinnerung war mir stets geblieben," sagte Holmar wie aus brütendem Nachsinnen heraus. „Aber neue Eindrücke verschleierten sie. Hier ist ein Geständniß unnöthig, mein Handeln hat es bewiesen. Ich war zu jung und unstät, um innerlich schon etwas zu erfahren. Ich lernte nach Jahren diejenige kennen, welche mein Weib wurde, und ich liebte sie sehr. Ich verlor sie, und war sehr unglücklich!"

Holmar schwieg eine Weile, und Adelheid wendete ihr Gesicht nach der Seite, um ihre hervorquellenden Thränen zu verhehlen. Dann begann er von Neuem: „Jahre vergingen, da kamen Sie in mein Haus als Hilfebringerin, als guter Geist. Sie brachten mir die Jugenderinnerungen wieder, Sie brachten mir mehr, viel mehr, und ich erkannte, daß ich durch Sie ein neues Leben, Alles, Alles empfangen konnte. Sie widerstrebten meinen Wünschen. Das war Klugheit und Stolz, Adelheid, aber Sie durften auch wohl noch klüger und stolzer sein. Es giebt auch eine Schönheit des Gemüthes, welche die der äußeren Wahrnehmung nicht zu scheuen hat. Schönheit und Jugend! sind sie denn vergänglich? Wer beide empfindet, hat beide. Vierzehn Jahre sind vergangen, seit wir zum ersten Mal so zusammensaßen. Sind wir darum alte Leute geworden? Adelheid, ich glaube, wir sind noch sehr jung! Jung genug, um etwas zu wagen. Man wagt, wozu man die Nothwendigkeit in sich fühlt. Ich sage Ihnen heute zum dritten Mal, daß ich Sie liebe und Ihre Hand begehre. Weisen Sie mich heute ab, so komme ich zum vierten Mal, zum fünften, sechsten Mal, und so lange, bis Sie die Ueberzeugung haben, daß ich nicht

abzuweisen bin. Denn ich sage Ihnen, Adelheid, Sie müssen mein Weib werden — Sie müssen!"

„Holmar!" begann sie in tiefster Bewegung. „Ich glaube auch, daß ich es muß! Seit ich das Eulenzeichen aus unserer Jugend wiedersah, wußte ich, daß ich es muß! Nicht der Ueberredung weichend, nein, erweckt vom tiefsten Rufen in meiner Seele! Ja, ich bekenne es, grenzenlos elend wäre ich gewesen, hätte mir das Zeichen, das Sie mir nochmals gegeben, nicht eine Hoffnung übrig gelassen!"

Er sprang auf und bedeckte ihre Hand, die sie ihm darreichte, mit heißen Küssen. Dann nahm er den Kranz, setzte sich neben sie, und drückte ihn auf ihr Haupt. „Nimm ihn!" sagte er. Es ist meine erste Gabe — meine Kinder haben ihn gewunden, und ich — habe in dieser Stunde nichts Besseres!"

Adelheid zitterte vor Glücksgefühl, und der verklärte Glanz ihrer Züge gab ihr einen Ausdruck, daß sie mit Schöneren wetteifern konnte. „Es ist der erste Kranz, den ich trage!" entgegnete sie. „Ich will ihn behalten, da er Deine erste Gabe ist. Aber er macht mich demüthig in meinem Glücke — tief demüthig!"

„Stolz will ich Dich!" rief er. „Stolz darfst Du sein, Adelheid!"

„So will ich es, Holmar! Stolz auf Dich, auf mein Glück — mein unerhörtes Glück!"

Sie waren aufgestanden, und Adelheid schlang ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes, der sie noch mit dem Entzücken des Jünglings umfing.

Am Waldesrande dahinschreitend, ließen sie im Gespräch an sich vorübergehen, was sie erlebt, was sie noch zu

erleben hofften. „Eins versprich mir!“ rief Adelheid; „meine erste Bitte!“

„Sie ist schon gewährt!“

„Laß die Kinder bald wieder aus der Hülle schlüpfen, die ihnen nicht gebührt! Sie sind ja nicht in der gleichen Lage wie ich, da ich in meiner Eulentracht mich von allem Weiblichen entfernen mußte; aber dennoch, laß sie wieder Mädchen sein!“

„Sie sind Dein!“ rief er fröhlich. Erziehe sie! Kleide sie! Was Du thust, wird das Richtige sein. Da kommen sie angesprungen! Wir zögern ihnen zu lange. So laß uns als glückliche Leute zusammen den Jahrestag unserer Erinnerung feiern, zugleich den Jahrestag unserer Vereinigung für alle Zeiten!“

Ein Baum im Odenwald.

„Warum hat der Onkel so plötzlich das Zimmer verlassen?“ — Die Gesellschaft richtete, gleich der jungen Fragerin, die Gesichter nach der Thür, welche sich hinter dem alten Herrn geschlossen hatte. Man schien nicht eben Gewicht auf sein Fortgehen zu legen, sondern wendete sich wieder zum Clavier, an welchem ein junger Mann saß, bereit, den Gesang der Uebrigen zu begleiten. Um ihn herum standen drei Mädchen und ein Jüngling, der für gewöhnlich Fritz, von den Eltern aber mit gerechtem Stolz gern „der Primaner“ genannt wurde. Dieser nahm jetzt das Wort und rief: „Also vorwärts! Es steht ein Baum im Odenwald —“

„Herr von Hohnstein,“ begann eine der jungen Damen, „nehmen Sie eine andere Tonart. Für meinen Alt ist es zu tief gesetzt, Claras Sopran hat genug Höhe.“

„Aber es ist doch merkwürdig,“ begann Clara, „daß der Onkel so plötzlich aufbricht, in dem Augenblick, da wir den Baum im Odenwald beginnen wollen. Gerade wie gestern, ich habe es wohl beobachtet. Und heut' geschah es mit dem Ausdruck eines gewissen Mißbehagens!“

„Laß ihn doch!“ sagte Fritz. „Er spottet gern über uns, daß wir sentimentale Lieder singen, wenn wir am vergnügtesten sind. Jetzt also — Es steht ein Baum — ja, soll ich denn meine Baßstimme solo singen?“

„Aber Sie haben ja weiter geblättert, Herr von Hohnstein!“ rief Clara, indem sie auf die Noten blickte. „Schlagen Sie die Seiten nur wieder zurück!“ Sie that es selbst, und zwar mit einer gewissen Hast, so daß die Blätter der Liedersammlung hin und her flogen, ohne das rechte Lied zu zeigen.

„Wir können es ja auswendig!“ rief Fritz dazwischen. „Sollen wir denn heut' nicht dazu kommen, diesen Baum im Odenwald zu singen?“

Herr von Hohnstein aber blickte auf die kleine weiße Hand, welche geschäftig vor seinen Augen hin und her fuhr, und schien gar nicht Lust zu haben, ihr Einhalt zu thun. Endlich war das Lied gefunden. „Oder möchten Sie es dem Onkel nachthun?“ fragte Clara mit leichtem Lächeln. „Ist Ihnen das Lied zuwider? Sie waren ja mit ihm auf einer Wanderung durch den Odenwald — richtig! Hat Ihnen der Baum etwa auch einen so unangenehmen Eindruck hinterlassen?“

„Welcher Baum?“ fragte der junge Mann, indem er sie mit ernsten Augen anblickte.

Clara stutzte und erröthete ein wenig. „Nun,“ entgegnete sie, „der Baum — von dem das Lied singt.“

„Es stehen viele Bäume im Odenwald — allein, ja, einen weiß auch ich, unter dem ich etwas ganz Besonderes erfahren habe.“

Clara fühlte sich eigenthümlich ergriffen durch den Ton und Ausdruck, mit welchem dieses Geständniß gegeben wurde, während die Blicke der beiden anderen Mädchen sich mit erwachender Neugier auf den Sprecher richteten. Dieser aber griff schnell in die Tasten und gleich darauf erscholl es in gemeinsamem Gesange:

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest',
Da bin ich wohl vieltausendmal
Mit meinem Schatz gewest.

Es sitzet auch ein Vogel drauf,
Der singt gar wunderschön,
Ich und mein Schatz wir hören drauf,
Wenn wir vorübergehn.

Und als ich wied'rum kam zu ihr,
Verdorret war der Baum,
Ein andrer Liebster stand bei ihr,
Oder war es nur ein Traum?

Der Baum, der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee so kalt, so kalt,
Das Herze mir zerreißt.

So wurde das Lied hier gesungen, welches auch wohl in anderen Lesarten gedruckt zu finden ist. —

Inzwischen war der Onkel durch den Vorsaal in ein gegenüber liegendes Zimmer geschritten, in welchem zwei Männer beim Schachbrett, deren Frauen mit weiblicher Arbeit am Fenster saßen. Es waren zwei Familien aus Norddeutschland, mit einander verwandt und befreundet, welche hier in Jugenheim an der Bergstraße ein Landhaus gemiethet hatten, um gemeinsam die Sommerfrische zu genießen. Der schöne Gebirgsort am Rande des Odenwaldes, der hier mit seinem üppigen Buchengrün die Berge deckt, während gewundene Thäler nach verschiedenen Seiten in das Innere des Gebirges locken, gab täglich Gelegenheit zu Ausflügen und Wanderungen. Zu diesen beiden Familien war seit einigen Tagen, und nur zu einem kurzen Aufenthalt,

ein Herr gekommen, Namens Humbert, welcher von der gesammten Jugend als Onkel bezeichnet werden durfte. Er hatte einen jungen Reisegefährten mitgebracht, der, bisher in diesem Kreise noch nicht bekannt, schnell ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme geworden war. Die Anziehung lag nicht allein in seinem ausdrucksvollen und angenehmen Aeußeren, wiewohl ihn dieses, verbunden mit gesellschaftlich untadelhafter Form, genügend empfahl. Noch sehr jung, zeigte er bereits ein reifes Urtheil und vielseitige Bildung, ja er hatte in Lebensjahren, die bei Aelteren noch zu den prüfungsvollen gehören, bereits alle Vorstufen überwunden, welche in die staatliche Laufbahn führen. Mehr aber, als diese Vortheile, wirkte ein gewisses geheimnißvolles Wesen, in welches er sich nicht sowohl einhüllte, das vielmehr als etwas Unwillkürliches von ihm ausging. Er war kein gewöhnlicher junger Herr, er lebte ein Innenleben für sich, es war etwas Besonderes in ihm, das empfanden oder sagten sich Alle. Der Onkel, welcher ihn genauer kennen mußte, gab auf mancherlei Fragen, die an ihn gerichtet wurden, nur kurze Antwort. Er habe Herrn von Hohnstein in Heidelberg getroffen, sei von dort aus mit ihm durch den Odenwald gewandert, und da er den Reisegefährten schätzen gelernt, habe er ihn mit nach Jugenheim gebracht und ihn bewogen, einige Tage in der Familie zu verweilen. Die Aelteren mußten sich damit begnügen, die Jüngeren fragten nicht viel nach seinen persönlichen Verhältnissen, sondern nahmen ihn als guten Genossen in ihren Kreis auf, den er durch seine Begabung zu beleben wußte. Heute schloß der Regentag die Gesellschaft enger in die Zimmer ein, daher denn der Gesang, den man sonst im Freien erschallen ließ, am Clavier geübt wurde.

Nicht lange nachdem Humbert sich zu den Aelteren gesellt hatte, kam auch die Jugend in das Zimmer gestürmt. „Der Onkel ist uns davongelaufen, als wir den Baum im Odenwald zu singen anfingen!“ rief eins der Mädchen. „Herr von Hohnstein schien das Lied auch überschlagen zu wollen. Was ist denn an unserem Lieblingsliede, das sich gerade hier im Odenwalde so hübsch singen läßt, plötzlich auszusetzen?“.

Humbert warf seinem Reisegefährten einen Blick zu, den dieser mit einem Lächeln erwiderte, um dann neben Claras Mutter Platz zu nehmen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Es wurde unterbrochen durch den Onkel, welcher begann: „Was ich an dem Liede auszusetzen habe? Wie lautet gleich die erste Strophe?“ Sie wurde ihm hergesagt, und zwar durch drei Stimmen zu gleicher Zeit. „Halt!“ rief er. „Da steckt es. Das Lied ist eben so aufschneiderisch als unmoralisch!“ Die jungen Leute sahen ihn erstaunt und fragend an, die Mütter aber erschraken fast, daß ihre Töchter ein unmoralisches Lied gesungen haben sollten, ein Lied, welches sie selbst doch genugsam kannten und bisher für unverfänglich gehalten hatten.

„Da bin ich wohl vieltausendmal mit meinem Schatz gewest!“ fuhr der Onkel fort. „Diese Zahl ist unerhört, die Unbestimmtheit derselben erregt dazu nicht geringe Bedenken. Der Mensch, welcher dieses Lied gemacht hat, bekennt sich nicht zu einem oder einigen Stelldichein mit seinem Schatz, nein, er rühmt sich sehr tactlos, vieltausendmal mit dem Mädchen unter dem Baume gewesen zu sein. Sehen wir doch einmal zu, wie lange Zeit die Liebhaberei gedauert haben muß, bis er auch nur eintausend Zusammenkünfte mit ihr gehabt

haben konnte. Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage. Nehmen wir an, daß er alle Tage zum Stelldichein gegangen ist, auch im Winter, bei Schnee und Glatteis, was im Gebirge etwas zu bedeuten hat, und dividiren wir diese Zahl in Tausend, so braucht er zwei Jahre und neun Monate, um seine Eintausendmal zu Wege zu bringen. Redet er uns aber von zweitausendmal, so weisen wir ihm fünf Jahre und sechs Monate nach; verlangt er, daß wir ihm dreitausendmal glauben sollen, so rechnen wir ihm vor, daß er das Mädchen acht Jahre, zwei Monate und zwanzig Tage lang unter den Baum bemüht hat. Er aber geht noch weiter und renommirt, nicht von drei-, sondern von vieltausendmal —“

Ein Gelächter unterbrach den Sprecher. Die Mädchen schalten seine Berechnuug prosaisch und häßlich, während der Primaner Notizbuch und Bleistift hervorzog, um dem Onkel nachzurechnen. Dieser aber fuhr fort: „Es ist aber nicht anzunehmen, daß ihm möglich gewesen, jeden Tag unter den Baum zu gehen, zumal auch sie zuweilen verhindert sein konnte. Gestehen wir ihm aber wöchentlich dreimal sein Stelldichein zu, so bringt er es bei zweiundfünfzig Wochen im Jahr auf einhundertsechsundfünfzig Gänge, und um seine Eintausend herauszubekommen braucht er sechs Jahre, zwei Monate, vier Tage; für zweitausendmal: zwölf Jahre, vier Monate, acht Tage; für dreitausendmal: achtzehn Jahre, sechs Monate, zwölf Tage!“

Man lachte und wollte nichts weiter von Zahlen hören. „Hast Du das Alles so schnell im Kopfe berechnet, Bruder?“ fragte Claras Mutter.

Humbert jedoch fuhr unbarmherzig fort: „Nun aber ist dreimal die Woche doch eigentlich auch schon mehr, als man annehmen kann. Sagen wir, er ist wöchentlich nur zweimal dagewesen — immer ein ganz reichliches Maß! — so kommen für eintausendmal: neun Jahre, zwei Monate, vier Tage; für zweitausendmal: neunzehn Jahre und zwei Tage; für dreitausendmal: achtundzwanzig Jahre, zwei Monate und achtundzwanzig Tage heraus. Wie viel Jahre aber braucht dieser Mensch für auch nur eintausendmal, wenn man annimmt, daß die Zusammenkünfte unter dem Baum vielleicht nur im Sommer stattfinden konnten, daß die Liebenden für den Winter etwa ein anderes, weniger den Einflüssen der Witterung ausgesetztes Local gefunden hatten —"

„Onkel Humbert!" rief Fritz lebhaft dazwischen, „die Zeit kann auch eingeschränkt werden! Wenn er nämlich nicht täglich nur einmal, sondern jeden Tag zweimal oder dreimal dagewesen ist!"

„O Du heilloser Schlingel!" schrie der Onkel. „Welche ausschweifende Primanerphantasie! Das ist der richtige Uebergang von der bloßen Prahlerei dieses Liedes zu seiner Immoralität! Denn steht etwa darin zu lesen, daß der Mensch, welcher so viel Paar Stiefeln zerrissen hat bei seinen Wegen nach dem Baume, steht denn in dem Liede, daß er das Mädchen endlich auch geheirathet hat? Nein, über die Grenze, nach der Schweiz ist er davongegangen, und nun verspürt der Tölpel Reue, „Das Herze ihm zerreißt"! Was ist denn aber aus der bejahrten Kreatur geworden, die er an der Nase herumgeführt hat?"

„Oh!" warf Fritz ein. „Muß er ihr denn davongegangen sein? Er war doch wohl nur auf der Wander-

schaft und glaubte an ihre Treue. Aber er kehrte zurück, und sah mit Schrecken: „Ein Andrer Liebster stand bei ihr" — so heißt es in dem Liede, und aus diesem Grunde ging er nach der Schweiz!"

„Immer besser und schlimmer! Immer gravirender für die Moralität! Diese ausbündige alte Person —!"

Jetzt aber stürzten sich die Nichten über den abscheulichen Onkel her, und hielten ihm scheltend den Mund zu, während Claras Mutter das Fenster öffnete und auf den Sonnenstrahl hinwies, der plötzlich durch die Wolken brach. In wenigen Augenblicken stand die Landschaft verklärt und vom Regen erquickt da, und der Sommertag versprach noch einige schöne Stunden. Schnell war die Jugend zum Spazierengehen gerüstet. Humbert folgte mit Claras Vater, die Uebrigen hatten die noch feuchten Wege zu scheuen, und zogen es vor, sich mit einem Gang auf dem Kies des Gartens zu begnügen.

Nachdem die Gesellschaft eine Strecke gegangen war, nahm Humbert den Arm seines Schwagers, und bog mit ihm in einen Seitenweg zwischen Gartenhecken, der sich der Ebene zuwendete, „Laß die Jugend allein auf die Berge steigen!" begann er. „Ich möchte ungestört mit Dir reden — Dir Etwas erzählen. In der That bin ich vorhin jenem Liede von dem Baum im Odenwald aus dem Wege gegangen, weil es gerade jetzt mich einigermaßen peinlich, jedenfalls ernst genug, berührte. Denn ich habe auch einen Baum im Odenwalde, an den sich traurige Erinnerungen knüpfen. Die Kinder, welche mich ahnungslos darüber zur Rede setzten, suchte ich durch Possen auf andere Gedanken zu bringen,

Dir aber will ich doch eine alte Geschichte erzählen, zumal Du und Deine Frau voraussichtlich auch noch in Beziehung dazu treten könntet."

„Wir auch? Du machst mich neugierig!" entgegnete der Schwager.

„Wenn Du meine Erzählung bis zu Ende anhören willst, wirst Du mich verstehen," fuhr der Andere fort. „Laß mich zugleich etwas weit ausholen und ein wenig umständlich verfahren! Wir haben Zeit, und ich hoffe, meine Geschichte wird Deine Geduld nicht in Gefahr bringen.

„Es sind fünfundzwanzig Jahre her, seit ich in Heidelberg die Universität besuchte. Schon damals sonderten mich meine naturwissenschaftlichen Studien häufig von den lebenslustigen Genossen ab. Wenn ich halbe Tage lang in einem alten Steinbruch umherstöberte und geologische Merkwürdigkeiten fand, an welchen Andere nichts Sonderliches entdeckten; oder wenn ich mit Pflanzenbündeln, die nicht nach Blumensträußern aussahen, von einem Ausflug heim kam; oder wenn ich die Taschen voll Schachteln trug, welche meine Ausbeute von Insecten bargen, so wurde ich vielfach ausgelacht und verspottet. Ich ließ mich das nicht anfechten, ging meiner Wege, lebte aber auch nicht durchaus einsiedlerisch. Ich hatte einen bestimmten Kreis, in dem es sonst lustig genug herging. Da machte ich eine Bekanntschaft, die ich nicht erwartet hatte, da der junge Mann, der sich mir aus freien Stücken näherte, einem Kreise angehörte, der sich sonst ziemlich ablehnend verhielt gegen Solche, die nicht Standesgenossen waren, oder mit seiner Corpsverbindung nichts zu thun hatten. Er war Freiherr, ich wußte, daß sein Erbgut nicht weit von meiner Vaterstadt lag, hatte auch durch meinen

Vater schon allerlei über seine Familienverhältnisse erfahren. Daß der sonst sehr unzugängliche junge Mann im Stillen seine Blicke auch bereits auf mich gerichtet hatte, wäre mir freilich nicht in den Sinn gekommen.

Eines Tages hatte ich mich etwas weiter von der Stadt in den Odenwald entfernt, und wanderte durch das Schönauer Thal zum Neckar zurück. Trotzdem ich alle Taschen voll von Steinen trug, fand ich am Wege immer noch Etwas, um mit dem Hammer daran zu klopfen. So ganz vertieft war ich in meine Hämmerei, daß ich erschrak, als ich Jemand neben mir lachend meinen Namen rufen hörte. Der junge Freiherr, den ich mit seinem Vornamen Ansgar nennen will, stand neben mir, stellte sich mir mit ganz zutraulichem Gruße vor und befragte mich über meine eifrige Hantirung. Er gestand, daß er mich schon öfter in dieser Gegend beobachtet habe, und ließ sich von mir erklären und vorweisen, was ich in Händen hatte oder mit mir trug. Merkte ich gleich, daß er nur aus Höflichkeit einiges Interesse dafür zeigte, so konnte ich mich vor dem Entgegenkommen des von der Natur glänzend ausgestatteten jungen Mannes nicht verschließen. Er deutete darauf hin, daß wir Landsleute wären, und so fand sich manches Gemeinsame, was unsere Unterhaltung in Gang brachte. Zusammen schritten wir weiter. Mich wunderte nur, was er allein auf diesen Wegen getrieben, und woher er gekommen; denn wie aus der Erde gewachsen, war er plötzlich neben mir erschienen. Da das letzte Dampfschiff — heutzutage fährt keines mehr auf dem Neckar — schon abgegangen war, beschlossen wir, in Neckarsteinach zu übernachten, leerten eine Flasche nach der anderen, und wurden, für zwei Leute, die heute die ersten Worten getauscht hatten,

ziemlich vertraut mit einander. Eine Grenze war aber doch, sowohl von meiner, wie von seiner Seite gezogen und bewahrt worden.

Fortan sahen wir uns öfter, obgleich wir den Ton jenes ersten fröhlichen Abends nicht wieder anschlugen. Ansgar besuchte mich zuweilen, wünschte mich zu kleineren Spaziergängen, etwa auf das Schloß oder nach der Stiftsmühle, abzuholen, die auch zuweilen ausgeführt wurden. Meine übrigen Genossen konnten sich in diese neue Freundschaft nicht finden. Sie begriffen nicht, wie ich mit einem Menschen verkehren könne, dessen stolzes, abstoßendes Wesen berüchtigt, dessen Lebensweise, Ansichten, Forderungen und Bedürfnisse von den meinigen so verschieden waren. Ich erfuhr nun erst allerlei, was ich früher nicht beobachtet hatte. Ansgar gab sein Geld ziemlich freiherrlich aus, und es wurden ihm starke Schulden nachgesagt. Ich aber wußte, daß sein Erbgut, ein Majorat, nicht in den besten Verhältnissen, ja, schon seit langer Zeit, mit Lasten aller Art stark überbürdet war. Mittlerweile bemerkte ich denn auch, daß Geldverlegenheiten ihn häufig verstimmten. Sein Vertrauen ging nicht so weit, mir dergleichen geradezu mitzutheilen, und ich fühlte keine Veranlassung, diese Dinge mit ihm zu besprechen. Aber auch gegen seine Corpskameraden schloß er sein Inneres wenig auf, er galt unter ihnen sogar für eine völlig unzugängliche Natur. Die äußeren Formen guter Kameradschaft verletzte er nicht; über sie hinaus bei ihm gedrungen zu sein, konnte sich Keiner rühmen. Da seine Genossen gewohnt waren, daß er sich häufig absonderte, so wurde sein Verkehr mit mir anfangs weniger auffällig, dann aber, obgleich von Vielen mißbilligt, zu seinen übrigen

ärgerlichen Sonderbarkeiten geschrieben. Und sonderbar war in der That Vieles an ihm, ja es ging ein Zug zum Abenteuerlichen durch sein Wesen, der zuweilen, wie aus einem Rückhalt hervorschießend, die abgeschlossene Vornehmheit auffallend durchbrach. Er konnte Behauptungen aufstellen, Lebenswünsche aussprechen, die in geradem Gegensatz zu seinen sonstigen Anschauungen und Vorurtheilen standen; er konnte aus einer ganz fröhlichen Stimmung heraus in plötzlichen Trübsinn verfallen und ein tiefes Unbefriedigtsein mit dem Leben aussprechen. Anfangs lachte ich ihn darüber aus. Er nahm es übel, es kam aber doch vor, daß er dann auch mit mir lachte. So weit kannte ich ihn nun doch, daß ich seinen Unfrieden mit sich selbst keiner zu frühen Vergeudung seiner Kräfte zuzuschreiben hatte, worauf überhaupt wohl Niemand gekommen wäre, der diese von der Natur so bevorzugte Jünglingsgestalt betrachtete. Eher war mir zuweilen eine gewisse zarte Scheu den Frauen gegenüber an ihm aufgefallen, und niemals habe ich ein cynisches Wort von seinen Lippen vernommen. Aber seine häufigen Verstimmungen fingen an, mir lästig zu werden, und ich ließ ihn offen erkennen, daß er mich dadurch langweile und beeinträchtige. Dann zog er sich kühl zurück, unsere Freundschaft schien fast erloschen, wir gingen mit stummem Gruß an einander vorüber, hatten einander nichts mehr zu sagen. Immer aber war er der Erste, welcher wieder anknüpfte. Dann stürmte er hastig in mein Zimmer, reichte mir die Hand, bat mich um Vergebung, schalt sich selbst, und wußte Worte zu finden, deren herzlichem Ausdruck nicht zu widerstehen war. Gleichwohl gingen wir nicht als die Untrennbaren einher, wie dies sonst wohl bei befreundeten Jünglingen der Fall ist. Jeder

war durch seinen besonderen Kreis in Anspruch genommen, und es verging zuweilen eine Woche, daß wir nicht mit einander gesehen wurden.

Nun mochte es um die Mitte des Sommers sein, als ich mit einigen meiner Studiengenossen einen weiteren Ausflug in den Odenwald machte, über Schönau hinaus, nach dem höchst anmuthig malerischen Heiligenkreuz-Steinach. Ich hatte das Versprechen geben müssen, mich weder bei Steinen zu verweilen, noch durch Pflanzen oder Insecten aufhalten zu lassen. So wanderten wir getrost über Berg und Thal, bei mancherlei Gesang nach Art der Musensöhne. Der Hauptspaß meiner Genossen war, mich auf dieser Wanderung zu überwachen, denn unwillkürlich griff meine Hand bald nach rechts bald nach links am Wege, wo mir etwas der Untersuchung Werthes erscheinen wollte. Dann wurde ich mit Gewalt zurückgehalten, und es gab Gelächter und Possen den ganzen Weg über. Während einer solchen Execution, gegen die ich mich wehrte, und bei der es lärmend genug herging, bemerkte ich plötzlich, daß Jemand etwa fünfzig Schritte vor uns herging, stehen blieb und sich umwendete. Ich erkannte Ansgar, und eilte auf ihn zu. Da er das gleiche Ziel hatte, forderte ich ihn auf, sich uns anzuschließen. Er warf einen prüfenden Blick auf meine Gefährten zurück, schien zu zögern, willigte aber doch ein und ließ sich vorstellen. Wenig zur Freude aber gereichte es mir, daß die Genossen nur zu sehr merken ließen, wie unwillkommen ihnen der Zuwachs der Geselligkeit war. Scherz und Lachen hörte auf, man sonderte sich ab, und gab mir und Ansgar Gelegenheit, im Zwiegespräch weit voraus zu schreiten. Er hatte nicht seinen besten Tag, und da ich mir die Freiheit

nahm, ihn zu fragen, ob ihn die Gesellschaft verstimme, in welcher er mich gefunden, entgegnete er: „Ja und Nein! Deine Leute sind weder unterhaltend noch höflich, doch ist das Angenehme an ihrer Unhöflichkeit, daß man sie leicht los wird. Für mich aber ist es vielleicht besser, daß ich den Weg nicht ganz allein gehe.“ Ich sah ihn fragend an. „Ich rede wohl einmal deutlicher!“ fuhr er schnell fort. „Heut bin ich verstimmt über Nachrichten, die ich von Hause erhalten — was ich so „von Hause“ nenne — von meinem Geschäftsführer, meine ich. Der Mensch hat mir zu wenig Geld geschickt —“

„Und Du hast zu viel ausgegeben!“ fuhr ich ihm in die Rede. „Die alte Geschichte, die ich längst gemerkt habe, auch ohne Dein Vertrauen!“

„Du sollst es haben!“ rief er, und fing an zu lachen. „Nämlich das Vertrauen — denn das Geld ist zum größten Theil nicht mehr in meiner Tasche. Aber welcher Unsinn, sich darüber die gute Laune zu verderben — das willst Du doch sagen, und ich bin ganz Deiner Ansicht. Sieh' nur, wie wundervoll das Nest da im Thale liegt! — „Es steht ein Baum im Odenwald —“ Er fing an zu singen und fröhlich wanderten wir unserem Ziele zu. Ich sah mich nach den übrigen Genossen um. Sie waren nicht zu sehen und mußten weit hinter uns geblieben sein.

„So kamen wir nach Heiligenkreuz-Steinach, und schritten in den Garten des Wirthshauses, welches man damals vorwiegend besuchte. Kaum waren wir zehn Schritte gegangen, als um das Gebüsch herum, wie auf der Flucht, ein Mädchen stürzte und mit heftigem Anprall auf uns traf, so daß wir Beide unwillkürlich zugriffen, und sie fest-

hielten. Hinter ihr her aber jagte ein junger Mann mit schwarzem Schnurrbart, der beinahe in gleicher Weise gegen uns geprallt wäre, sich aber, verblüfft über unsere Gegenwart, und in ziemlich komischer Stellung, noch zurück und aufrecht zu halten wußte. Das Mädchen war das blonde Bärbel, Aufwärterin im Wirthshause, eine uns wohlbekannte Person. Ihren Verfolger erkannte ich als einen jungen Serben, deren in jener Zeit viele ihre Studien in Heidelberg machten. Kaum hatte Bärbel uns erkannt, als sie, hoch erröthend, sich von uns losmachte, und in's Haus eilte, während der Serbe halb lachend aber doch verlegen uns begrüßte. „Spielerei! Hat nichts zu sagen! Scheues Ding das Mädchen! Nur Spaß!" sagte er in gebrochenem Deutsch, und machte Miene, sich uns anzuschließen. „Mein Herr, ich kenne Sie nicht!" rief Ansgar ihm in seinem kältesten Ton entgegen und schritt an ihm vorüber. Der Serbe stellte sich uns in aller Form vor, und schien den unwiderleglich lächerlichen Eindruck, den er gemacht, durch einen angenehmen Gesprächston verwischen zu wollen. Er nannte sich Alexius Rudnik. Von mittelgroßer Gestalt, dunkler, fast orientalischer Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und Augen, hatte er ein so weiches Organ, sprach er in so sanftem Ton, hatte er in seinem Wesen, bei aller weltmännischen Manier, etwas so verbindlich Unterwürfiges, daß man diesem Gemisch widersprechender Züge gegenüber kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen konnte. Ansgar verhehlte den Widerwillen gegen seine Annäherung auch gar nicht, und entgegnete die Vorstellung so oberflächlich vornehm, daß er seinen Namen kaum über die Lippen brachte. Der Serbe gab zu verstehen, daß er ihm ganz bekannt sei, und ließ sich durch die Ablehnung

nicht zurückschrecken. „Herr Baron kennen das hübsche Mädchen auch?“ begann er mit sanfter Zudringlichkeit.

Ich merkte wie bei Ansgar die Geduld riß. „In der That,“ entgegnete er, „das Mädchen zeigt Verstand, wenn es sich Ihren knabenhaften Scherzen zu entziehen sucht. Ich bekümmere mich um das Mädchen gar nicht; und um Sie auch nicht, mein Herr! Ich habe den Weg hierher nicht zurückgelegt, um Ihre angenehme Gesellschaft zu genießen!“

Nur ein leises Aufblitzen in den schwarzen Augen des Gegenüberstehenden machte sich bemerkbar, während er lächelnd und mit sanftem Tone entgegnete: „Mir um so angenehmer gewesen, des Herrn Baron Bekanntschaft gemacht zu haben.“ Höflich und sehr tief verbeugte er sich und verließ uns.

„Elender Gesell!“ murmelte Ansgar, doch laut genug, um es aufmerksamen Ohren noch vernehmbar zu machen. — Wir nahmen in der Nähe des Hauses in einem Rebengange Platz, und gleich darauf erschien Bärbel, um uns zu bedienen.

Sie war eine Verwandte des Wirthes, ein elternloses Kind, und nahm im Hause, wo bei der Arbeit zwischen Herrschaft und Dienerschaft kein sonderlicher Unterschied gemacht wurde, an der Bedienung Theil. Den Verkehr mit den Fremden, meist Musensöhnen aus Heidelberg, überließ man ihr fast allein, da sie als die Hauptanziehung des Hauses galt. Man sprach nicht von einer Einkehr beim Löwenwirth, sondern von einem Besuch bei der hübschen Bärbel in Heiligenkreuz-Steinach. Sie war auch wirklich hübsch, überaus anmuthig, trotz einer gewissen Derbheit, die man doch auch nicht weggewünscht hätte. Nicht eben klein zu nennen, von schlanker Gestalt, lebhaft in Bewegungen und Reden, hatte sie etwas Gesetzteres und so zu sagen Feineres

als andere Landmädchen. Auch das ovale Gesicht, über dessen Stirn das blonde Haar sich vom Scheitel immer loskräuselte und sie manchmal wie ein leichter, goldiger Flockenkranz umgab, auch dieses feingebildete Gesicht, das sich zu der ländlichen Tracht reizend genug ausnahm, würde zu einem modischen Anzug nichts von seiner Anmuth eingebüßt haben. Ihre Redeweise und ihr Betragen hatte sich im Verkehr mit den Heidelbergern etwas abgeschliffen. Gleichwohl dauerte dieser Verkehr noch nicht lange, da sie noch sehr jung war. Sie hatte etwas Zutrauliches, reichte Jedem unbefangen die Hand, und nahm es von näheren Bekannten auch nicht übel, wenn man die Hand ein wenig länger behielt. Doch galt es für ausgemacht, daß Bärbel zudringliche Freundschaftsbezeigungen sehr ernst abzuweisen wisse, und so verstand sie sich unter der akademischen Jugend, die so viel im Löwen verkehrte, beliebt und in Respect zu halten. Ich kannte Bärbel länger als Ansgar, da meine Excursionen mich schon häufig nach Heiligenkreuz-Steinach geführt hatten, und stand als ein guter Kamerad wohl bei ihr angeschrieben. Oft hatte ich meine Taschen vor ihr geleert, alle gesammelten Steine vor sie auf den Tisch gebreitet und dadurch ihr helles Lachen hervorgerufen, da sie schwer begriff, wozu mir das nützen sollte? So auch wurden meine Pflanzenbündel von ihr verlacht. „Nicht in der Apothek' ist das zu brauchen!" rief sie. „Und als Sträußel macht's auch keinen Staat!" Aber so oft ich mit meinen Ladungen ermüdet, hungrig und durstig erschien, kam sie mir fröhlich entgegen, beklagte lachend, daß ich mich so plagen müsse, und sorgte für die Bedürfnisse des Erschöpften, die sie nun schon kannte.

Auch heut brachte Bärbel Wein und Brod in die Laube, und nahm gesellig mir und Ansgar gegenüber Platz, da es gerade sonst nichts zu bedienen gab. Ueber den Vorfall mit dem Serben ging sie schnell hinweg. „Ich hätte mich auch ohne Ihr Dazwischenkommen seiner erwehren wollen!“ sagte sie und brachte das Gespräch auf etwas Anderes. So plauderten wir eine Weile — nämlich Bärbel und ich, während Ansgar sich ziemlich wortkarg verhielt.

Da erscholl im Garten lautes Gespräch und Rufen, und ich sah meine übrigen Genossen ankommen, mit ihnen, zu meinem Erstaunen, Herrn Alexius Rudnik. Ich wußte, daß Keiner von ihnen bisher mit dem Serben persönlich bekannt war. Er mußte sich also — vermuthlich um die Rückkehr in den Garten schicklicher zu ermöglichen, ihnen vorgestellt haben. Ansgar fuhr bei seinem Anblick etwas auf, während Bärbel sich erhob, und, stehen bleibend, in ruhigem Tone sagte: „Da ist ja auch Der wieder!“

Die Ankommenden warfen einen Blick nach uns herüber, nahmen in der Entfernung Platz und riefen nach der Wirthschaft. Plötzlich sagte Ansgar mit fast gebietender Stimme: „Bärbel! Sie werden an einem Tische die Bedienung nicht führen, an welchem jener Mensch sitzt!“

Das Mädchen fuhr ein wenig zusammen und erröthete. Dann aber, gefaßt und aufrecht stehend, entgegnete sie: „Es hat mir kein Gast vorzuschreiben, Herr Baron, welchen andern Gast ich bedienen soll, und welchen nicht. Aber Sie haben schon Recht, daß ich da nicht hinüber gehen werde. Der Peter mag's thun. Sie ging in's Haus und kam nicht zu uns zurück. Der Peter, des Löwenwirths Knabe,

ging ab und zu, um die Wirthschaft im Garten zu vertreten. Auch beim Abschied zeigte Bärbel sich nicht wieder.

Die Auseinandersetzungen, die ich Tags darauf mit meinen Studiengenossen hatte, über ihren Mangel an Lebensart und Höflichkeit, die Streitigkeiten über die Annehmlichkeit der Person des Serben kann ich übergehen, da sie nicht zur Geschichte gehören. Wochen, Monate vergingen, und an jenen kleinen Conflict mit Alexius Rudnik dachte ich nicht mehr, zumal ich ihn selbst wenig zu Gesicht bekam. Auch nach Heiligenkreuz-Steinach muß ich wohl lange Zeit nicht gekommen sein. Ich erinnere mich, daß meine Wanderungen mehr nach der westlichen Seite des Odenwaldes gingen, nach der Bergstraße zu, wo ich in der Umgegend von Weinheim, in dem schönen Birkenauer Thale, einige ergiebige Steinbrüche entdeckt hatte.

Hier war es, wo ich oberhalb des Thals einen Baum fand, eine mächtige, breit ausladende Buche, welche meine Bewunderung erregte. Eine etwas verwachsene Waldschneise führte grade bis zum schroffen Abhang des Berges, wo dieser durch Alter, Größe und Schönheit gleich ausgezeichnete Baumriese sich erhob. Es war ein herrliches Waldversteck in scheinbar tiefster Einsamkeit. Einige bemooste Steine lagerten um den Stamm her und boten einen Ruheplatz, der auch den Blick in die Ferne gewährte; nicht umfassend, nicht mannigfaltig, nur über eine Flucht von Bergrücken jenseits des Thales, aber das Ganze in seiner Art stimmungsvoll abschließend. Hier ruhte ich oftmals aus, wenn ich mich müde gesammelt und geklettert hatte. Und hierher verlockte ich einmal Ansgar, der sich, gleich mir, von dem Platze überrascht zeigte und auch an dem Oertchen Birkenau

seine Freude zu haben schien. Er sah sich sehr genau um, in meiner Vermuthung, nach einem Wirthshause, und ich führte ihn in das mir schon bekannte ein. —

Etwa acht Tage nach dieser Wanderung trat Ansgar in mein Zimmer, aufgeregt und unstät, in unbequemerem Humor als jemals. Er schien Etwas auf dem Herzen zu haben, redete aber nicht, nahm ein Buch und warf es wieder hin, kramte in meinen Steinen so zerstreut, daß er kaum zu wissen schien, was er that. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, wie ich pflegte, wenn ich ihm nicht beizukommen wußte, abwartend, bis er den ersten Schritt zur Anbahnung eines Gespräches thun würde. So saßen wir lange in lautlosem Schweigen. Da hörte ich ihn aufstehen und gleich darauf fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter. Ich erhob mich und blickte in sein Gesicht, in dem sich eine ernste innere Bewegung aussprach. „Humbert!“ begann er, „Du erträgst viel von mir!“

„Wenn ich Dir nur besser zu helfen wüßte, Ansgar!“ entgegnete ich. „Aber Du gibst Dich mir in Deinen Stimmungen so räthselhaft —!“

„Ich war heute ausgegangen, um Dir ein Bekenntniß zu thun,“ rief er lebhaft. „Auch Deinen Rath, Deine Hilfe in Anspruch zu nehmen! Aber es geht nicht — ich muß es allein bewältigen, mag Dich nicht hineinziehen. Wenigstens jetzt nicht — vielleicht künftig! Verzeih' mir! Leb' wohl!“

Er schritt hastig nach der Thür, ich aber hielt ihn fest, ihn mit dringenden Worten bittend, sich mir offen zu erklären, da das, was ihn innerlich drücke, unmöglich so verzweifelt sein könne, daß man nicht eine Abhilfe finden sollte. Er aber, ganz gegen seine Gewohnheit, umarmte mich stürmisch,

preßte meine Hand, schüttelte schweigend den Kopf, eilte davon und ließ mich in eigenthümlicher Bewegung allein. Nachdem ich innerlich alle Möglichkeiten durchlaufen hatte, die Einem in der Jugend als peinliche Verlegenheiten einfallen, beschloß ich, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich fand ihn nicht, im Hause wußte man keine Auskunft über ihn zu geben.

Es war August, die langen akademischen Herbstferien hatten begonnen, die Mehrzahl der Studirenden ging in die Heimath oder sonst für eine Zeit lang auf Reisen. Ich blieb in Heidelberg, viel umherstreifend, auch wohl zu größeren Ausflügen gerüstet. Ansgar sah ich nicht wieder, und Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben. Er mochte in seine Heimath gereist sein, dachte ich; vielleicht auf sein Erbgut. Viel Verdrießliches war ihm oft von da hergekommen, und es harrten sein auch jetzt nicht angenehme Verhandlungen. Damit suchte ich mich zu bescheiden und erwartete den Spätherbst, welcher entweder den Flüchtling selbst oder eine Nachricht von ihm bringen werde.

In Heiligenkreuz-Steinach war ich lange nicht gewesen. Ende September beschloß ich wieder einmal dorthin zu wandern. Der Herbst färbte die Landschaft schon bunter, machte die Luft erquickend und frisch; Gebirg und Thal glänzten im Sonnenschein. So kam ich frohen Herzens zu meinem Ziele, um so mehr, da ich mir allerlei Thorheiten ausgedacht hatte, um Bärbel herauszufordern. Ich trat in die Wirthsstube, in welcher ich den Löwenvater, wie wir den Wirth zu nennen pflegten, über eine Zeitung gebeugt, sitzend fand. Er erhob sich, da er mich kommen sah, und empfing mich schweigend mit mißtrauischen Blicken. „Wo ist

Bärbel?" fragte ich. — „Nicht da!" entgegnete er kurz, indem er mir einen Schoppen hinsetzte. Sie werde ja wohl kommen, dachte ich, ruhte aus, und griff ebenfalls nach einem der Tagesblättchen. Bald darauf trat der Peter ein und reichte mir die Hand. „Grüß' doch die Bärbel," sagte ich, „und ob man sie heute gar nicht zu sehen bekäme?" Der Peter sah mich groß an: „Ei die Bärbel —" begann er, stockte und warf einen fragenden Blick auf seinen Vater. Dieser erhob sich. „Sie ist gar nicht mehr bei mir im Hause!" rief er unwirsch, und machte Anstalt, das Zimmer zu verlassen. „Nicht mehr bei Ihnen?" fragte ich überrascht. „Ja, wo ist sie denn?" — Der Löwenwirth trat mir näher. „Wenn Sie's nicht wissen" — begann er eindringlich — „ich dacht' schon manchmal, Sie müßten's besser wissen, als ich!" Ich erschrak vor irgend einem Unheil, welches ich witterte, ohne mir noch ein Bestimmtes zu denken. „Löwenwirth!" rief ich, „seid gescheit! Wie könnt Ihr annehmen, daß ich um des Mädchens Verbleib wisse, wenn es nicht mehr in Eurem Hause ist?" — Er begütigte sich: „Nun, es ist nicht bös gemeint. Ich glaub's schon, daß Sie nicht drum wissen." Er verließ die Wirthsstube, augenscheinlich in der Absicht, das Gespräch über den fatalen Gegenstand seinem Sohne zu überlassen. Ich konnte mich gar nicht finden in den Gedanken, daß das Mädchen in einer Weise das Haus verlassen haben sollte, über die der Hausvater nicht reden mochte, wollte aber Aufklärung, so gut sie zu haben war, und hoffte, sie von Peter zu erlangen. Dieser, inzwischen ein großer Bursch geworden, machte sich am Schranke bei den Gläsern zu schaffen, wendete sich aber zu mir, sobald sein Vater die Stube verlassen hatte. Auf meine

inständige Frage, was mit dem guten Mädchen geschehen, bekannte er denn, daß Bärbel seit sechs Wochen spurlos verschwunden sei. Die Nachforschungen in der Umgegend wären vergeblich gewesen, und endlich habe der Vater damit aufgehört. Es dürfe in seiner Gegenwart nicht mehr von ihr gesprochen werden. „Ich glaube doch nicht" — fuhr Peter fort, indem er mir näher trat und seine Stimme zum Flüstern senkte — „ich glaube nicht, daß sie allein weggegangen ist. Aus dem Hause — ja! Aber nicht weit vom Dorfe hat Nachts Einer mit dem Wagen auf sie gewartet. Den Wagen hab' ich gesehen, wie ich noch spät von Schönau zurückkam — der Vater hatte mich geschickt — wer drin saß, konnt' ich nicht erkennen. Am andern Tage aber, als die Bärbel weg war, fiel mir's ein, und nachher — konnt' ich mir's denken."

„Nun wer denn?" rief ich gespannt. „Mit wem könnte sie entflohen sein?" — Peter zögerte: „Gewiß weiß ich's nicht," entgegnete er, „aber ich denke mir's. Mit dem Herrn Baron!" Ich sah ihn ungläubig, starr an. — „Ja, ja," fuhr er fort, „mit dem Herrn Baron, mit dem Sie so gut Freund sind! Der war zuvor ohne Sie gar zu oft hier. Die Mutter kam auch darauf, daß er's gewesen sein könnte, und hieß mich nach Heidelberg gehen, nach ihm zu fragen. Ich ging zu seinen Leuten, die wußten gar nichts von ihm, und er war schon lange nicht mehr da. Ich bin auch bei Ihnen gewesen, aber Sie waren auch weg. Nun, auf Sie hätten wir schon nicht gerathen, aber Sie konnten doch drum wissen. Hernach meinten wir, wenn die Bärbel mit dem Herrn Baron davon gegangen, dann würden die Beiden gerade Ihnen auch nichts davon gesagt haben. Aber weg

ist sie seit sechs Wochen. Wenn sie noch wiederkäm', der Vater ließe sie nicht mehr in's Haus."

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Peters Vermuthung wurde mir nur zu wahrscheinlich. Etwas länger als sechs Wochen war es her, seit Ansgar mich zuletzt besucht und unter dem Druck eines Geheimnisses verlassen hatte. Damals plante er die Entführung des Mädchens — einig mußten sie ja mit einander sein — vielleicht vermuthete er sogar bei mir eine ernstere Neigung zu Bärbel, und sein Gewissen trieb ihn zu mir. Wie dem auch gewesen sein mochte, es stellte sich mir nur als zu wahrscheinlich dar, daß die Thorheit hier einem trostlosen Unheil entgegen gegangen sei. Mir war weh' um's Herz. Nicht daß ich mir jetzt eine große Neigung zu Bärbel vormachte. Mein Verhältniß zu ihr war ein freundschaftliches, fast geschwisterliches gewesen, so weit es das zwischen einem Landmädchen und einem Studenten sein konnte. Aber jetzt, da ich sie auf einem unseligen Pfad wußte, wenigstens annahm, daß es kein Weg dauernden Glückes sein konnte, jetzt empfand ich doch etwas mehr als Mitleid und Antheil. Dazu kam das Gefühl einer Enttäuschung über sie, deren Charakter ich mir so anders vorgestellt hatte. Auch um Ansgar war mir weh. Er hatte eine Schuld auf sich geladen, die ihm sein Leben lang nachgehen konnte. Und auch über ihn fühlte ich mich enttäuscht. Er, der sonst im Verhältniß zu den Frauen so zurückhaltend erschien, er war Monate lang um das Mädchen herumgeschlichen — ja, schon bei unserer ersten Begegnung, schon damals mußte er auf diesen Wegen gewesen sein. Es kam das Gefühl einer Erbitterung gegen ihn über mich, und in

sehr verworrener Stimmung legte ich den Weg nach der Stadt zurück.

Der Erste, der mir am andern Morgen auf der Straße begegnete, war Alexius Rudnik. Obgleich wir seit jenem Auftritt im Garten kein Wort mehr gewechselt hatten, sprach er mich mit seinem süßesten Lächeln an, und fragte mich, wo das hübsche Mädchen in Heiligenkreuz-Steinach hingekommen sei. Ich wich ihm aus, so gut es ging, versuchte sogar, ganz gleichgiltig zu antworten, um Nichts zu verrathen. Auch nach Ansgar fragte er. Er habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, den Herrn Baron zu sehen. Er sei auf seine Güter nach Norddeutschland gereist, so gab ich an, werde aber zum Winter nach Heidelberg zurückkehren. „Ach, schade doch" — fuhr der Serbe fort — „schade doch, daß das hübsche Mädchen nicht mehr da ist! Aber, wer weiß, ich finde sie wohl wieder!" Ich machte mich von dem fade säuselnden Gesellen los und ging meiner Wege. Ich mochte Niemand begegnen, Jeder konnte mich, so fürchtete ich, auf Ansgar und Bärbel ansprechen, von welchen ich leider selbst doch nichts Bestimmtes wußte.

Abends saß ich über den Büchern. Da hörte ich es die Treppe heraufstürmen. Es war ein bekannter Tritt — ich fuhr auf. Ansgar trat hastig ein, rief meinen Namen und riß mich in seine Arme mit dem gleichen Uebermaß von Empfindung, wie er von mir geschieden war. Unwillkürlich ergriff ich die Lampe und beleuchtete seine Züge. Er sah blühender, stattlicher, schöner aus als jemals, sein Gesicht hatte mich niemals so freundlich angesehen, däuchte mir. Ich aber war zu befangen gegen ihn, um seine Herzlichkeit erwiedern zu können. Er legte seine beiden Hände auf meine

Schultern. „Geliebter, theurer Philister, Du zürnst mir!“ begann er mit dem Tone eines Glücklichen. „Du mußt mir zürnen, ich weiß ja! Aber laß mich nur reden und wir werden uns verständigen, auch wenn Du Alles mißbilligst, was geschehen ist. Bei Nacht und Nebel komme ich zu Dir, weil es mir nicht länger Ruhe ließ, und als ich das Licht durch Deine Fenster sah, kam eine Freude über mich — auch wie Licht, Gewißheit einer Aufklärung zwischen uns Beiden! Kurzum, was Keiner in der Stadt vorerst wissen soll, mußt Du erfahren. Ich bin verheirathet. Die Bärbel ist meine Frau!“

Ich sah ihn starr an. „Verheirathet?“ Nur das eine Wort konnte ich in meinem Erstaunen hervorbringen.

„Ja, ja!“ rief er fröhlich. „Wirklich und richtig verheirathet. Bärbel ist nach bürgerlichem und jedem Rechte jetzt Frau Baronin. Mühe hat es freilich gekostet, bis wir Mann und Frau werden konnten.“

„Weshalb aber hast Du das verheimlicht?“ fragte ich. „Man denkt über Bärbel nicht gut — ich war gestern in Heiligenkreuz-Steinach —“

„Ach, da mag es freilich arg hergehen über mein armes Weib!“ rief er. „Nur noch kurze Zeit, und wir werden uns auch dort legitimiren!“

Er erzählte nun, daß Bärbel endlich eingewilligt, eine Anfangs heimliche Ehe mit ihm einzugehen; wie sie zusammen nach Rheinhessen gereist, wo nach französischem Gesetzbuch eine Civil-Ehe geschlossen werden konnte, und wie sie auf dem Standesamte bürgerlich getraut worden. Wie sich dann in einem Dorfe auch ein Priester gefunden, um, auf Bärbels Wunsch, die kirchliche Weihe hinzuzufügen.

Alles das lange vorbereitet und unter mancherlei Schwierigkeiten, die ich hier bei Seite lasse, durchgesetzt. „Und weshalb ich das Alles so heimlich betrieben habe?“ fuhr er fort. „Lieber Freund, bedenke, daß die Schwierigkeiten sich gehäuft haben würden, daß die abscheulichsten Widerwärtigkeiten hinzugetreten wären, wenn ich es öffentlich gethan hätte. Ich bin Student, nebenbei auch noch Freiherr. Der Scandal, wenn meine Corpskameraden und Standesgenossen in meiner Gegenwart hätten die Nase rümpfen und sagen dürfen: Der Freiherr von so und so hat das Schenkmädchen aus dem Löwen in Heiligenkreuz-Steinach geheirathet! Ich wäre aus den Duellen nicht herausgekommen! Ich hätte die Ehre meiner Frau zu schützen gehabt, durfte aber nicht zugleich ihre und somit meine Existenz auf das Spiel setzen. Ich lese Dir von den Lippen ab, was Du entgegnen willst! Diese Heirath, meinst Du, wird ja doch einmal öffentlich werden! Gut, das soll sie auch, aber nicht zuerst hier in Heidelberg, wo Bärbel so Vielen bekannt ist. Wir gehen fort, hoffentlich bald. Hinter uns mögen die Wellen zusammenschlagen, künftig ebnen sie sich wieder. Vielleicht war es recht gut, daß ich für den Anfang nur eine kleine, übrigens ausreichende Summe in Händen hatte. Bald müssen mehr Gelder kommen, da ich einige von dem Majorat unabhängige Parcellen verkaufen lasse. Dann geht's fort in die Welt und Frau Barbara soll als Baronin alle Ehren haben! Aber Du unfreundlicher Mensch hast mir noch nicht einmal Glück gewünscht!“

„Glück kann ich Dir wünschen, Ansgar — Euch Beiden!“ entgegnete ich, wie unter einem Bann. „Obgleich —“

Er nahm das Wort auf: „Obgleich — nun gut! Ich

bin auf jeden Einwand vorbereitet, hoffte bei Dir gar nicht auf eine unbedingte Billigung. Also, obgleich —?"

„Du hast mir nur allgemeine Andeutungen über Deine Familienverhältnisse gemacht," sagte ich. „So viel jedoch weiß ich — Dein Gut ist ein Majorat, und wenn Du eine Bürgerliche heirathest —"

„Dann wird mein ältester Bub' nicht Majoratsherr, das Gut fällt auf einen zunächst Berechtigten" — so unterbrach mich Ansgar und fing laut an zu lachen. „Gott bewahre meinen künftigen Aeltesten vor einer solchen Erbschaft! Meine Herren Vorfahren haben so gräulich gewirthschaftet, daß dieses verschuldete Gut für den Besitzer eine Last, eine Verlegenheit ist. Als ich es antrat, nicht als Erbe meines Vaters, sondern als Erbe eines Oheims, ging mir ein Licht über die Herrlichkeit auf. Ich will es gar nicht haben für mich und die Meinigen, ich suche nur, was die Andern auch gethan haben, so viel wie möglich für mich heraus zu schlagen, um es dann dem Nächstberechtigten zu überlassen. Dieser ist ein steinreicher Vetter, aber ein geiziger, schäbiger Filz, der sich bereits fürchtet, ich könnte ohne einen Sohn sterben, und er an die Reihe kommen. Ich aber freue mich von ganzem Herzen, ihn gründlich an die Reihe zu bringen. Er hat in unglücklichen Zeiten, da ich unmündig war und der Hilfe bedurfte, nichts für mich gethan, hat jede Hilfe verweigert. Er ist eigentlich der einzige nähere Verwandte. Die Eltern verlor ich früh, ich wuchs auf, fast losgelöst von Familienbanden. Jetzt will ich auch frei sein und unabhängig von Vorurtheilen. Lange genug bin ich auf Universitäten gewesen, ich trete in den Staatsdienst, und hoffe, mir meinen Weg zu bahnen."

So vortrefflich die letzte Wendung klang, trotz aller jugendlichen Leichtfertigkeit des Vorausgehenden, so konnte ich seine zuversichtliche Stimmung nicht theilen. Die abenteuerliche Entführung hatte zu einem besseren Ziele geführt, als ich vermuthet, aber auch diese übereilte Heirath schien mir kein Glück zu versprechen, ja, sie däuchte mir fast unheildrohender, als die bisher angenommene Verschuldung. Ansgar und Bärbel — es wollte mir nicht in den Kopf, diese beiden so verschiedenen jungen Leute als Mann und Frau zu denken. Bärbel als Frau Baronin! Ein wahrhaft peinliches Gefühl ergriff mich bei der Erinnerung, wie ich bisher zu ihr gestanden. Hatte ich auch das Bewußtsein, daß unser Verkehr ernstlich nicht anzufechten sei, so war es schlimm, daß Andere in ähnlicher Weise zu ihr gestanden, und Mancher sich auch wohl größere Freiheiten gegen sie herausgenommen haben mochte. Das wußte Ansgar, das mußte er wissen, und ich begriff nicht, daß er sich darüber hinaussetzen konnte. Jetzt noch mit ihm davon zu reden, war, nach vollendeter Thatsache der Heirath, eigentlich unmöglich. Diese Gedanken trieben mich ihm gegenüber so sehr in den Rückhalt, daß ich kaum ein Wort zu sagen wagte; denn mit jeder Berührung dieser Dinge mußte ich fürchten, ihn zu verletzen. So blieb ich in rathlosem Schweigen, während er lebhaft im Zimmer auf und nieder schritt.

Endlich rief er: „Sitze nicht so heimtückisch verschlossen da! Ich bitte Dich, rede Etwas! Tadle mich! Mache mir Einwürfe jeder Art, damit ich sie widerlegen kann!“

„Du hast Dich in so jungen Jahren schon gebunden, Ansgar —!“ begann ich.

„Du meinst,“ fuhr er mir in die Rede, „ich hätte zehn

Jahre warten sollen, bis ich eine Lebensstellung errungen haben würde? Ich hätte Bärbel etwa inzwischen in eine Erziehungsanstalt geben können, nicht wahr? — um sie dann als eine leidlich erzogene alte Person heimzuführen? Oh, Ihr soliden Leute! Ich glaube, Ihr hättet, unbeschadet Eurer Solidität, eher ein Auge zugedrückt, wenn ich eine Zeit lang mit ihr wilde Wirthschaft getrieben, um sie dann laufen zu lassen? Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich, ohne einen niederträchtigen Plan im Schilde geführt zu haben, anfangs im blinden Taumel auch auf nichts Besseres zusteuerte. Je mehr ich sie kennen lernte, desto ferner rückte mir das Böse, und mein Entschluß, sie zu heirathen, bestärkte sich. Zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie sehr schwer einwilligte. Wir haben uns früh gebunden, allerdings! Wir wollen in der Jugend das Leben mit einander genießen. Nachher — pah! Das verwünschte Ueberlegen!"

„Verzeih' mir, Ansgar," entgegnete ich, „durch nachträgliche Ueberlegungen denke ich Dich nicht zu langweilen. Nur daß ich anders denke — denn ich bin nicht der Glückliche, der Du augenblicklich bist. Aber Du bist mein Freund und Bärbel bleibt mir werth —"

„Humbert!" unterbrach er mich mit Lebhaftigkeit. „Eine Frage! Sie hat mir beängstigend auf dem Herzen gelegen, ich wollte sie längst berühren, bis mir die Ueberzeugung kam, daß sie nicht nöthig sei. Ich thue sie jetzt dennoch: „Hast Du innerlich Etwas zu überwinden bei dem Gedanken, daß Bärbel meine Frau ist? Hast Du sie geliebt? Vielleicht wirst Du nur aus Klugheit Nein sagen. Mußt Du es aber bejahen, so sag's offen!"

Ich konnte ihm mein Nein mit meinem Ehrenworte

bekräftigen. „Siehst Du," fuhr er fort, „Bärbel sagt das auch — denn ich habe längst mit ihr darüber gesprochen. Als sie mir ihr Jawort gab, sprach sie mir die Ueberzeugung aus, Du hättest nur gute Freundschaft mit ihr halten wollen, aber sie klagte, es sei doch nicht recht, daß wir Dich so hintergingen. Und nun thu' mir den Gefallen und besuche uns, meine Frau legt Werth darauf, sich mit Dir auszusprechen, denn Du brave Philisterseele bist gar zu gut bei ihr angeschrieben."

„Wo wohnt Ihr?" fragte ich.

„Das werde ich Dir auch so auf die Nase binden!" rief er lachend. „Unser Asyl ist gut versteckt. Am liebsten nähme ich Dich gleich mit, denn ich denke nicht hier zu bleiben. Der Schnellzug geht um halb neun Uhr — fürchte nicht, daß ich Dich bei Nacht und Nebel in die weite Welt verlocke! Nur ein paar Stationen. Wir haben noch eine halbe Stunde. Willst Du?"

Ich war einverstanden, ihn zu begleiten. Er stürzte sich jubelnd über mich, und war von einer jugendlichen Ausgelassenheit, wie ich ihn nie gesehen, sie ihm nie zugetraut hatte. Zum ersten Mal sah ich den lustigen Studenten in ihm, und das in einer Stunde, da er sich mir als Ehemann vorstellte! Wir gingen auf den Bahnhof, und stiegen in Weinheim aus. Aber wir waren noch nicht am Ziele. Ein Wagen wurde genommen, der uns auf nächtlicher Fahrt durch ein zwischen Felsen eingeschnittenes Mühlenthal führte, bis sich gepflasterte Straßen und Häuser bemerkbar machten. „Sage mir nur, wo sind wir eigentlich?" fragte ich. Fröhlich entgegnete er: „Wir sind da, wohin Du uns selbst den Weg gewiesen hast — in Birkenau! Du bist mitschuldig

und sollst somit am Tische der glücklichen Bösewichter sitzen!" Wir verließen den Wagen. Es war zehn Uhr vorüber, Dunkelheit und tiefe Stille lagerten über dem kleinen Orte. In eine Seitenstraße biegend, zwischen Gartenzäunen und Hecken, auf einem Wege, den der Freund sicher dahinschritt, der mich aber zu häufigem Stolpern und Anrennen brachte, schritten wir weiter, hügelan, einem Licht entgegen. „Sie erwartet uns!" rief Ansgar, seinen Schritt beflügelnd. Im tiefen Dunkel unter Bäumen wurde ein kleines Haus sichtbar. An der Gartenthür sang Ansgar jubelnd ein Stück einer Melodie. Die Thür wurde aufgerissen, eine Dame flog heraus und an seinen Hals. Hinter ihr wurde eine alte Frau sichtbar und ein junger Bursche mit der Lampe. „Wen bringe ich Dir da mit, Frau Barbara?" rief Ansgar, mich in das Häuschen führend.

„Ach Gott! Herr Humbert!" hörte ich Bärbels Stimme rufen. Die junge Frau schlug die Hände vor das Gesicht, und als Ansgar sie von ihren Augen zurückzog, sah ich Thränen an ihren Wimpern. Zu Erklärungen sollte es aber nicht kommen. Denn der junge Hausherr, in glücklicher Stimmung, sprach von seinem und meinem fürchterlichen Hunger, der befriedigt sein wollte. Da Bärbel ihren Gatten erwartet hatte, stand auch ein gedeckter Tisch mit einer ländlichen Mahlzeit schon bereit. Wir nahmen Platz, und der Wirth war es, der die Unterhaltung fast allein bestritt, während die junge Frau mit ihren Augen an seinen Lippen hing, gegen mich aber anfangs sich sehr befangen zeigte. Sie war modisch, sogar gewählt gekleidet, sah überaus anmuthig aus, und konnte beim ersten Blick recht wohl eine Dame vorstellen. Im Gange, in den Bewegungen, in der Sprache,

war sie das Bärbel geblieben. Ganz das frühere Bärbel war sie aber doch nicht mehr! Das war lebhaft, frisch, offen, unbefangen gewesen — das jetzige war zurückhaltend, unstät, im Lachen nicht recht von innen lachend, im Ernst fast schwermüthig. Aber so recht zum Ernst im Gespräche ließ es Ansgar auch nicht kommen, indem er Alles vermied, ablehnte oder vereitelte, was an Vergangenes erinnerte. Ich bewunderte seine Kunst, die Unterhaltung in dieser Weise klug zu führen und sich dabei doch halb als übermüthigen Studenten, halb als Hausherrn zu geben. Es kam die Rede auf eine Reise nach Paris, welche die jungen Gatten demnächst unternehmen wollten, für die sie aber erst noch „Nachrichten" abzuwarten hätten. Vorerst wohnten sie in diesem Häuschen, das einer Wittwe und ihrem Sohne gehörte, einfach, ländlich, aber für Glückliche ausreichend behaglich. Ihr Aufenthalt in diesem Asyl fiel im Orte, halb Städtchen halb Dorf, nicht sonderlich auf. Gäste zur Sommerfrische kamen wohl ab und zu hierher, und ein junges Ehepaar, das die Flitterwochen in der Stille verleben wollte, mochte auch nicht als etwas Ungewöhnliches gelten.

Als Ansgar nach irgend Etwas im Zimmer suchte, fiel ihm ein auf der Kommode liegender Brief in die Hand. „Woher dies?" rief er. „Ach, ich hab's vergessen!" entgegnete die junge Frau. „Der Heiner (so hieß der Sohn ihrer Wirthin) hat ihn mit von der Post gebracht." — Während Ansgar das Schreiben hastig öffnete und las, flog ein Ausdruck des Unwillens über sein Gesicht, der den Beobachtenden nicht entgehen konnte. „Es ist doch nichts Schlimmes, Ansgar?" fragte Bärbel besorgt. „Nichts als bekannte Dinge, und immer dasselbe von Hause — so zu

sagen!" entgegnete er, den Brief zusammenlegend und einsteckend. „Das soll uns die gute Laune nicht trüben!"

Mittlerweile war die Mitternachtstunde vorübergegangen, und ich hielt es an der Zeit, mich nach dem Wirthshause zu begeben, wo durch den Kutscher, der uns nach Birkenau gefahren, ein Zimmer für mich bestellt worden war. Da der Weg durch Hecken und über Gräben etwas im Zickzack ging, wollte Bärbel den Heiner zu meiner Begleitung rufen „Nein, nein!" rief Ansgar. „Ich gehe selbst mit ihm!" Er küßte Bärbel zum Abschied für die kurze Entfernung, und nahm meinen Arm. Nachdem wir etwa fünfzig Schritte von seiner Wohnung entfernt waren, begann er: „Ich muß verreisen, morgen schon, mit dem Frühsten. Anstatt mir Geld zu schicken, schreibt mein Geschäftsführer nur von verworrenen Dingen, die er sich nicht getraue allein zu verhandeln. Meine Gegenwart sei unbedingt nothwendig, ich solle kommen, so bald als möglich, um einen wichtigen Termin nicht zu versäumen. Das heißt nichts Anderes, als morgen schon aufbrechen, und mir selbst Geld holen, wenn ich sonst Etwas erhalten will. Es gilt die erste Trennung von meiner Frau, und ich muß ihr diese nun als nothwendig darstellen. Sie wird mitreisen wollen, aber das darf nicht sein, so betrübend auch mir die Trennung ist. Und es wird mindestens eine Woche dauern, ehe ich zurückkehren kann. Humbert — ist es Dir möglich, für diese Zeit in der Nähe zu bleiben? Es wird für Bärbel tröstlich sein, mit Dir von mir reden zu können, in Deiner Begleitung in den Wald zu gehen — denn allein würde sie sich nicht getrauen, das Haus zu verlassen, da sie unsere Weltverborgenheit fast mehr als ich zu hüten strebt."

Ich versprach, bis zu seiner Rückkehr in Birkenau zu bleiben, da ich jetzt, während der Ferien, nicht unbedingt an Heidelberg gebunden war. — Am anderen Morgen bestieg Ansgar den Wagen vor der Thür des Wirthshauses. Ich war auf und begrüßte ihn. „Sie hat einige Thränen vergossen,“ rief er, „aber sie ist gehorsam, tapfer und gut! Geh' nur bald und bring' ihr noch einen Gruß von mir! Leb' wohl!“ —

Es war noch früh, selbst auf dem Lande zu früh, um einen Besuch zu machen. Ich nahm ein Buch aus meiner Wandertasche und fing an zu lesen. Denn ein so vorsichtiger Mann war ich doch schon als Student, daß ich mich auch für eine einzige Nachtfahrt mit mancherlei ausrüstete, was nun einmal zu meinen Bedürfnissen gehörte. Das trug mir den Spottnamen eines Philisters ein, an welchen ich mich mit Gleichmuth gewöhnt hatte.

Endlich um zehn Uhr hoffte ich, meiner Baronin Bärbel aufwarten zu dürfen. „Grüß' Gott, Herr Humbert!“ rief sie, indem sie mir die Hand reichte. Der Gruß, den ich ihr von Ansgar brachte, lockte einen Strahl der Freude über ihr Gesicht. Sie war schwarz gekleidet, einfach, aber sehr gut in der Anordnung. „Er hat mir erlaubt, alle Tage mit Ihnen in den Wald zu gehen,“ fuhr sie fort. „Kommen Sie nur gleich, es ist mir besser draußen, als in der Stube, wo ich nicht weiß, was ich thun soll.“ Sie setzte den Hut auf und schlug einen schwarzen Schleier über das Gesicht, so dicht, daß ich selbst in der Nähe nichts von ihren Zügen entdecken konnte. So gingen wir hinaus. Sie kannte bereits Fußsteige und Feldwege, wo man Niemand begegnete. Ansteigend kamen wir in den Wald. Und hier auf geebneteren

Wegen begann die junge Frau mir zu erzählen, wie „Alles gekommen“ sei. Es war nicht ein Bekenntniß aus freudevollem Gemüth, es kam aus einem Herzen, um dessen Glück viel Sorgen herumlagen, es kam in Worten und Redewendungen, welche Schuldgefühl und Aengstlichkeit nicht verhüllten. — Wir wanderten einer Lichtung entgegen, und ich erkannte den verwachsenen Waldweg, der zu meinem Baume führte. Auch die junge Frau wußte hier bereits Bescheid. „Da gehen wir hin, zu dem Baume!“ rief sie. „Den haben Sie dem Ansgar zuerst gezeigt, und dahin hat er mich gleich geführt. Denn hier war es, so erzählte er mir, wo er den Entschluß gefaßt hat, daß es so werden sollte, wie es geworden ist.“ Wir kamen unter die Buche, Bärbel nahm auf einem bemoosten Steine Platz und schlug den Schleier zurück. Sie sah in diesem Augenblick so schön aus, daß es mich wie ein Schreck durchzuckte. „Gott sei Dank!“ rief sie; „hier darf man einmal frei ausblicken! Wo nur der Ansgar jetzt sein mag? Ach, der Arme hat so viel Noth wegen des Gutes, und plagt sich oft, daß nicht genug Geld daher kommen will. Und wenn unsere Reise nur nicht nach Paris gehen sollte! Das ist so kostbar, und ich hänge nicht daran. Aber er will mir die große Welt zeigen, er ist so gut, so gut! Und wie soll es künftig werden —?“

Sie kam im Reden von Einem auf das Andere. Die Zukunft machte ihr Sorgen. Es klang aus ihren Wendungen, daß ihre Freude auch in der Gegenwart durch Bangigkeit getrübt sei. Ansgar war noch Student, wenigstens augenblicklich dem Namen nach; er war Freiherr. Sie wußte recht gut, daß, wenn ihre Verheirathung jetzt schon veröffentlicht würde, mancherlei Unzuträglichkeiten eintreten könnten.

Um ihn nur sorgte sie. Für sich — ein Seufzer unterbrach ihre Worte, als eine Wendung sie auch auf ihre Familie führte, sie bedeckte ihre Augen mit dem Taschentuche, welches von reichlichen Thränen feucht wurde. Ich brachte es nicht über das Herz, ihr zu gestehen, daß ich in Heiligenkreuz-Steinach gewesen sei. Sie aber schien das als gewiß anzunehmen. „Sagen Sie mir nichts!" rief sie schluchzend. „Ich kann mir's denken, was sie über mich reden!"

Wir gingen am andern Tage desselben Weges, und am dritten und vierten wieder, und saßen unter dem Baume und sprachen — nicht immer blos unter dem Druck von Sorgen und Aengsten. Ein Brief von Ansgar kam an, der erste, den die junge Frau von ihrem Gatten erhielt. An dem Tage war sie glückselig, obgleich er schrieb, daß seine Abwesenheit sich etwas länger verzögern könnte, als er vermuthet. Aber es war ein langer Brief, und es mußte viel Beglückendes für sie darin stehen. Sie lachte und weinte, und küßte die Zeilen. Wir gingen auch in den nächsten Tagen zu unserem Baume. Die Stimmung wurde freier, ich kramte Thorheiten aus, obgleich ich ein Philister war. Und wenn ich auch gegen die Baronin niemals wieder den Ton anstimmte, wie einst gegen das Bärbel, so brachte ich es doch zu Stande, daß sie mich einmal wieder einen „wieschten Bub" nannte.

Da machte ich eine Bemerkung an mir, über die ich zuerst stutzte, dann aber bis in's Innerste erschrak. Was ich früher, da ich häufig in Heiligenkreuz-Steinach einkehrte, für das Mädchen nicht empfunden hatte, das begann ich jetzt für die junge Frau zu empfinden. Ja, ich war zum Sterben verliebt in die Frau meines Freundes, die ich in

seiner Abwesenheit zu hüten versprochen hatte! Mein Gewissen trat drohend, anklägerisch gegen mich auf, meine Tage verliefen zwischen freudiger Erregung und Beängstigung, meine Nächte in halber Verzweiflung. Bärbel, die sich so sicher in meiner Nähe fühlte, war in ihrem Wesen wieder freier gegen mich geworden, während ich mich jetzt in mich zurückziehen mußte, und mit meiner Stimmung nicht aus, nicht ein wußte. Was in mir vorging, ahnte die junge Frau nicht; aber der Druck der auf meinem Wesen lastete, konnte ihr nicht entgehen. Sie fragte, sie schalt freundschaftlich, sie fing an, mich zu necken, und diese Vertauschung der Rollen machte die Lage des unseligen, verliebten Philisters nur noch schrecklicher. Wahrlich, wenn ich auf eine Seite dieser Geschichte heut' ein humoristisches Schlaglicht zu werfen geneigt bin, so sind es die Nöthe, welche ich selbst in jenen Tagen durchzumachen hatte! Damals aber war mir nicht lächerlich zu Sinne, und was bald geschah, lag weit ab von allem Humor.

Eine Woche war herum, als ich eine andere Bemerkung, mehr prosaischer Art, machte. Kleider, Schuhwerk und Wäsche hielten nicht aus, ich mußte nothwendig auf einen Tag nach Heidelberg, um mich neu auszurüsten. Meine Pflegebefohlene sah das ein, und gab mir Urlaub. Beim Abschied schärfte ich dem Heiner ein, der Frau Baronin brav zu Diensten zu sein. Es bedurfte dessen kaum, denn der Bursch, wie seine Mutter, waren der jungen Frau ganz ergeben. Unterwegs konnte ich nun versuchen, mit mir selbst zurecht zu kommen. Ich rief mir das Vertrauen des Freundes in's Gewissen, ich gab mir selbst das Wort mich in Schranken zu halten, mich zu überwinden. So kam ich nach Heidelberg.

Es war nun schon Octobers Anfang, die zerstreuten

Musensöhne sammelten sich wieder in der Stadt, man sah auch bereits viele neue Gesichter. An den gewohnten Plätzen erkannte ich auch Gruppen von Ansgars Kameraden. Es geschah, was noch niemals geschehen war. Einer derselben trat auf mich zu, mit der Frage, ob ich nicht wüßte, wo Ansgar geblieben sei? Ich durfte in so weit die Wahrheit geben, als ich erklärte, daß er in seine Heimath gereist sei und dort von Geschäften festgehalten werde. Man nöthigte mich dringend, auf einen Augenblick näher zu treten. Ich folgte denn durch den Garten in die Trinkstube, wo mich mehrere junge Herren höflich willkommen hießen. Ein Graf S., den ich wenigstens dem Namen und Ansehen nach kannte, führte das Wort, und ersuchte mich, gegen sie, die Freunde Ansgars, aufrichtig zu sein, da ihnen durch die dritte, vierte Hand aus der Heimath sehr ungünstige Nachrichten über seine Verhältnisse zugekommen wären. Ich mußte bekennen, daß ich nur im Allgemeinen über Verlegenheiten berichtet sei, und bat nun selbst über nähere Mittheilung. Kurz, ich erfuhr, daß Concurs über seine Besitzthümer verhängt, daß ihm Nichts, gar Nichts, als eine Last von Schulden geblieben sein sollte. Man verwahrte sich noch gegen die Richtigkeit dieser Nachrichten, nannte sie unverbürgt, zeigte aber, ich mußte es erkennen, eine ernste Theilnahme für den Freund. Als ich mich empfahl, wurde mir die Einladung zu Theil, die Herren einmal Abends auf ihrer Trinkstube zu besuchen.

Unter diesem Zuwachs von Sorgen packte ich mein Bündel, und fuhr am nächsten Morgen zurück nach Birkenau. Klopfenden Herzens betrat ich wieder die Schwelle des kleinen Häuschens. „Ach, Gott sei Dank, daß Sie nur wieder da

sind!" Mit diesen Worten empfing mich die junge Frau. Es lag etwas Unruhiges, Verstörtes in ihrem Wesen. Ich fragte, ob sie Nachrichten von Ansgar habe? Sie verneinte es, verhelte ihre Beklemmung nicht, und gab ihrer Sehnsucht Worte, die mich im Tiefsten rührten. Ich hoffte sie zu zerstreuen. Aber sie lehnte ab, mit mir in den Wald zu gehen. In meiner eigenen bedrängten Gemüthslage um eine Unterhaltung verlegen, griff ich nach einem Buche, in welchem ich Ansgars Eigenthum erkannte, und erbot mich zum Vorlesen. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, sondern seufzte nur, ich aber begann trotzdem die erste Scene des „Hamlet," die ich gerade aufgeschlagen hatte. Ob die junge Frau zuhörte, kann ich nicht sagen, aber ich hatte noch nicht zehn Minuten gelesen, als sie einen Schrei that, nach dem Fenster zeigte und in das Zimmer zurück floh. Ich wendete mich, und erkannte durch das niedrige Fenster das Gesicht des Serben, welcher lächelnd herein grüßte. Da er gleich darauf weiter schritt, nach der Seite der Hausthür, stürzte ich hinaus und vertrat ihm den Eingang. Die Unterredung, welche wir jetzt mit einander führten, wieder zu geben, muß ich unterlassen. Trotz seines weichlichen Wesens, sprach er doch Worte, die mich aufbrachten. Er habe gut spionirt und habe gefunden, sagte er. Mann habe ihm zwar hier von einer Frau Baronin erzählt, er kenne dergleichen aber wohl. Ich wurde ernster, suchte ihn hinweg zu complimentiren, bei ihm aber war dergleichen verloren. Zum Glück kam Hilfe. Heiner packte ihn am Rockkragen, und riß ihn mit wuchtigen Armen zu Boden. Bärbel und die Wittwe schrieen laut auf, es mußte Lärm in der Nachbarschaft geben, den ich vermeiden wollte. So warf ich mich über die Ringenden, mahnte, suchte sie

von einander zu bringen, und während dem gelang es Alexius Rudnik, sich aus den Händen des Heiner zu befreien, schlangengleich empor zu schießen, und aus dem Garten zu entfliehen. Sein Verfolger mußte aufgeben, ihn einzuholen. Dieser gräuliche Auftritt war in der Zeitdauer einer Minute vorübergegangen. Fremde Augen mochten ihn nicht mit angesehen haben, da das Haus abgelegen, der Lattenzaun des Gartens durch hohe Sonnenblumen und andere Herbstgewächse für blicke aus der Ferne ziemlich abgeschlossen war. Größere Noth bereiteten mir der brave Heiner und seine Mutter. Es hatte ein Mensch vor ihrer Thür das Messer gegen mich gezückt — das war ein Raub- und Mordanfall, den sie dem Ortsvorsteher anzeigen zu müssen glaubten, der ganzen Nachbarschaft zur Warnung und Wahrung mittheilen wollten. Daß Heiner selbst Veranlassung zu der Entdeckung des Asyls gegeben, erkannte ich bald durch einige Kreuz- und Querfragen. Am vergangenen Sonntag war er in Weinheim gewesen und hatte mit anderen Burschen von dem Baron, der bei ihm wohnte, gesprochen. Da war der „Schwarze" schnell auf ihn zugekommen. — Weinheim ist ein von den Heidelbergern häufig besuchter Ort — und habe ihn ausgefragt. Heiner, der nicht wußte, daß hier ein Geheimniß zu hüten sei, hatte getrost geantwortet und zu seiner Verwunderung plötzlich einen Gulden in seiner Hand gefühlt, den er mit seinen Kameraden vertrinken sollte. Das bekannte er jetzt Alles, schalt sich selber, und wollte alle Burschen des Ortes gegen den Flüchtling aufbieten. Ich beschwor ihn und suchte ihn zu besänftigen, ich bat ihn, nur erst die Rückkehr des Barons abzuwarten, bis dahin den Fall noch geheim zu halten. Ob das möglich sein werde,

wenn Ansgar noch lange ausblieb, daran zweifelte ich freilich selbst.

Die junge Frau war keine nervöse Natur, aber das Gefühl der Abhängigkeit von einem geliebten Gatten, seine Abwesenheit, die Sorgen, welche während dem mehr und mehr in ihr aufwuchsen, hatten sie eingeschüchtert und ängstlich gemacht. „Ach, mein Gott, wenn der Ansgar nur bald zurückkäme!" Das war Alles, was sie hervorbringen konnte. Daß Alexius Rudnik sie früher schon belästigt hatte, wußte ich ja, und empfand es als ein Unglück, daß dies und wohl auch noch Anderes, was sich für sie schlimmer deuten ließ, als es war, aus ihrer Vergangenheit nicht weggelöscht werden konnte. Obgleich nun nicht anzunehmen war, daß der Eindringling so bald wieder kommen werde, so wünschten Heiner und seine Mutter, welche immer nur das geschwungene Messer vor ihren Augen sahen, daß Thür und Fenster gut bewacht würden, und legten mir nahe, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen. Es sollte nicht dazu kommen.

Denn als ich nach meinem Wirthshause ging, sah ich einen offenen Wagen heran kommen, und erkannte darin Ansgar. Er sprang heraus mit dem Rufe: „Wie geht es meiner Bärbel?" — „Du wirst mit Sehnsucht erwartet!" gab ich zurück. Aber gespannt und besorgt fügte ich hinzu: „Wie geht es Dir? Bist Du zufrieden mit dem Erfolg Deiner Reise?"

„So so!" entgegnete er. „Davon später! Du reisest hoffentlich noch nicht ab? Komm nur bald hinauf zu uns!" Er drückte mir die Hand und eilte nach seiner Wohnung. Viel Gutes konnte er nicht erlebt haben, sein Gesicht war blaß, in seine Züge schien mir einige Schärfe gekommen, sein

Wesen hatte etwas Gezwungenes. — Da ich bei der Begrüßung der Liebenden nicht zugegen sein mochte, ließ ich einige Stunden vergehen. Da kam der Heiner, den sie geschickt hatten, mich zu rufen.

Ansgar saß „reisemüde“, wie er sagte, in der Ecke des hochlehnigen alten Canapees, während die junge Frau mir fröhlich entgegen kam. Jetzt, da sie ihn wieder hatte, glänzten ihre Augen, und war er ernst und schweigsam, so wurde sie um so munterer und gesprächiger, um ihn zu erheitern. Er gab zu, daß er unangenehme Tage, voll von lästigen Geschäften durchlebt habe — deutlicher ließ er sich auch später nicht gegen mich heraus — und daß die Reise nach Paris vorerst wohl aufzugeben sein werde. Bärbel aber lachte und suchte ihren Gatten durch Gespräche von Allem abzuziehen, was ihn zu drücken schien. Sie hatte bisher sein Gesicht noch nicht von Schatten umflort gesehen, nnd mir war es, als schickte sie zwischen aller Lustigkeit zuweilen einen ängstlich fragenden Blick zu mir herüber, um sich dann um so lebhafter um den Geliebten zu bemühen. Von dem Eindringen des Fremden war bisher noch nicht die Rede gewesen. Zur Sprache mußte es kommen, nur fragte sich, ob schon heut, und wer von uns zuerst die Rede darauf bringen werde. Bärbel fühlte sich jetzt so sicher und gutes Muthes, daß sie das Abenteuer vergessen zu haben schien; ich meinerseits schwankte, ob ich des Freundes augenscheinlich bedrücktes Gemüth mit noch einer neuen Sorge belasten sollte. Da war es denn Heiner, der damit herausrückte, und auch uns reden machte. Ansgars Augen wurden groß, es funkelte etwas von dämonischem Auflodern darin. Schnell aber strich er mit der Hand über die Stirn, und sagte gelassener als

ich erwartete: „So ist auch dieses Asyl nicht mehr für uns da! Wir werden aufbrechen müssen. Nur heut' noch nicht — heut' laßt uns noch glücklich sein!“ Bärbel flog an seine Brust, ich aber ergriff seine Hand, die er mir darbot, und suchte meine Bewegung zu verbergen, so gut es gehen wollte. —

Tags darauf reiste ich nach Heidelberg zurück. Ich durfte auch Ansgar demnächst erwarten, da er vor seiner „Abreise“ — wie er sich ziemlich unbestimmt ausdrückte — seine Verhältnisse in der Stadt zu ordnen hatte. Eine Ahnung sagte mir, daß diese Verhältnisse, in so fern sie Geld betrafen, verworren genug sein mochten, zumal ich befürchtete, daß er von seiner Reise die erwartete große Summe nicht werde mitgebracht haben. Die Thorheit, ja das Unglück seiner Verheirathung lag mir bekümmernd vor Augen und auf dem Herzen. Gegen diese stumm getragene Betrübniß gaben auch Luft und Himmel kein Ablenkungsmittel. Der Spätherbst schickte seine ersten erbarmungslosen Boten über die Gegend, Regengüsse und scharfe Winde, die das feuchte Laub forttrugen und von den Bergen bis in die Straßen der Stadt streuten. In wenigen Tagen sah das prachtvolle Thal grau, vernebelt und verdrossen aus. Die Musensöhne schlenderten nicht mehr in fröhlichen Zügen durch die Straßen, fröstelnd, unter dem Regenschirme, suchte jeder nur bald unter Dach zu kommen. Beinahe eine Woche war vergangen, als ich in einem regenfreien Augenblicke Ansgar in einer Gruppe seiner Kameraden entdeckte. Obgleich sie in eifriger Verhandlung waren, sprang er auf mich zu, um mir die Hand zu reichen und mir zu sagen, daß er mich Abends besuchen werde. Ich blieb zu Hause, erwartete ihn aber vergeblich.

Dafür sollte ich am nächsten Abend einen um so unerwarteteren Besuch empfangen. Denn nachdem ich erst einen leisen Tritt auf dem Vorplatz, dann ein schüchternes Pochen an meiner Thür vernommen, trat eine schwarz verschleierte weibliche Gestalt ein, in welcher ich sofort Bärbel erkannte. Ich empfing sie erschreckt und mit Worten des Erstaunens, sie aber sank auf einen Stuhl neben der Thüre nieder, der Sprache kaum mächtig. „Ja, ja, ich bin's!" sagte sie nach einigen Augenblicken. „Ich wußte mir keinen andern Rath. Ansgars Wohnung in der Stadt weiß ich gar nicht, obgleich ich zu ihm wollte, aber die Ihrige hatten Sie öfter genannt, ich konnte mich herfragen." — „Aber Bärbel — Frau Baronin!" verbesserte ich mich, wie es nur zu oft geschah — „was treibt Sie allein nach der Stadt?"

„Meine Angst treibt mich!" rief sie. „Ich halt es allein nicht aus. Höchstens zwei Tage wollte er außen bleiben, am dritten schrieb er mir kurz, er könnte noch nicht zurück kehren. Seitdem sind ganze acht Tage vergangen, und er hat nicht geschrieben. Es muß etwas vorgehen — vor dem ich mich zu fürchten habe! Ach, er ist so verändert von seiner Reise zurück gekehrt. Keine Freude mehr in ihm, kein Glück! Er schlief nicht mehr, er hatte bei Tage keine Rast, er konnte mein frohes Gesicht nicht mehr ertragen! Gott im Himmel — hätte er mich doch nicht geheirathet! Ihm wäre besser ohne mich!" Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme, sie brach in ein Schluchzen aus, von dessen Jammer ich im Innersten ergriffen wurde. Ich schlug ihr vor, inzwischen in meiner Stube auszuruhen; ich wollte selbst einen Rundlauf thun, um ihren Gatten aufzusuchen. Jetzt aber überkam sie eine neue Furcht. Sie machte sich

Vorwürfe, ihr Asyl verlassen zu haben; Ansgar könnte unzufrieden mit ihrem Ueberfall sein, derselbe könnte ihm Unannehmlichkeiten bereiten. Wir waren noch zu keinem Entschluß gelangt, was zu thun sei, als ich unten im Hause laute Stimmen vernahm, die nach mir fragten, gleich darauf ein Gepolter die Stiege herauf. „Es kommen Leute zu Ihnen!“ rief die junge Frau erschreckt. „Kann ich da hinaus?“ Hastig lief sie auf die nächste Thüre zu und verschwand durch dieselbe. Ein größerer Schreck erfaßte mich. Es war meine dunkle Schlafkammer, in der die Baronin sich verborgen hatte! Aber nun galt es Fassung und Geistesgegenwart.

Gleich darauf traten zwei junge Männer bei mir ein. Den Einen erkannte ich als den Grafen S., der Andere, ebenfalls ein Kamerad Ansgars, wurde mir erst vorgestellt. „Wir überfallen Sie im Auftrage Ihres und unseres Freundes,“ begann der Graf. „Er hat nothwendig mit Ihnen zu sprechen und wollte bestimmt wissen, ob Sie zu dieser Stunde zu Hause wären. Denn er hat keine Zeit zu verlieren. Sie erlauben, daß ich inzwischen hier bleibe, während mein Begleiter unseren Frennd holen geht.“ Der Andere ging, während der Graf auf meine Einladung Platz nahm. „Haben wir nicht doch Recht gehabt mit unserer Hiobspost!“ begann er. „Alles hat der arme Kerl verloren, Alles! Zu Ihnen, der Sie ihm so nahe stehen, darf man ja reden, was man gegen Andere gern unberührt läßt. Aber der Verlust des Besitzthums und Vermögens ließe sich verschmerzen, wenn auch schwer, bei Ansgars Bedürfnissen — er hätte sich eben durchschlagen und arbeiten müssen. Gescheit genug ist er, um etwas Tüchtiges in der Welt zu

werden. Das ist nun auch so gut wie verdorben durch diese unglückselige, tolle, wahnsinnige Heirath!" —

Ich saß in großer Verlegenheit, denn der Graf sprach so laut, daß Bärbel jedes Wort hören mußte. „Hätte er nur einen gewöhnlichen dummen Streich gemacht — nun, schön wär's nicht gewesen und Verlegenheiten hätte es bringen können, aber es war doch eine Abhilfe denkbar. Das ist jetzt unmöglich. Was er uns verhehlt hatte, mußte er uns denn wohl bekennen auf das niederträchtige Vorgehen jenes Serbiers — nun Sie werden den Verfolg ja gleich von ihm selbst erfahren. Wir konnten ihm auf sein Geständniß unsere Ansicht nicht verhehlen, und ich denke mir, Sie sind einverstanden, daß er sich durch diese Abenteuerlichkeit für's Leben unglücklich gemacht hat. Ja, unglücklich, elend für's ganze Leben! Und unglücklich wird auch das arme Mädchen — oder vielmehr seine Frau. Sie soll gescheit sein, um so mehr wird sie's einsehen und empfinden!" So redete er fort, ohne daß ich auch nur Miene machen durfte, ihn zum Schweigen zu bringen.

Endlich kam Ansgar, und auch der Graf behielt seinen Platz. „Humbert," begann der Freund, „es soll morgen Etwas vorgehen, was Du vermuthlich mißbilligen wirst, welches aber keiner Debatte über das Für und Wider mehr zu unterwerfen ist. Ich werde morgen früh dem Serbier Rudnik mit der Pistole gegenüber stehen."

Nun denke man sich meine Lage! In meiner Kammer saß die Gattin meines Freundes, welche dies Alles anhören mußte. Ich erwartete in jedem Augenblicke, daß Bärbel hervorstürzen und die schreckliche Eröffnung unterbrechen würde. Ansgar fuhr fort: „Der Schuft hat sich öffentlich

in Wirthshäusern gerühmt, die Gunst Bärbels früher genossen zu haben, als ich. Er hat geprahlt, auch Dich bei ihr gefunden zu haben — ruhig, ereifere Dich nicht! Zwischen uns wäre es Unsinn. Und fange nur Du nicht auch noch Krakehl mit ihm an! Ich hoffe, es soll in Einem hingehen. Er hat die Ehre meiner Frau verletzt, so habe ich meine Heirath eingestanden, und es ist gut so. Ich habe ihn gefordert, morgen früh soll es vor sich gehen, und zwar unter unserem Baume, draußen — Du weißt ja! Mir war der Ort anfangs nicht recht, er ist aber doch bequem gewählt. Die Wagen können auf der anderen Seite des Berges gut warten, und kriege ich Etwas ab, so — habt Ihr nicht weit mit mir bis zu meiner Wohnung in Birkenau. Und nun, Humbert, kommt Dein Amt! Bei der Action will ich Dich nicht haben, Dir kann aber viel — viel für mich zu thun bleiben!" Ansgar hatte bisher mit erzwungener Kälte und Bestimmtheit gesprochen, jetzt aber brach seine innere Bewegung sich Bahn und klang auch durch seine Stimme. „Ich darf Bärbel bis morgen nicht wiedersehen. Wir fahren mit dem Frühsten von hier ab — sie soll Nichts erfahren, als bis es vorüber ist. Und wie ich dann auch zu ihr komme, auf eigenen Füßen, oder — sonst wie — ich bitte Dich, sei Du gegenwärtig, sei und bleibe in ihrer Nähe! Fahre noch heute hinüber, damit Du morgen rechtzeitig da sein kannst! Sie wird — o Du mein armes, armes Bärbel!" Der Schmerz erstickte seine Stimme, er warf sich mit Kopf und Armen auf den Tisch und ein schwerer Kampf schütterte durch seinen Körper.

Sein Gefährte sichtlich ergriffen, aber mit erheucheltem Unwillen, stand auf, schritt einmal durch das Zimmer, trat neben ihn, und ihn an der Schulter rüttelnd rief er: „Fasse

Dich! Diese Aufregung darf nicht sein! Du brauchst Deine ganze Spannkraft. Wir haben Dir versichert, daß, im schlimmsten Falle, für Deine Frau gesorgt werden soll, und ich wiederhole es Dir! Wenn Herr Humbert heut noch hinüberfahren soll, so muß er bald Anstalt machen. Also komm!" Ansgar erhob sich, umarmte mich, und schritt schweigend nach der Thür. „Um welche Stunde morgen früh?" fragte ich leise den Grafen. „Um sieben Uhr," entgegnete er, indem er dem Freunde folgte.

Ich war allein im Zimmer, und mit angehaltenem Athem lauschte ich, bis der letzte Tritt draußen verhallt und es im Hause still schien. Dann wagte ich es, leise an die Kammerthür zu pochen. Ich fürchtete, eine Ohnmächtige darin zu finden, aber ganz aufrecht trat die junge Frau hervor, zwar todesblaß, doch mit wahrhaft heldenmüthiger Fassung. „Kommen Sie nur, daß wir den Zug nicht verfehlen!" sagte sie. „Auch wir müssen morgen zeitig auf dem Platze sein." — „Was haben Sie Alles hören müssen!" rief ich. — „Ich habe nur mit Worten gehört, was ich mir ungefähr so gedacht habe. Jetzt lassen Sie uns nur eilen, da Sie doch auch werden dabei sein wollen!" — „Bärbel, Sie denken doch nicht daran, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, etwa eingreifen zu wollen —?"

„Was könnt' ich hindern?" entgegnete sie. „Wenn sie so etwas vorhaben mit Waffen, das hat mir der Ansgar selbst gesagt, da könnte der Herrgott vom Himmel herunter kommen und Einspruch thun, er thät sie nicht zwingen! Aber dabei will ich sein, ganz versteckt, er soll durch meinen Anblick nicht von der Sache gelenkt werden, ja, dabei will ich doch sein! Und wenn es geschähe, daß er — Ach Gott!

Ach Gott! Ein einziges Mal hätte ich ihm gerne noch in die Augen gesehen!" Der Schmerz siegte über ihre Kraft, sie schien einige Minuten ganz außer sich. Dann aber fuhr sie gefaßter fort: „Um mich soll er sich nicht grämen! Ob er stirbt oder leben bleibt, ich weiß, was aus mir werden muß. Sein Unglück will ich nicht sein." — „Bärbel, was reden Sie!" unterbrach ich die Unglückliche. „Ja, es bleibt auch künftig genug Zeit dazu!" entgegnete sie. „Nur jetzt fort, daß wir nicht zu spät kommen!" —

Wer könnte eine Nacht, wie die nun folgende, jemals vergessen? Wir fuhren schweigend nach Birkenau und trennten uns ohne viele Worte. Ich nahm diesmal meinen Platz an einem Fenster des kleinen Hauses, um früh bei der Hand zu sein. Es war die Schlafkammer des Heiner, welcher uns spät empfangen hatte, während seine Mutter schon zu Bette gegangen war. Er wollte mir seine Lagerstätte abtreten und sich sonstwo unterbringen, ich aber zog einen Schemel vor, da mir der Schlaf fern zu liegen schien. Um ihm mein sonderbares Begehren begreiflich zu machen, hatte ich ihm einen Wink gegeben über das, was bevorstand. Bekannt mußte es morgen ja doch werden, es mochte nun ausfallen wie es wollte. Trotz seines Erstaunens lag er bald im festen Schlafe. Draußen aber stürmte der Herbstwind und machte den Wald rauschen und sausen. Hielt das Buchenlaub ihm noch Stand, so riß er die Blätter von den Gartenbäumen und warf sie, gemischt mit prasselndem Regen gegen die Fensterscheiben. Bald machte er die Natur in der Umgebung ächzen unter seinem Toben, bald flog er, weithin durch das Thal heulend, in die Ferne, um rückkehrend an Dach und First zu rütteln. Er zerriß die Wolken, daß helle Lichtstreifen dazwischen

kenntlich wurden, bis er sie wieder zusammen ballte und seine Flügel durch die undurchdringliche Finsterniß regte. Es mochte zwei Uhr sein, als ich im Hause eine Thür gehen hörte. Leise öffnete ich die meinige und lauschte hinaus. „Ach, es ist gut, Sie schlafen nicht!“ hörte ich Bärbel sagen. „Es muß bald Zeit sein!“ Ich gab ihr die Stunde an und bat sie, sich noch zurück zu halten. Der Wind legte sich gegen Morgen, mir fielen die Augen zu, ich hatte trotz aller Aufregung gegen den Schlaf zu kämpfen. Doch besiegte ich die Müdigkeit, öffnete leise die Thüren und trat hinaus in die Luft. Sie war kalt und feucht, der Tag graute, ich hörte die Hähne krähen. Das Thal lag ganz vom Nebel eingehüllt. Die schreckliche Stunde nahte heran, und ich dachte, daß es besser wäre, wenn wir sie verpaßten. Bald war es Zeit, aufzubrechen, aber die junge Frau regte sich nicht. Da erschien sie am Fenster, sich das Scheitelhaar zurückstreichend. Sie kam heraus. „Heiliger Gott!“ rief sie angstvoll: „Ich war eingeschlafen! Wie konnte ich schlafen? Wenn es nur nicht zu spät ist!“ Wir rüsteten uns zu dem traurigen Gange durch das Nebelgrauen. Die Wege waren von mehrtägigem Regen feucht, zum Theil fast grundlos geworden, höchst beschwerlich für die zu Berge Steigenden. Aber die junge Frau wollte von keinem Hinderniß wissen. Athemlos kamen wir auf der Höhe an. Das Tageslicht hatte über das freuchte Grau der Luft gesiegt, und oben im Walde hing der Dunst nur in dünnen Schleiern um Zweige und Gesträuche. Unsere Schritte beflügelten sich, je näher wir dem verwachsenen Baumgange kamen. Jetzt sahen wir am Ende desselben Gestalten, hörten vereinzelte Worte. Bärbel preßte die Hand auf das Herz, die Kräfte schienen

ihr zu versagen. Plötzlich krachten zwei Schüsse, fast zu gleicher Zeit. Ich sah eine Gestalt taumeln und hart zu Boden fallen. Die andere (es war Ansgar) stand aufrecht, thaten ein Schritt, wankte und wurde von den Armen der Anderen aufgefangen. Da stürzte Bärbel mit einem Schrei hervor, flog nach dem Baume zu, unter welchem man Ansgar niedergelassen hatte, und warf sich neben ihn auf die Kniee. Die Umstehenden, ergriffen von diesem unerwarteten Zwischenfall, wichen einen Augenblick zurück, während der Arzt den Verwundeten untersuchte. Er erwachte aus einer Betäubung und richtete die Augen auf sein armes, junges Weib, so trostlos, so aus dem Innersten schmerzlich, daß ich mich abwenden mußte. Aber sie war tapfer, störte den Arzt nicht bei seinen vorläufigen Anordnungen, folgte abwechselnd den Händen desselben, als wollte sie seine Kunst studiren, und hing wieder an den bleichen Zügen des Geliebten.

Inzwischen hatte auf der andern Gruppe der zweite Arzt den Tod des Gefallenen festgestellt. Alexius Rudnik war durch die Kugel seines Gegners in das Herz getroffen. Die Secundanten beider Parteien sprachen noch einige Worte, dann trugen die Serbier ihren Todten nach dem nicht weit entfernten verschlossenen Wagen. Der Weg führte über den breiten Rücken des Berges durch den Wald und mündete in die Bergstraße. Der schnelleren Fahrt auf der Eisenbahn bediente man sich nicht, um Aufsehen zu vermeiden. Nicht so leicht hatten wir es, unsern schwer Verwundeten nach dem nahen Birkenau zu schaffen. Zwar war Ansgar mit seiner Partei auch zu Wagen gekommen, dieser aber hätte einen endlosen Umweg nehmen müssen, ohne doch bis vor die Wohnung der jungen Leute fahren zu können. Ob im Orte

eine Tragbahre so schnell zu erreichen sein würde, war zweifelhaft. Ansgar hörte diese Verhandlungen, strengte seine Kräfte an, suchte sich zu erheben und erklärte mit voller Stimme, daß er gehen werde. Der Versuch mißlang. Es blieb nichts Anderes übrig, als den jetzt von einer Ohnmacht Hingenommenen zu tragen. Man holte aus dem Wagen die Kissen, es fanden sich ein paar Stricke im Verwahrsam des Kutschers, und so wurde eine Art von Bahre für den Verwundeten hergestellt. Ich schritt mit dem Arzte voran, den schweigenden Zug auf dem kürzesten Wege anführend. Er war mühselig und auf dem schlüpfrigen Abstieg des Berges überaus anstrengend. Alle athmeten auf, als wir endlich am Ziele angelangt und Ansgar auf das Lager gebettet war. Hier war Bärbel nun an ihrem Platze. „Wird er leben?" fragte sie leise den Arzt. „Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben!" entgegnete dieser, indem er sich um den Kranken beschäftigte. Da Bärbel jede Handreichung selbst übernahm, ging ich einen Augenblick hinaus.

Die Kameraden Ansgars schritten und standen in dem feuchten Gärtchen fröstelnd umher, Graf S. saß auf einer Bank zwischen zerrissenen Sonnenblumen und welken hohen Malven, stumm brütend mit dem Stock im Boden wühlend. Ich trat zu ihm. Er erhob sich: „Wir haben in dieser Stunde hier nichts mehr zu thun," begann er, „und wollen nun gehen. Ich bleibe heute bestimmt noch in Birkenau. Im Uebrigen bitte ich, wenden Sie sich in Allem, was unsern Freund betrifft, nur an mich. Ich will in einer Stunde wieder vorsprechen." Er winkte seinen Kameraden, welche denn bereit waren, ihre Lebensgeister im Wirthshause wieder

aufzufrischen, und ich schickte den Heiner mit den Wagenkissen nach, da der Kutscher dort erwartet wurde. —

Ich übergehe das Aufsehen, welches dieser Fall in Heidelberg machte, dessen Einzelheiten nun erst zur öffentlichen Kenntniß kamen; ich lasse die gerichtlichen Untersuchungen bei Seite, welche sich daran knüpften. Alexius Rudnik wurde mit größtem Gepränge von seinen Landsleuten zu Grabe geführt, viele andere Studenten, vorwiegend Ausländer, betheiligten sich daran. Ich erfuhr jetzt erst, daß er von sehr vornehmem und reichem Hause stammte. — Gern möchte ich auch die Stunden und Tage mit Schweigen übergehen, welche wir am Krankenlager unseres Freundes zubrachten. Ansgar lebte noch Tage lang, zum Trost seines immer um ihn geschäftigen Weibes, zu seiner eigenen Verzweiflung. So jung vom Leben scheiden zu müssen, war hart; leben bleiben, vielleicht mit dauerndem Siechthum behaftet, einem Dasein der Entbehrung entgegen zu gehen, das war noch härter. Solche Gedanken las ich in seinen Augen. Aber willig und freundlich fügte er sich in Alles, was Bärbel zu seiner Pflege anordnete. Es verschlug nichts mehr, und als er am Abend des vierten Tages starb, begrüßte ich das Ende dieser Qualen. Aber es überrieselte mich, als Bärbel sich nach einer Weile von ihren Knieen erhob, und trocknen Auges, mit sichrer Stimme sagte: „Ich weiß, daß ich noch eine Weile ohne ihn leben muß — so geschehe Gottes Wille!“

Ansgars Kameraden wollten den Verstorbenen nach Heidelberg schaffen und mit gleicher Schaustellung zu Grabe geleiten, wie es mit Alexius geschehen war. Bärbel aber that Einsprache. „Er ist mein!“ sagte sie; hier soll er begraben sein, wo ich wohnen bleibe!“ Man sah endlich ein,

daß es so am Besten sei. Doch ließ sich die Verbindung nicht nehmen, die Leichenfeier in Birkenau mit vollständiger Betheiligung zu begehen. Graf S. hielt sein Wort: Eine ansehnliche Summe wurde vorerst der „Baronin Wittwe“ zugestellt, und von ihr, auf meine Ueberredung, angenommen. Denn sie war ganz mittellos und hatte sich noch auf harte Tage zu rüsten.

Es mochte eine Woche vergangen sein, seit ich in meiner Studentenstube wieder angelangt war, in der so ernst Erschütterndes gesprochen und erlebt worden war. Da erhielt ich einen unerwarteten Besuch. Der Löwenwirth aus Heiligenkreuz-Steinach und seine Frau erschienen bei mir, um sich nach Bärbel zu erkundigen. Die Nachricht von den Unglücksfällen war auch zu ihnen gedrungen. Sie hatten gehört, daß Bärbel verheirathet gewesen, daß sie einer ungesicherten Zukunft entgegen sehe. Mochte der Löwenwirth einst von der Entflohenen nichts mehr wissen, jetzt war er bereit, der unglücklichen jungen Wittwe sein Haus und seine Hilfe wieder zu bieten. Sie fuhren, nachdem ich ihnen den Stand der Verhältnisse Bärbels bestätigt hatte, zu ihr hinaus, konnten es aber nicht über sie gewinnen, den Ort, wo sie kurze Zeit glücklich gewesen und wo jetzt das Grab ihres Gatten lag, zu verlassen.

Inzwischen setzte ich mich mit der Familie Ansgars, über die ich durch den Grafen S. noch näheren Aufschluß erhielt, in Verbindung. Ich meldete seinen Tod, seine Verheirathung, und gab den Verwandten anheim, sich der jungen Wittwe anzunehmen. Die Briefe, welche ich von dorther erhielt, sprachen die Ablehnung in einem Tone aus, daß ich jede weitere Vermittelung wohl aufgeben mußte. Graf S. zuckte die Schultern und wollte nichts Anderes erwartet

haben. Ich war mit ihm und den übrigen Genossen Ansgars jetzt häufig zusammen, und manche dauernde Beziehung ist mir aus jener Zeit geblieben. Hatten diese jungen Männer die Verheirathung Ansgars unbedingt mißbilligt und hart beurtheilt, so hielten sie nach seinem Tode ihr Wort, sich seiner unglücklichen Gattin anzunehmen.

Ich will, ohne viel Betrachtungen oder Darlegung meiner eigenen Empfindungen von damals, dem Ende der Geschichte entgegen eilen. Im Frühjahr wurde Bärbel Mutter eines Knaben, dessen Geburt ihr das Leben kostete. Wir begruben sie neben ihrem Gatten. Der Knabe durfte als legitimer Sohn den Namen seines Vaters tragen, und so tauften wir ihn auf denselben: Ansgar von Hohnstein. Graf S. nebst mehreren Verbindungsbrüdern, und ich, vertraten Pathenstelle, und zugleich wurde eine Summe für die Unterhaltung zusammen gebracht. Es war eine merkwürdige Studententaufe, welche damals in Birkenau stattfand! Eine Feier, welche nicht ohne den gebührenden Ernst verlief, aber eines gewissen Humors auch nicht ermangeln konnte! — Jetzt war uns das Anerbieten der Löwenwirthin, welche sich schon vor der Geburt des Kindes eingefunden hatte, den Knaben zu sich zu nehmen und für's Erste in ihrem Hause aufzuziehen, sehr willkommen.

Später nahm ich ihn, mit Uebereinstimmung seiner übrigen Pathen, welche mir in ihren Mitteln behilflich blieben, in meine Nähe. Nach meiner Verheirathung hat er Jahre lang in meinem Hause gelebt, meine Frau nannte ihn gern ihren ältesten Sohn. Wir dürfen stolz sein auf die Erfolge unserer Erziehung! Von seinem Vater erbte er die Gestalt und auch wohl einige Aehnlichkeit der Gesichtszüge;

in seinem Charakter liegt mehr von dem seiner Mutter; Alles in Allem hat er nichts von dem, was Beide ihrem Unheil zutrieb; er ist ein Charakter und eine tüchtige Natur für sich. Du und Ihr Andern kennt ihn ja, denn ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich von meinem jungen Reisegefährten spreche, welchen ich Euch zugeführt habe. Er hatte doch auch endlich von seinen Eltern das Nähere erfahren müssen, und so war schon seit Jahren sein Wunsch, die Stätten, wo sie gelebt und so jung ihre Gräber gefunden, kennen zu lernen. Da er dazu meine Gesellschaft wünschte, der ich ihm freilich der kundigste Führer dort sein konnte, wurde die Reise immer wieder hinausgeschoben. In diesem Sommer endlich war es möglich, unsere Reiseziele zu vereinigen. Wir trafen in Heidelberg zusammen. Von dort begaben wir uns nach Heiligenkreuz-Steinach, an das sich noch einige Kindheitserinnerungen meines Gefährten knüpften. Die beiden Alten sind gestorben, der Peter ist jetzt Löwenwirth und seit lange auch bereits Löwenvater. Darauf besuchten wir Birkenau. Die alte Frau, fast achtzig Jahr alt, lebt noch, der Heiner hat erwachsene Töchter, das Häuschen ist durch einen Anbau erweitert worden. Vom Kirchhofe aus, wo die beiden Gräber zwischen wuchernd aufgeschossenem Hollundergesträuch kaum aufzufinden waren, stiegen wir hinauf zum Walde, wo die alte Buche noch hoch und kräftig steht, und der Blick hinüber zu dem grünen Bergrücken der gleiche geblieben ist. Hier auf den Steinen, bei welchen der Freund einst in schwerer Stunde niedergelegt wurde, ruhten wir aus, um unsere Pilgerfahrt zu beschließen.

Das ist die Geschichte von *meinem* Baum im Odenwalde."

Der Erzähler schwieg, und ohne Worte gingen die

Männer eine Weile neben einander her. Sie hatten inzwischen den Rückweg nach Jugenheim angetreten, die Abenddämmerung legte sich über die Berge und die breite, fruchtbare Rheinebene. — Nach einer Weile fuhr Humbert fort: „Mein junger Reisegefährte, Ansgar von Hohnstein, ist nicht immer so gemessen und zurückhaltend, wie Ihr ihn bis jetzt kennen gelernt habt. Die Eindrücke unserer Wanderung sind es, die ihn ernster gestimmt haben. Und weshalb ich Dir, mein lieber Schwager, das Alles so ausführlich erzählt habe? Erstlich, weil es mir Bedürfniß war, die alten Erinnerungen, die ich an den Plätzen des Odenwaldes wieder habe an mir vorübergehen lassen, einmal auszukramen; dann aber, weil ich für gut hielt, Dich damit bekannt zu machen, für den Fall, daß es mit dem jungen Hohnstein und Deiner Clara — richtig werden sollte, was mir denn alle Tage wahrscheinlicher wird."

„Sie sind beide noch sehr jung!" entgegnete Claras Vater.

„Nun ja, und ich denke auch nicht heute schon den Brautwerber zu machen," rief Humbert. „Gleichwohl, der junge Mann ist bereits „in Amt und Würden", man hat ein aufmerksames Auge auf seine Begabung und Kenntnisse gerichtet, eine schnelle und vielleicht bedeutende Laufbahn ist ihm voraus zu sagen. Sprich einmal mit Deiner Frau, sie wird wohl schon mehr wissen, als wir Beide. Aber horch! Da kommt ja unsere junge Schaar mit Gesang den Bergweg herunter. „Es steht ein Baum im Odenwald —" richtig, schon wieder das alte Lied. Ei, und Ansgar singt es ja schallend und sehr angelegentlich mit! Nun, so will auch ich das Lied wieder mit Gelassenheit anhören!"

Wer trägt die Schuld?

Die beiden Männer, welche auf dem beschwerlichen Wege an der Berglehne des Hochgebirges emporklommen, sahen nicht aus, als ob sie hier zum bloßen Vergnügen ein Ziel erreichen wollten. Die Richtung, welcher sie folgten, bot kaum einen Fußpfad dar; unbetreten schien die großartige Einöde, und zwischen Felsen, mit Tannen bewachsenem Gestein, über Geröll und Rinnsale, galt es ein langsames und oft mühevolles Fortkommen. Dazu lag der Frühnebel über Schluchten und Bergesrücken, und kaum auf drei Schritte weit sah man die Umrisse der Fichten aus dem Dämmergrau hervortreten. Dem ältern der beiden Wanderer, einem Manne in rüstigen Jahren, mit kräftigem Schnurrbart, in grauer Joppe, Flinte und Jagdtasche über die Schultern gehängt, hätte jeder den Förster angesehen, und er wies sich als solcher aus durch seine Bekanntschaft mit dem Revier, durch das er seinen Begleiter führte. Dieser, ein junger Mann, wohl wenig über dreißig Jahre, hochgewachsen und kräftig, schritt ihm tapfer nach; aber obgleich er ungefähr die gleiche Kleidung trug, ließ er doch den Mann aus der Gesellschaft, den Gast im Gebirge, erkennen. Der Förster blieb einen Augenblick stehen und sah um sich. Der Platz schien eine Waldlichtung, ließ einen tiefen Abgrund zur Seite der Wandernden vermuthen, während das Auge in Tiefen und Höhen vergeblich durch das unendliche Nebelgeriesel zu dringen versuchte. Der Jüngere

sah nach der Uhr. „Zwei Stunden unterwegs!“ sagte er. Der Förster nickte. „Und die dritte wird die böseste,“ entgegnete er; „denn jetzt geht's hier die Wand hinauf! Wüßt' ich nicht, was Sie vermögen, ich würde Sie zu der halsbrecherischen Kletterei nicht mitgenommen haben.“

„Aber wie ist es möglich“, rief der Erste, „daß in solcher Höhe, bei solchem Wege, da oben ein Mensch sich angesiedelt haben soll? Selbst ein mittelalterlicher Waldbruder mit seinem Wildkirchlein pflegte doch nicht völlig unzugängliche Stellen im Gebirge zu wählen, sondern, wenn immer abgelegene, doch Punkte, zu welchen Menschen dringen, oder von wo aus er zu ihnen gelangen konnte.“

„Sie werden“, meinte der Förster, „Spuren finden, von welchen man schließen kann, daß vor tausend Jahren da oben auch schon etwas Einsiedlerisches gehaust haben kann. Und was mag sonst, in der Heidenzeit vorher, und im Laufe der Jahrhunderte nachher, zu den Felsenlöchern auf- und niedergekrochen sein!“

„Ein Sonderling muß es immer sein,“ fuhr der Jüngere fort, der sich im einsamen Adlerhorst einnistet und uns zu dieser Wanderung veranlaßt!“

„Bereuen Sie's jetzt schon, Herr Doctor?“ fragte der Förster lächelnd. „Sie waren's doch, der zuerst darauf bestand, als Sie hörten, der moderne Waldbruder sei krank.“ Es bedurfte der Versicherung des Jüngern nicht, daß er weder ermüdet, noch an seinem Plane irre geworden sei. „Ja, wo ist denn der Melcher geblieben?“ fuhr der Förster fort. Er ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der von einem entferntern Punkte aus erwidert wurde. „Aha, da oben auf der Felsplatte! Zum Ausruhen ist's da besser, und eine

Stärkung wird man auch brauchen für das letzte Stück Weges.“ Er that ein paar Schritte, dann plötzlich rief er: „Da! Da! Aufgeschaut! Sie kriegen heut noch was zu sehen, dessen sich wenige rühmen können!“

Durch den Nebel ging ein hellerer Lichtschein; das Grau wogte in verschiedenen Abstufungen durcheinander; es verdünnte, verflüchtigte sich; schärfere Umrisse traten hervor, plötzlich ein siegreicher Sonnenblick, und ein weißes Schneehaupt des Gebirges ragte frei in die blaue Morgenluft. Ein Windhauch trieb die Dünste weiter zurück; sie ballten sich zu Gewölk, stiegen, versanken, verloren sich; gewaltige Kuppen mit Schneeflächen und Silberadern stiegen auf, umlagert von dunkeln Bergesrücken und Tannenwänden. Die Felsenseite gegenüber der Schlucht schien aus unergründlicher Tiefe zu wachsen, und von unten spielten violette und purpurne Farbenlichter herauf, wie der frühe Morgenstrahl sie auf den feuchten Dünsten in unbeschreiblicher Herrlichkeit entstehen läßt. Und während oben die einsamen Schneehäupter sich immer reiner in das zarte Blau zeichneten, gewährte unten das Kämpfen des flüchtigen Nebels ein überraschendes Schauspiel. Bald drängte er sich zusammen, kam wie ein greifbares Wesen heran, hüllte die beiden Wanderer ein und wehte über sie fort, um sich an den Berg zu lehnen und zwischen dem Geklüft zu verschwinden. Weiße Fetzen blieben an den Vorsprüngen hängen, spannen noch eine Weile um die Tannenwipfel wie Silberrauch, und wurden vom Sonnenstrahl aufgesogen. Dann wieder retteten sich graue Dunstmassen in die Schlucht, legten sich in Streifen vor klaffende Felsenspalten, wie vor eine letzte Zufluchtsstätte, oder sie wurden, hoch aufgebäumt vom Winde wieder, aus der Tiefe vertrieben

und suchten, wie andere Gebilde der Nacht, rathlos eine Stätte vor dem Glanze der Sonne. Der Förster überließ seinen Gefährten eine Weile diesem zaubervollen Schauspiel, welches ihm selbst nichts Neues mehr war; dann aber pfiff er und schritt oder klomm zwischen den Tannen vorwärts, und der Andere folgte. Nach einiger Zeit gelangten sie auf einen vorspringenden, von der Natur abgeplatteten Felsen, auf dessen breiter Fläche sich Edeltannen von seltener Schönheit erhoben, die ihre Wurzeln um bemoostes Gestein und durch die Fugen des Felsenbodens trieben. Der jüngere Wanderer begrüßte den Anblick, der hier noch schöner und umfassender war, mit einem Freudenruf, und trat an den Rand der Felsenplatte. Der Förster aber gesellte sich zu einem Burschen, der in seinen Diensten stand, und, da er früher den Platz erreicht hatte, bereits von den Vorräthen auspackte, die ihm in einer Jagdtasche für die Tagesfahrt mitgegeben worden waren. „Nun, Herr Doctor," rief der Förster, „vergessen Sie über all' dem Schauen auch nicht der leiblichen Stärkung!"

Der Andere wendete sich, und als er mit den Augen etwas zu suchen schien, sagte Melcher: „Die Apothek' steht hier im Trocknen." Er deutete auf ein Kästchen, welches er am Riemen über die Schulter heraufgetragen und unter den Tannen wohl geborgen hatte. Die Morgensonne wirkte noch wohlthätig für die kurze Rast der bei ihrer einfachen Jägerkost tafelnden Männer. Melcher suchte Gras zusammen, um eine Flasche in der Jagdtasche besser zu verpacken. „Es ist die für den Kranken!" sagte er.

„Wenn wir den Verlassenen sonst noch am Leben

finden!“ entgegnete der junge Arzt nachdenklich. „Woraus schlossest Du, daß er im Fieber liege?“

„Er sprach wüste Worte durcheinander und gab nicht Antwort,“ entgegnete Melcher. „Bei Sinnen konnt’ er nicht sein, er hatte eine grausame Hitz’ und warf sich von einer Seit’ auf die andere.“

„Und wie lange ist das her?“

„Vier Tage sind’s. Von den Geißbuben, die überall umherkriechen, und oben in der Kapell’, wie sie’s heißen, manchmal Schutz und Wetter suchen, von denen hört’ ich’s, daß in der Kapell’ ein Kranker liege, ein Stadtherr. Ich wollt’s nicht glauben, aber weil es Sonntag war und ich keine Arbeit nöthig hatte, machte ich mich doch auf den Weg. Zehn Jahre mögen es sein, daß ich nicht oben war, aber als Bub’ wußt’ ich wohl hinaufzukommen. Ich kam auch diesmal noch allein zurecht, und da fand ich den Fremden. Kein Mensch weiß, wie er hinaufgekommen, und er selbst, bei seiner Krankheit, giebt auch keine Auskunft.“

„Unglaublich! Der Unglückliche kann inzwischen Hungers gestorben sein!“ rief der Arzt aufspringend. „Eilen wir! Retten wir, was noch zu retten ist!“

Der Förster zuckte die Schultern. „Was Gutes werden wir ja wohl nicht zu sehen bekommen,“ sagte er, „aber Zeit ist’s, daß wir aufbrechen.“

Einige Minuten darauf waren die drei Wanderer in ernster Stimmung und ohne viel Worte wieder auf dem Wege. Eine Unterhaltung wurde überdies durch den Weg unmöglich gemacht, bei welchem auf alles zu verzichten war, was sonst ein Fortschreiten der Füße unterstützt. Vielleicht gab es auch in dieser einsamen Gebirgswelt etwas bequemere

Diebspfade; aber selbst der Förster, der sonst mit Allem hier vertraut war, kannte sie nicht, oder suchte hin und wieder vergeblich nach einer solchen Spur. Während die Männer so über Gestein und Dickicht, im Halbkreis um den Bergesrücken kletternd, klimmend, vorwärts drangen, wies der Förster plötzlich auf das trockene Bett eines Rinnsals, welches nach der andern Seite des Berges in ein entgegengesetztes Flußthal hinunterlief. Hier erkannte er nicht nur Fußspuren, sondern sprang sogar auf etwas Weißes zu, das er aus dem Grase aufhob. Es war ein zerknittertes Papier, welches er als ein Stück des Wochenblattes eines nicht zu entfernten Städtchens erkannte. „Es ist die Nummer des Blattes von vorgestern!" rief er. „So war möglicherweise an diesem Tage, oder gestern, oder heute Jemand bei dem Fremden, oder wir finden den Besuch bei ihm oben, oder auch — der Vogel ist selbst schon ausgeflogen! Vorsprechen kann man in seiner Klause immer noch." Es ging ein Ausdruck von Beruhigung durch seine Züge, und lächelnd wollte er dem Rinnsal aufwärts folgen, als er sich plötzlich umwendete, seine Gefährten mit ausgestreckten Armen zurückschob und mit gespanntem Gehör in die Ferne zu horchen schien. Auch die Andern vernahmen etwas. Waren es nicht Tritte, so klang es wie bröckelndes oder unter Tritten hinabgleitendes Geröll. Nach einigen Augenblicken aufmerksamen Lauschens wies der Förster auf das Tannendickicht an einem Vorsprung, gab den Männern ein Zeichen, sich dort zu bergen, und trat vor sie, indem er seine Flinte schußgerecht machte. Melcher legte behutsam das Gepäck ab, um nöthigenfalls die Arme frei zu haben, und der Arzt verstand, daß man etwa einem Wilderer, vielleicht auch mehrern entgegen-

sah, oder sonst etwas erwartete, dem man in der Gebirgseinsamkeit nicht gern begegnet. Die Tritte kamen näher, man hörte ihnen ein beschwerliches Emporklimmen an, und jetzt machte sich ein lautes Athemholen vernehmlich. „Steh! Oder ich schieße!“ rief der Förster hervortretend, und die beiden andern folgten ihm. Aber es bedurfte nicht der eingelegten Waffe gegen den Ankömmling. Denn dieser zeigte sich so zum Tode erschrocken, daß er wankte und seinen Bergstock aus der Hand fallen ließ.

Es war ein Bürschlein von etwa siebzehn Jahren, klein, derb, untersetzt, in der Landestracht, mit spitzem Hut, blanken Knien und kurzer Joppe. Eine alte Jagdtasche, augenscheinlich schwer vollgepackt, hing ihm über die Schulter. Der Arzt betrachtete den Knaben mit Wohlgefallen, und mußte lächeln im Rückblick auf die Vorbereitungen, die man für den nicht sehr gefährlichen Waldgänger getroffen hatte. Der Förster aber faßte diesen am Arme und begann in strengem Tone: „Wer bist Du? Wo kommst Du her?“ Der Knabe, vom Schreck noch benommen, eingeschüchtert durch die drei Männer, die er abwechselnd mit seinen großen Augen prüfte, gab stammelnd Auskunft; er sei aus einem Dorfe auf der andern Seite des Gebirges, wo er mit seiner Mutter und einem verheiratheten Bruder ein ziemlich abgelegenes Gehöft bewohnte. Der Förster, welcher ihn inzwischen von oben bis unten geprüft hatte, griff plötzlich in die Tasche des Knaben, und zog eine Pistole heraus. „Wo kommt das her?“ fragte er, den Erschreckten scharf anblickend.

„Ei, die ist — die gehört einem Fremden, der oben in der Kapell' ist“, stotterte der Bub. „Das Schloß von der

Pistole war verdorben, ich sollt's in der Stadt machen lassen, und gestern hab ich's wieder abgeholt, und —"

„Wann warst Du zuletzt bei dem Fremden?"

„Gestern früh — um die Zeit."

„So lebte er also gestern noch," sagte der Förster, indem er sich zu dem Arzt wendete.

„Ja!" rief der Kleine. „Aber — er wird doch von gestern zu heut nicht gestorben sein?" fuhr er mit neuem Schreck fort, indem er fragend von einem zum andern blickte.

„Davon werden wir uns überzeugen," entgegnete der Förster. „Stehst Du im Dienste des Fremden?"

„Ich bin eben zu ihm hinaufgegangen, und — und hol' ihm, was er braucht."

„Wie hast Du von ihm erfahren?"

„Ei, die Geißbuben kamen heim, und sagten, es läg' ein Fremder für todt im Wald, und da — und so —"

„Und so wurdest Du neugierig," fiel der Arzt ein, „oder wolltest ihm helfen, und gingst zu ihm hinauf. War's nicht so?" Der wohlwollendere Ton des neuen Fragestellers schien den Knaben zu beruhigen und furchtloser zu machen. Er nickte und sah ihn mit großen Augen an, als wollte er sagen: Frag' du nur weiter; ich will dir besser antworten als dem gestrengen Herrn und Meister im Revier. Wirklich gelang es dem Arzt, ihn zutraulicher zu stimmen, und er gestand, daß er jeden Tag den Weg zu dem Fremden hin und zurück thue, daß seine Mutter etwas für den Kranken koche, was er ihm oben am Feuer wärme, daß der Einsiedler in der Kapell' aber in den letzten Tagen so gut wie gar nichts genießen mochte. Der Arzt ließ sich etwas von den Speisen aus der Jagdtasche vorzeigen, und erkannte den

Inhalt einer Flasche als Fleischbrühe, im ganzen aber die Vorräthe von Brot und Schinken als eine wenig geeignete Krankenkost und mehr auf die Bedürfnisse des jungen Pflegers berechnet. Doch es sollte keine Zeit mehr verloren werden. Der Förster gab die Pistole nicht zurück, sondern steckte sie ein, und Seppl — zu welchem Namen der Knabe sich bekannte — machte den Wegführer zu der Felsenburg des geheimnißvollen Einsiedlers. Der neue Führer zeigte sich nicht nur mit der Richtung, die sie zu nehmen hatten, sondern auch mit allen kleinen Vortheilen, die etwa zu gewinnen waren, vollständig vertraut und wies nach, daß der Berg von der Seite seines Dorfes her, wenn immer noch beschwerlich, doch um vieles leichter zu ersteigen war. Obgleich den Wanderern zum Gespräch wenig Athem blieb, brachte der Arzt doch so viel heraus, daß Seppl den Fremden nun schon seit vierzehn Tagen kenne, daß er ihn ohnmächtig zusammengebrochen am Abhange gefunden und ihn vor einem ausbrechenden Wetter in die Kapelle geflüchtet habe.

„Die ganze Nacht mußt' ich mit oben bleiben," fuhr er fort, „denn das Wetter wollte nicht aufhören, und was sonst Weg ist, war zum Gießbach geworden, sodaß ich nicht hinuntergekonnt hätte. Morgens war's vorbei, und da bot mir der fremde Herr Geld und fragt' mich, ob ich ihm Brot kaufen wollt', und ob ein Büchsenmacher in der Nähe zu finden sei? Ich wußt' einen in der Stadt. So gab er mir die Pistole: das Schloß wär' verdorben, sagte er, und ich sollt' es machen lassen. Er wollt' solang da oben ausharren, bis es fertig wär'. Ich that, wie er verlangte, und bracht' ihm Tag für Tag zu essen und zu trinken. Aber er verzehrte nicht viel, und einmal fand

ich ihn morgens krank liegen, und seitdem ist er nicht mehr aufgestanden."

„Aber ist Dir denn nicht eingefallen," fragte der Arzt, „lieber einen Doctor zu dem Kranken zu holen, oder ihn in das Dorf oder in die Stadt bringen zu lassen?"

Seppl sah ihn verdutzt an. „Ein Doctor wär' da nicht hinaufgestiegen," entgegnete er nach einer Pause.

„So? Nun, weißt Du, Seppl," entgegnete Hartmut, „ich bin auch ein Doctor, habe von dem Kranken erfahren und steige zu ihm hinauf. Ein anderer hätte das früher wohl auch gethan."

Seppl schien etwas verwundert, in seinem Wandergefährten einen Doctor erkennen zu müssen, und schwieg eine Weile. Dann begann er: „Die Leut' im Dorf sagen, mit dem Mann müßt' es nicht richtig sein, und wer weiß, was er gethan hat, daß er sich da oben versteckt; aber ich glaub's nicht, und meine Mutter auch nicht. Sie wär' schon gern mit hinaufgegangen, um zu sehen, wie es um ihn steht, weil er krank ist, aber sie kann nicht mehr gut steigen."

Das Steigen wurde denn auch für die Männer eine immer stärkere Aufgabe; endlich aber, nachdem sie ein verwildertes Dickicht von Tannen und Gestrüpp hinaufgekrochen waren, standen sie Athem schöpfend auf einer breitern Felsenplatte. Bewachsen war sie auch noch reichlich mit kleinem Gehölz; doch erkannte man dazwischen in der Mitte eine Art von Tisch oder Altar, bestehend aus zwei großen Steinen, über welchem ein tafelartiger dritter lastete, alles unter Moos und Waldwuchs auf Urzeiten zurückdeutend. Gewaltige Felsenstücke erhoben sich auf der einen Seite, in welchen der Eingang zu einer Höhle sichtbar wurde, welchen

die Natur zwar vorgebildet hatte, an der aber doch Spuren nachhelfender Menschenhände immer noch zu erkennen waren. Man trat in einen mäßigen Raum, welcher sein Licht nur durch das Eingangsthor empfing, aber genugsam erhellt war. Er mochte in christlicher Zeit zur Kapelle geweiht worden sein, wie er im Volksmunde den Namen noch behalten hatte. Spuren von Gemäuer waren noch hier und da zu finden; aber auch andere Spuren, wie trockenes Gras, Laub, Reisig, Brandstellen am Boden, bewiesen, daß der vereinsamte Raum niemals ein ganz unbenutzter gewesen war. Seppl, welcher den andern voraufschritt, wendete sich zur Seite, wo sich ein schmaler Eingang, jetzt ohne Thür, befand und die Männer in einen engen Raum, die eigentliche Zelle des Einsiedlers, blicken ließ. Sie hatte ein durch die Felsenwand geschlagenes Fenster, weder regelrecht noch verschließbar.

Und hier lag auf einer elenden Streu von Tannenreisern, Heu und Blättern ein Mensch am Boden, laut athmend, aber, wie es schien, bewußtlos, denn er gab kein Zeichen des Erwachens gegen die nicht ohne Geräusch eintretenden Männer. Der Kranke war jung, trug moderne Kleider, welche freilich in übelm Zustande waren, halb bedeckt mit einer schlechten Roßdecke, und hatte den Kopf auf einem mit Haidekraut gefüllten Sack. Der Arzt kniete zu dem Kranken nieder, um seinen Zustand zu prüfen, und mußte zugeben, daß er im Fieber liege. Aber während er in die feinen, wohlgebildeten Züge des Jünglings blickte, die jetzt durch Blässe und Elend entstellt waren, überkam es ihn wie eine Erinnerung, und bald wurde es ihm zur Gewißheit, daß er den Kranken persönlich kannte, ohne ihm näher

gestanden zu haben. Doch behielt er seine Entdeckung noch für sich, um auch andere Entdeckungen, die vielleicht noch zu machen wären, besser geheimhalten zu können. Nachdem er einige Mittel aus seiner Reiseapotheke angewendet hatte, schien sich das Bewußtsein des Kranken zu beleben. Er schlug die Augen auf, aber ein Aechzen kam bei dem Anblick des Fremden aus seiner Brust, ein Krampf schüttelte seine Glieder, und seufzend wendete er das Gesicht ab, um ermattet die Augen wieder zu schließen.

„Das ist recht traurig," sagte der Arzt während seiner Beobachtung. „Wenn wir nur Wasser hier oben hätten!"

„Ja! Wir haben!" rief Seppl, der das Walten des Arztes aufmerksam beobachtet hatte. „Ganz in der Nähe fließt ein Brunnen!" Er sprang in eine Ecke, wo neben ein paar irdenen Geschirren ein Krug stand, ergriff ihn und eilte hinaus. Nicht lange darauf brachte er ihn gefüllt mit frischem Quellwasser zurück. Die Zelle wurde durch die Gegenwart von vier Personen für die Mühewaltung des Arztes zu sehr beengt, und so trieb der Förster die beiden andern hinaus, und folgte selbst, um nicht zu stören. Währenddessen bemerkte der Doctor unter der Streu eine Brieftasche, welche sich bei den Bewegungen des Kranken hervorschob. Er ergriff sie, und um sich zu überzeugen, ob der Inhalt zu seiner Entdeckung und wohl auch zur bessern Hilfe beitragen könne, öffnete er sie getrost. Eine stattliche Geldsumme in Banknoten zeigte sich zuerst, welche auch zu einer weitern Fahrt ausgereicht hätte. Er beachtete sie weniger als einige Papiere und Karten, die er dabei fand. Die Karten zeigten den Namen „Eticho von St." und sagten ihm, daß seine Vermuthung richtig gewesen.

Der junge Mann war der Neffe des Freiherrn von R., eines Mannes in hervorragender Hofstellung, sogar aus der unmittelbaren Umgebung des Königs. Eticho wurde von seinem Oheim erzogen, mochte die Universitätsstudien eben vollendet haben; er hatte eine Zeit lang in demselben Hause mit dem Arzte gewohnt, sie kannten einander oberflächlich. Wie kam nun dieser junge Mann in eine solche Lage? Vielleicht konnte ein unverschlossener Brief, der sich vorfand, darüber Auskunft geben.

Der Brief begann: „Mein theuerer Axel! Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Es giebt Erfahrungen, die man nicht überleben darf. Und was ich erfahren habe, was im Gefolge einer Schuld sich mir an fremder und eigener Schuld in gehäuftem Maße enthüllt hat, zu welchem verbrecherischen Dasein ich, ohne Wollen und Wissen, erniedrigt bin — oh, lieber Axel, das ist so gräßlich, daß ich niemals wieder zu einem reinen menschlichen Gefühle gelangen kann! Mich schaudert's, davon eine Mittheilung zu machen, gleichwohl aber mußt Du, als der Einzige, hoffe ich, meinen Zustand kennen lernen, um zuzugeben, daß ich den Tod mit Recht gesucht habe —" Der Arzt las und las, und das Gefühl eines Schauders, gepaart mit tiefem Mitleid, ergriff ihn bei der schriftlichen Mittheilung des unglücklichen Jünglings an seinen Freund. Er mochte nicht an die volle Wahrheit dieser Enthüllungen glauben; falsche Voraussetzungen konnten bei der verwickelten Angelegenheit irregeführt haben; bloßer Schreck vor einer niederschmetternden Möglichkeit hatte ein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth vielleicht in eine verzweifelte Stimmung gebracht. Mit Antheil betrachtete er den bewußtlos Athmenden.

Den jungen Mann, an welchen der Brief gerichtet war, kannte er auch. Es war ein junger Schwede, Axel Lindquist, der in der Hauptstadt seine medicinischen Studien machte. Der Arzt faltete den Brief zusammen, legte ihn aber nicht an seine alte Stelle, sondern barg ihn in seiner eigenen Tasche.

Doctor Hartmut, so lautete der Name des ärztlichen Helfers, winkte den Förster zu sich herein. Er wies ihm die ausreichende Reisekasse des Kranken vor, und wenn er sich hütete, von dem gefundenen Briefe etwas zu verrathen, so theilte er doch mit, daß er den jungen Mann als den Neffen des Freiherrn von R. erkannt habe. Der Förster Friedemann war nicht wenig verwundert. Den Freiherrn kannte er auch, denn da die Jagden des Königs auch wohl in diese Gegenden streiften, hatte er Gelegenheit gehabt, mit den vornehmsten Waidgenossen desselben zuweilen in Beziehung zu treten. „Es liegt auf der Hand,“ sagte Hartmut, „daß wir den Kranken hier oben nicht liegen lassen dürfen. Aber wohin mit ihm? Ihn nach der Hauptstadt zu schaffen, wäre unthunlich, denn sein Zustand erfordert sofortige Sorgfalt und Pflege. Ich habe an Ihr Haus gedacht, lieber Friedemann. —“ Der Förster nickte. „Aber,“ fuhr der Arzt fort, „da ist noch zu überlegen! Es kann ein Nervenfieber werden — es kann, sage ich, obwohl ich es noch nicht mit Bestimmtheit voraussehe.“

„Sie meinen, wegen der Ansteckung?“ fragte der Förster. „Ohne Sorge! Ich fürchte mich nicht, und meine Frau hat mehr durchgemacht. Meine Buben sind auf der Schule in der Stadt, und im Hause habe ich Platz. Aber wie schaffen wir ihn hinunter? Auf dem Wege, den wir gekommen sind, wär's nicht möglich, obgleich wir vier Mann für ihn sind.

Man müßte es nach der anderen Seite versuchen. Wenn der Weg dahin gangbarer ist, wie der Bube versichert, so möchte es auf einem Umwege eher thunlich sein."

„Aber auch dazu würde noch ein Tragstuhl oder eine Bahre nöthig sein," entgegnete Hartmut. „So müssen wir es für heut aufgeben. Am besten ist es, Sie machen sich mit Ihrem Melcher auf, nehmen den besagten Umweg, und lassen sich von dem Knaben genau führen, damit Melcher sich den Weg merke. Morgen schicken Sie ihn mit ein paar Trägern beizeiten herauf — die genaueren Anweisungen gebe ich noch — und morgen Mittag können die Leute oben sein. Ich bleibe die Nacht allein bei dem Kranken, Mundvorrath ist ja überdies genug da. Wenn Sie meiner Frau sagen, daß ein Krankenbesuch mich zurückhält, wird sie sich nicht zu sehr beunruhigen. Sie brauchen ihr ja nicht mitzutheilen, daß ich im Gebirge und in einer Höhle mein Lager aufschlage." Der Förster, ob auch im ganzen einverstanden, wollte gegen den letzten Punkt doch Einspruch thun, und meinte, der Knecht könne die Nachtwache eher übernehmen. Hartmut wollte davon nichts wissen, versicherte, daß gerade für die Nacht ärztliche Hilfe nöthig sei, und erklärte bestimmt, daß er den Kranken für's Erste nicht aus den Augen zu lassen denke. Der Förster fügte sich denn, zwar immer kopfschüttelnd, und — reichte dem Arzte die Pistole, für alle Fälle.

An den Aufbruch aber durfte man nicht sogleich denken. Noch hatte man kaum ausgeruht von dem beschwerlichen Aufsteigen, und die Sonne verbreitete Mittagsglut über die Höhen. Aber sie warf auch den Schatten des Felsens auf die Platte vor der Höhle, wo Melcher und Seppl bereits

lagerten und eine Mahlzeit auspackten. Der Knabe hatte in einer Ecke der Kapelle auch ein Reisigfeuer angezündet und fragte den Arzt, ob er dem Kranken die Suppe wärmen solle? Hartmut wollte es auf einen Versuch ankommen lassen und nickte. Als er in's Freie trat, fand er den Förster und seinen Knecht schon wacker kauend am Boden sitzen, und nahm einen Becher Wein an, welchen Friedemann ihm reichte. Er lagerte sich zu den Uebrigen und betrachtete die Umgebung. Wenn dieser Platz einen Fernblick oder was man sonst von schöner Aussicht verlangt, geboten hätte, so wäre er längst für den Fremdenverkehr erobert worden, der sich ja auch bereits auf diese Gegend erstreckte. Aber gegenüber der Felsplatte lag nur ein mächtiger, weitgedehnter Bergrücken, von Felsen und Tannen besetzt, während zu beiden Seiten das Auge auch nur auf ungeheuere Felswände traf. Es war eine vollständige Abgeschlossenheit, und wer für seine Siedelei hier zuerst Einsamkeit gesucht, der mochte sie gefunden haben.

Der Förster und Melcher hatten sich jeder eine schattige Stelle zur Nachmittagsruhe ausgesucht; Hartmut aber fühlte sich aufgeregt, und auch der Knabe schien nichts von Ermüdung zu wissen. Er brachte dem Kranken die inzwischen gewärmte Suppe. Dieser blickte an dem Arzte vorbei, erkannte aber seinen jungen Gefährten. Er nahm einen Schluck des Dargereichten, zeigte aber einen heftigen Widerwillen, da er es als warm erkannte. Hartmut ließ das Getränk beiseitestellen und ihm den Wasserkrug bieten. Der Kranke sog mit Begier die kalte Quellflut, um darauf erschöpft zurück- und in unruhigen Schlaf zu versinken. Hartmut ließ sich auf den Boden der Zelle nieder, den Rücken an die Wand gelehnt

um seinen Patienten im Auge zu behalten; Seppl nahm die gleiche Stellung ihm gegenüber ein. Sie saßen einander nahe genug, um sich mit gedämpfter Stimme unterhalten zu können. „Sage mir, Seppl,“ begann der Arzt, „warum muß der fremde Mann hier so ganz ohne Bequemlichkeit liegen? Du hast ihm doch sonst mancherlei heraufgebracht! Schien er Dir so unbemittelt und arm zu sein?“

„Nein, Herr!“ entgegnete Seppl. „Er hat Geld, ich hab's gesehen — sehr viel Geld hat er! Aber ich hab' es Niemand gesagt, denn es wäre nicht gut, daß es Andere wüßten, weil er hier so ganz allein ist.“

„Das war klug, Seppl! Aber da Du wußtest, daß er an seine Pflege etwas wenden durfte —“

„Er hat's aber nicht anders gewollt,“ fiel Seppl ein. „Nur Wasser und Brot wollte er haben. Den Krug durfte ich ihm mitbringen. Aber als ich für ihn noch Fleisch brachte, rührte er es nicht an, und ich habe nicht gesehen, daß er davon gegessen, so lange er hier ist, obgleich ich ihm doch immer wieder etwas hingelegt hab'. Bei Brot und Wasser wollt' er hier ausharren; das sei eben recht für ihn, bis ich die Pistole vom Büchsenmacher zurückbrächte. Dann müßte er fort, sagte er. Unterdessen dauerte es länger, bis das Schloß gemacht war, ich mußt' ein paar Mal vergeblich nach der Stadt laufen. Und dazu wurde der fremde Herr krank. Nicht gleich so sehr, aber er hatte immer Frost. Ich sollt' ihm eine Roßdecke mitbringen, sagt' er, aber eine alte, schlechte, er wollte keine gute haben. Ich that, wie er geheißen, dacht' auch nicht, daß es gar so bös mit ihm werden würde. Er ist doch erst die letzten Tage so «schlecht» geworden.“

„Hast Du nicht gehört," fuhr Hartmut nach einer Weile fort, „daß der Fremde im Traume oder im Phantasiren irgend Etwas gesprochen hat? Hast Du eine Vermuthung, wer er sein könnte? Wie sein Name ist? Was er vorhat?"

„Gar nichts weiß ich!" entgegnete der Knabe mit ehrlichem Gesicht. „Und gehört hab' ich auch nichts."

„Wie weißt Du aber, daß er mit Geld versehen ist?"

„Ei, seine Brieftasche war ihm aus der Tasche gefallen, und lag offen da, daß die Geldscheine unordentlich herauskamen. Wie ich das gesehen, hab' ich sie zugemacht und ihm unter den Kopf geschoben. Aber mir fällt ein — ich hab' doch ein paar Mal ein Wort von ihm gehört, nur Ein Wort. Ich versteh's nicht, aber es klang wie — Cadoro."

„Cadoro? Und ohne Zusammenhang mit etwas Anderem?"

„Was er sonst gemurmelt, hab' ich nicht verstanden; aber das Cadoro war ganz deutlich, und ich hab's behalten, weil's öfter kam."

Der Arzt schüttelte befremdet den Kopf, er wußte aus dem Worte nichts zu machen. Eines Palastes Cadoro in Venedig wußte er sich zu erinnern, mußte aber die Grübelei aufgeben, wie derselbe etwa in eine Beziehung zu dem Kranken zu bringen sei. Immerhin konnte er sich aus den Erzählungen des Knaben einen Zusammenhang bilden, wodurch er der Wahrheit ziemlich nahe kam. Eticho war unter dem Eindrucke des Entsetzens vor einer vielleicht nur geträumten Schuld abgereist, um im Gebirge seinem Leben ein Ende zu machen, ohne Aufsehen, ganz in der Stille zu verschwinden. In dem geplanten Augenblicke versagt die Waffe, deren Schloß verdorben ist. Unter Gemüthsbewegungen und

rathloser Verzweiflung irrt er umher, bis eine Ohnmacht den Erschöpften niederwirft. Seppl, von den Geißbuben aufmerksam gemacht, findet ihn, hilft ihm im Angesicht eines ausbrechenden Gewitters in die Felsenkapelle. Etichos Entschluß, zu sterben, steht aber noch fest. Die Zeit, welche bis zur Herstellung seiner Waffe vergehen muß, will er, entsagend, und nur die Tage fristend, in ascetischer Selbstpeinigung verbringen. So setzte sich Hartmut die Geschichte zusammen. Wie der Unglückliche eine so große Geldsumme in sein Verschwinden mitnehmen mochte, konnte er sich freilich nicht erklären. Blieben ihm doch die Hauptmotive, die den Jüngling hinausgejagt hatten, noch unerklärt.

Ein paar Stunden vergingen; Hartmut schickte den jungen Gehilfen einigemal nach frischem Wasser, dem der Kranke begierig zusprach. Auf den Arzt richtete er dabei unstet befremdete Blicke, um sie dem Jüngern mit mehr Verständniß oder Antheil zuzuwenden. Doch schien seine Erschöpfung zu niederdrückend, als daß er auf eine Frage hätte antworten können.

Der Förster trat ein. Es sei Zeit zum Aufbruch, meinte er, da er daheim noch Vorbereitungen für die Abholung auf morgen machen müsse. Noch einmal suchte er den Arzt zu überreden, den Knecht Melcher statt seiner bei dem Kranken zu lassen; aber da Hartmut auf seinem Willen bestand, verabschiedete er sich. Sehr überrascht und bestürzt aber war Seppl, daß er den Männern als Führer dienen sollte, da er sich Hoffnung gemacht hatte, bei Hartmut und dem Kranken zu bleiben. Allein gegen den Befehl des Försters Friedemann versagte ihm jeder Widerspruch, und so mußte er ihm vorausschreiten.

Hartmut war nun allein bei seinem Patienten, dessen räthselhafte Schicksale ihm noch mehr zu Herzen gingen als seine körperlichen Zustände. Und der junge Arzt selbst fühlte sich in einer eigenthümlichen Lage. Die Vermuthung war nicht abzuweisen, daß er in die Wirrsale des Unglücklichen werde mit verflochten werden; ja sogar ein Pflichtgefühl gebot ihm zu handeln, wenigstens persönlich zu untersuchen und abzuwenden. Er war nun allein in einer tiefen und erhabenen Einsamkeit, und hatte Zeit, Pläne zu machen und zu überlegen. Sein eigenes Leben war in überall geordnetem Gange bürgerlicher Verhältnisse verflossen. Er besaß ein liebes, junges Weib, und seit einem Jahre einen Knaben, seine ärztliche Thätigkeit in der Hauptstadt begann sich auszudehnen. Die Frau, deren Gesundheit etwas zart war, hatte er in diese Gegend zur Luftcur geschickt, wo er sie, um seiner Geschäfte willen, nur ab und zu aufsuchen konnte. Bei diesen Besuchen hatte er den Förster Friedemann kennen gelernt, und mit ihm schon einige starke Streifereien in die Berge gemacht, und dieser war es, der bei ihm angefragt, ob er ihn zu einem Kranken begleiten wollte, der in der Kapelle, wie der Volksmund die Höhle nannte, entdeckt worden sei.

Die Dämmerung kam, die Sterne wurden sichtbar, während tiefes Dunkel über Tiefen und Höhen des Gebirges lag. Aber so lautlos ist kein nächtliches Schweigen, daß nicht etwas wie Töne durch die Stille gingen, halb verloren aus der Ferne her, räthselhaft kommend, unerklärt verschwindend. Und was man in Nächten auf einsamen Gebirgshöhen vernimmt, kommt fremdartig, wie Geisterhauch, herauf, wie verlorene Traumreden der Natur, deren Ursprung man

vergeblich zu ergründen sucht. Hartmut war nichts weniger als empfindsam; aber diese Großartigkeit des einsamen Ortes ergriff ihn mächtig. Er lehnte sich an die bemoosten Altarsteine der Urzeit, das Gesicht nach dem Felseneingang gerichtet, und ließ seiner Phantasie freien Lauf, alle Bestimmungen und Wandlungen durchzudenken, welche die Höhle seit Jahrtausenden erlebt haben mochte. Da hauste, als Wodan noch in dem Lande der undurchdringlichen Wälder herrschte, vielleicht eine Veleda, oder sonst eine mit Schauern verehrte Priesterin auf dieser Höhe, welche Runensprüche mittheilte, und Befehle erließ. Und blutige Opfer waren es sicher, die auf diesen Steinen dargebracht wurden. Aber Jahrhunderte vergingen, und in gelichteten Thälern ertönten zum ersten Mal christliche Kirchenglocken. Mit Kreuz und Fahne zogen dunkle Gestalten zu harter Arbeit umher, und gründeten auch auf Felsenhöhen die Burgen des Christenglaubens. Auch diese Heidenhöhle wurde geweiht und einem einsamen Streiter als einer Schildwacht der Kirche übergeben. Dann kam eine Zeit, wo das Christenthum längst über Deutschland herrschte, aber doch kein Friede, weder im Lande, noch in der Kirche, noch in den reichen Klöstern war. Da zog sich wohl der Einzelne, der Ruhe finden wollte, in diese Einsamkeit zurück, und vielleicht fand mancher, was er gesucht. Aber es kam auch eine neue Zeit: da siedelten sich wilde, unbändige Männer in zerstörten Burgen an, und fielen aus auf Raub und hatten ihre unzugänglichen Schlupfwinkel in allen Bergen. Hier oben wohnte seit lange kein frommer Waldbruder mehr, aber wüste Gesellen, welchen nicht gut zu begegnen war, kamen und gingen, und die Höhle beherbergte viel, was sich dem Licht entzog. Auch als die Zeiten geordneter und

besser wurden, blieb sie nicht ganz ohne Gäste. Bis dann die neuen Tage kamen, wo selbst ihr Dasein aus der Erinnerung ruhig schaffender Menschen mehr und mehr entschwand und nur kletternde Geißbuben einen Schutz vor dem Wetter in ihr suchten. Und in diesen Felsenwänden lag heut ein Jüngling, unter allen Vortheilen moderner Erziehung und gesellschaftlichen Lebens erwachsen, und litt unter der Seelenpein einer Schuld, die, wenn sie wirklich begangen war, schon vor Jahrtausenden die gleichen Schrecken im Gemüth hervorgerufen haben würde. Immer undurchdringlicher legte sich die Finsterniß über die Umgebung, und heller traten die Sterne an dem von Felsen begrenzten Himmelsraume hervor. Hartmut stand noch immer an die Steine gelehnt. Er sah ein langes Wachen für sich voraus, denn trotz des Dunkels umher war es erst die Stunde, wo für den gesellschaftlichen Menschen, der seine eigenen Lichter anzündet, der Abend beginnt. Eben wollte er seinen Schritt nach der Zelle zurücklenken, als er ein Rascheln vernahm, ein Knacken von Zweigen, etwas wie Tritte, durch die sonst lautlose Stille nur mehr vernehmlich gemacht. Es kam näher, und unwillkürlich nahm Hartmut die Pistole zur Hand, welche der Förster vor seinem Aufbruch geladen hatte. Jetzt trat eine unerkennbare Gestalt aus den Büschen hervor, und schien sich nach dem Eingang der Höhle zu begeben. „Halt!“ rief Hartmut, auf sie zuschreitend, „wer ist da?“

„Ei, ich bin wieder da, Herr Doctor!“ rief Seppl, noch laut athmend vor Anstrengung. „Als wir bald unten waren, meinte der Herr Förster, er fände nun schon allein, und es wär' ihm doch lieb, wenn ich bei Ihnen oben sein könnte.

Wenn ich noch Odem und Beine hätt', sollt' ich's versuchen. Und da hab' ich mich geeilt."

Hartmut mußte lächeln, daß für einen Feind, den man mit Waffen erwartet, Seppl heut schon zum zweiten Mal sich darstellte, und nicht als Gegner, sondern als dienstfertiger Helfer. „Du hast gewaltige Märsche gemacht," rief er, „und mußt müde sein! Aber was wird Deine Mutter sagen, wenn Du zu Nacht nicht heimkehrst?"

„Der hab' ich's heut früh schon gesagt, daß ich oben bleiben wollt'. Ich war schon zwei Nächte bei dem Kranken." Nun wollte Seppl gar noch ein Feuer anmachen und eine Streu für Hartmut sammeln; dieser aber verwies es ihm und hieß ihn sich niederlegen und schlafen, wo es ihm auf dem harten Boden der Höhle beliebe. Wirklich hörte er bald die gesunden Athemzüge des Knaben, der seine Anstrengungen in der Nähe des Kranken ausschlief. Für den Letzteren war in diesen Umgebungen und in dieser Lage kaum etwas zu thun, und Hartmut sah sich genöthigt, ausharrend und wachend neben ihm die Nacht zu verbringen. Eine Nacht aber ist für den, der nicht schläft oder nicht schlafen will, sehr lang. Gegen Morgen überwältigte ihn die Müdigkeit mit einem Halbschlummer, aus welchem ihm Stimmen erweckten. Es war noch dunkel, um so dunkler in der Zelle.

„Sepp! Wo bist Du? Sepp! rief der Kranke wiederholt.

Der Knabe, noch schlaftrunken, tappte kriechend zu ihm hin. „Hier! Hier!" rief er.

„Sepp! Hast Du die Pistole gebracht?" fragte Eticho mit aufgeregt zitternder Stimme.

„Ja, sie ist fertig —" lallte Sepp.

„Gieb her! Schnell! Gieb her!"

„Ich hab' sie nicht, Herr — der Doctor hat sie bei sich."

Hartmut drängte den Knaben zurück, und zu Eticho niedergebeugt, sagte er: „Es ist alles nur Einbildung und Irrthum, lieber Eticho! Es wird noch gut werden, Axel Lindquist wird kommen —"

Mit einem Aufschrei bäumte sich Eticho empor, wollte sich wie zur Flucht erheben, wurde aber von des Arztes Armen aufgefangen, und lag bald in neuer Erschöpfung wieder auf seinem Lager. —

Drei Tage darauf befand sich Hartmut wieder in der Hauptstadt bei seinen Geschäften, welchen er durch den verlängerten Aufenthalt im Gebirge schon Abbruch gethan zu haben glaubte. Doch beruhigte er sich mit der Thatsache, daß er dort ernsthaftere ärztliche Pflichten gefunden, als sie irgend ein Fall bei seiner Stadtpraxis ihm gerade auferlegte.

Die beschwerliche Arbeit der Männer, den Kranken aus der Felsenklause in das Forsthaus herunterzuschaffen, muß übergangen werden. Jetzt lag Eticho sauber gebettet in einem hellen Zimmer zu ebener Erde, unter der Pflege der Frau Försterin. Die Gefahr eines Nervenfiebers war vorübergegangen, wenn auch fieberhafte Anfälle noch ab und zu eintraten. Es war jetzt mehr eine körperliche Erschöpfung, vielleicht mit hervorgerufen durch Mangel an Nahrung und Vernachlässigung jeder Art, woran er litt; schlimmer schien dem Arzte die tiefe Schwermuth, die auf seiner Seele lastete. Er hatte einen Augenblick gefunden, wo er sich dem jungen Mann als Bekannter in Erinnerung gerufen, und war von ihm auch erkannt worden. Er fürchtete jetzt nicht mehr, daß Eticho etwas gegen sein Leben versuchen werde. Gleichwohl gab er dem Förster einen Wink, ihn vor Waffen zu bewahren

und im Auge zu behalten. „Es ist möglich, daß Ihr Gast bald einigermaßen zu Kräften kommt und in's Freie will. In diesem Falle lassen Sie Ihren Melcher in der Nähe sein und meinetwegen auch den Seppl, der ja doch immer vor der Thür umherlungert: Ist es mir möglich, so bin ich selbst in acht Tagen wieder hier." In die Stadt zurückgekehrt, mußte Hartmut aber erkennen, daß er in so kurzer Zeit seine Absicht nicht werde ausführen können. Denn er wollte nicht ohne Abschluß von Untersuchungen wieder erscheinen, die denn freilich ein sehr behutsames und schrittweises Vorgehen beanspruchten. Für's erste war der junge Schwede, von dem Hartmut manches zu erfahren hoffte, nicht so schnell zu einem Gespräch zu finden. Endlich gelang es, ihn in seiner Wohnung zu treffen.

Axel Lindquist war ein stattlicher junger Mann, blond und blauäugig, dabei breitschulterig und stark von Wuchs. Seine gewandten Formen zeigten, daß er die Gesellschaft kannte; sein offenes, klares Gesicht flößte Vertrauen ein. Er hatte eine deutsche Mutter gehabt und drückte sich in der deutschen Sprache ganz geläufig, fast ohne fremdländische Betonung aus. Doctor Hartmut führte sich bei ihm mit Grüßen ein, die er ihm von seinem Freunde Eticho von St. zu bringen habe.

„Ach, dann kommen Sie vermuthlich von Paris, denn dahin sollte die Reise meines Freundes zuerst gehen," sagte Axel. „Er ist mir übrigens so unartig schnell und ohne Abschied davongereist, daß ich eigentlich etwas böse auf ihn war."

Hartmut erklärte, daß er Eticho nicht in Paris, sondern im Gebirge — er sagte nicht wie und wo — getroffen und

in ärztliche Behandlung genommen habe. Axel wurde darüber stutzig, wollte den Ort wissen, um den Kranken selbst aufzusuchen. Der Arzt bat um Entschuldigung, wenn er eine nähere Auskunft jetzt noch verweigere, wollte von der physischen Krankheit nicht viel Aufhebens machen, bekannte aber, daß der schwere Druck, der auf Etichos Seele laste, ihm das Bedenklichere erscheine. „Ueberdies," fuhr er fort, „so wunderlich Ihnen mein Benehmen vorkommen mag — Ihnen, der Sie Eticho näher stehen als ich — gestehen muß ich, daß ich gekommen bin, um Sie über einiges auszufragen, ehe ich Ihnen bestimmtere Mittheilungen machen kann."

Axel Lindquist sah den Sprecher befremdet an. „Nun, Herr Doctor," begann er, „es scheint der Rede werth zu sein, was Sie zu mir führt; also fragen Sie, ich will antworten — so weit —"

„Nein, ohne Einschränkung!" rief Harmut; „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß für Ihren Freund viel davon abhängt."

„Beginnen Sie," sagte der Jüngere, dessen Aufmerksamkeit sich nicht wenig steigerte.

„Zuerst denn," fuhr Hartmut fort, „wissen Sie etwas Genaueres über Eticho's Stellung zu dem Freiherrn von R.? Ist es nur das Verhältniß des Oheims zum Neffen?"

„Lieber Herr Doctor," entgegnete Axel lächelnd, „Sie beginnen mit keiner sehr beängstigenden Frage! Der Freiherr hat Eticho als seinen Neffen erziehen lassen, und zwar sehr sorgfältig, sehr gut, sehr freigebig — allgemein aber war immer die Annahme, daß es sein Sohn sei, dem er diese Vortheile angedeihen ließ. Denn ein verwandtschaftliches

Verhältniß, aus dem ihm ein Neffe hätte erwachsen können, wollte Niemand kennen."

„Wußte Eticho um dieses Gerücht?"

„Ohne Zweifel! Aber wie wir in seiner Gegenwart dergleichen nicht berührten, so geschah es von seiner Seite noch weniger. Ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß der Freiherr ihm bei seiner Mündigkeit Eröffnungen gemacht hat. Es kommt hier nicht viel darauf an, woher ich dies erkannte; aber behaupten will ich, daß es auf Eticho nur geringen Einfluß gemacht hat, da er nichts Neues dadurch erfuhr. Das Verhältniß von Oheim — oder Vater und Sohn, war immer ein sehr kühles. Sie wohnten nicht miteinander, sie hatten wenig gemeinsame Beziehungen; der Freiherr wollte das nicht anders. Da Sie hier in der Stadt leben, werden Sie ja wissen, daß der Freiherr zwar in hoher Stellung ist — das heißt in Jagdangelegenheiten die erste Stimme hat, sich aber nicht eigentlich dessen erfreut, was man — allgemeine Hochachtung nennt. Ich zweifle gar nicht, daß Eticho auch darüber genug wußte und klar sah. Gesprochen hat er nie darüber. Er ist sehr stolz, ein ganz besonderer Charakter, verschlossen, alles in sich selbst verarbeitend. Ich bin überzeugt, daß ich der einzige bin, dem er sich mittheilt; immer noch sparsam, aber ich kenne darum doch sein Innerstes. Er ist eine reine Natur, wenn auch von außen her mancherlei an ihn getreten ist, was ihn über die Welt belehrt. Wenn Sie von einer Last sprechen, die auf seiner Seele drückt, so wird es nicht das Verhältniß zu dem Freiherrn sein."

„Und wüßten Sie sonst gar nichts, was ihn in der letzten Zeit heftiger ergriffen haben könnte?" fragte Harmut.

Axel rückte etwas ungeduldig hin und her, und nach

einer kurzen Zögerung begann er: „Nun ja, ich wüßte vielleicht etwas, aber ich spreche ungern davon — zumal ich doch nicht genaue Kenntniß habe, ob Eticho sich gerade dadurch so schwer bedrückt fühlt. Zu schaffen hat es ihm freilich genug gemacht — und mir auch! Sie haben vermuthlich auch schon die Cadoro spielen und singen hören?"

„Die Cadoro? Nein. Wer ist das?"

„Sie wissen gar nichts von ihr? Sie macht doch sonst genug von sich reden! Gewöhnlich wird sie als die schöne Nanny bezeichnet —"

„Von der hab' ich gehört. Eine Italienerin?"

„Keineswegs! Cadoro ist nur ein Theatername, ihren eigentlichen verräth sie nicht. Uebrigens ein echtes Landeskind. Die schöne Nanny ist also die Heldin eines hiesigen Theaters, wo sie in Gesangsrollen mehr französischen Stils die Herzen erobert. Eine Meisterin der Koketterie, in der sie auch das Gewagteste nicht ohne Grazie in Scene setzt. Und nicht allein auf der Bühne. Sie verschmäht auch ein wilderes Champagnerfest nicht, und obgleich schlangenklug und behutsam in der Wahl ihrer Verehrer, ist sie niemals ohne einen Bevorzugten — der denn schwerlich eines billigen Preises davonkommt. Und von dieser Person hat sich Eticho einfangen lassen — ja, einfangen lassen, das ist das rechte Wort! Denn sie hat sich ihm zuerst genähert, sich an ihn gedrängt — vielleicht nicht in gewinnsüchtiger Absicht, sondern weil ihr der hübsche Junge gefiel. Anfangs war er noch gar nicht geneigt, in die Falle zu gehen; bald aber gerieth er in eine Leidenschaft für sie, die ihn wohl nur darum so ganz überwältigte, weil es die erste war. Der Nanny freilich kam das unerwartet, und es wurde ihr sogar lästig; sie

wollte sich zurückziehen, und es gab böse Stürme. Obgleich die Geschichte kein Aufsehen machte, da die Cadoro diesmal ausnahmsweise vorsichtig war, vielleicht weil sie selbst die ersten Schritte gethan — mir war sie überaus ärgerlich. Eticho hatte mir nämlich auch darin sein Vertrauen geschenkt. Ich will weder mich noch den Kreis meiner Freunde als Tugendhelden darstellen; aber daß Eticho, der Jüngste von uns, dessen Lauterkeit wir anerkannten und schätzten, dessen Gehör wir nicht leicht absichtlich durch ein häßliches Wort verletzten, den wir als ein Muster von ehrenhafter Gesinnung und ungetrübter Lebensführung anerkannten, — daß Eticho in eine solche Leidenschaft verfallen konnte, das erbitterte, empörte mich geradezu! Ja, wenn es eine andere Person gewesen wäre! Aber diese Cadoro, die, mindestens fünf Jahre älter als er, schon viele Erlebnisse hinter sich hat, diese mußte es nun sein, die ihn bis zur Verblendung fesselte, und, wie ich fürchtete, ihm noch übel mitspielen würde. Da ich sein Vertrauen besaß, that ich meine Pflicht, suchte ihn von ihr abzubringen. Ich erreichte dadurch nur, daß er sich von mir eine Zeit lang entfernte. Wäre mir aber an einem Triumph über ihn gelegen gewesen, so hätte ich ihn haben können; denn ich merkte wohl, daß das Verhältniß sich trübte. Man bezeichnete öffentlich auch bereits einen verschwenderischen Cavalier als den neuesten Sieger über ihre Launen. Eticho näherte sich mir wieder, war aber trübsinnig, und ich merkte wohl, daß er seine Leidenschaft noch nicht überwunden habe. Dies alles geschah in den letzten Wintermonaten. Eticho wurde ruhiger, und es war von der dummen Geschichte nicht mehr die Rede. Der Freiherr hatte beschlossen, ihn auf Reisen zu schicken, nach Frankreich,

England, Italien, und wollte es an Ausstattung nicht fehlen lassen. Wir hatten sogar geplant, daß wir uns in meinem Vaterlande wiederfinden und zusammen durch Norwegen reisen wollten. Am Tage vor seiner Abreise kommt Eticho zu mir, zeigt mir eine große Geldsumme, die der Freiherr ihm «für's erste» eingehändigt habe, bekennt mir aber zugleich, daß er beschlossen habe, der Nanny noch ein letztes Lebewohl zu sagen. Abends wollten wir uns dann mit andern Freunden zusammenfinden —" Axel Lindquist schlug sich vor die Stirn, indem er, sich selbst unterbrechend, rief: „Was fällt mir aber ein! Es wäre niederträchtig! Er war bei der Cadoro, er hatte viel Geld bei sich — wenn sie es ihm abgenommen, ihn an der Abreise verhindert hätte!"

„Darüber mögen Sie ruhig sein!" entgegnete Hartmut. „Ich weiß, daß er eine große Summe Geldes mit sich führt, habe dieselbe sogar einige Zeit selbst in Verwahrung gehabt. Sie ist in guten Händen."

„Das ist mir lieb!" sagte Axel. „Aber was kann ihn an jenem Abend von unserer Versammlung abgehalten haben? Warum reiste er ohne Abschied von uns davon? Und weshalb wich er von seinem Plane ab und ging zuvörderst ins Gebirge? Was soll sein Gemüth so arg beschweren? Der Abschied von der Nanny kann es doch nicht mehr gewesen sein?"

„Vielleicht nicht der Abschied, aber eine Entdeckung, die er in der letzten Stunde bei ihr machte." Hartmut erhob sich bei diesen Worten, und auch Axel Lindquist stand auf und sagte, sichtlich etwas verstimmt:

„Herr Doctor, ich bin überzeugt, Sie wissen mehr von

meinem Freunde als ich! Sie sind gekommen, mich über irgend etwas auszuhorchen —"

„Ich gebe das zu," entgegnete Hartmut; „ich habe das von vornherein nicht verschwiegen. Sie sollen in Ihrem Recht als erster Vertrauter Ihres Freundes nicht geschmälert werden, ich werde Sie bald zu Hilfe rufen. Mich hat der Zufall zum Mitwissenden eines Geheimnisses gemacht, welches Ihren Freund rathlos im Gemüthe findet, vielleicht aber doch nur ein Wahn ist, eine Einbildung, die sich durch das Zusammentreffen unerwarteter Dinge bei ihm festgesetzt hat. Ich bin gar nicht Etichos Vertrauter, nur sein Arzt. Ich habe über seine persönlichen Verhältnisse noch nichts mit ihm gesprochen. Trotzdem wünsche ich einige Schritte zu thun, um auch auf seinen Seelenzustand als Arzt wirken zu können. Sie, Herr Lindquist, habe ich mir als die letzte und kräftigste Hilfe vorbehalten. Ich werde Sie rufen, um Ihnen dann alle Freundesrechte allein einzuräumen."

„Dann wär' es nur erwünscht, daß dieser Ruf bald käme!" entgegnete Axel. „Denn ich stehe im Begriff, in meine Heimath zurückzukehren. Sie werden einsehen, daß mir unter den jetzigen Umständen um so mehr daran liegt, Eticho noch einmal zu sehen und zu sprechen."

„Wann denken Sie zu reisen?"

„In vierzehn Tagen spätestens müßte ich aufbrechen."

„Ihre Hilfe wird in kürzerer Zeit nöthig sein. Lassen Sie nur drei Tage vergehen, und — denken Sie darum nicht übler von mir, daß ich mich nothgedrungen für diese Tage noch zwischen Sie und Ihren Freund stelle!" Hartmut

verabschiedete sich, und ließ den jungen Schweden in besorgten Vermuthungen und Gedanken zurück.

Der Arzt wußte denn freilich mehr — oder besser, er kannte die Befürchtungen, unter welchen Sticho litt, mehr als er noch verlauten lassen wollte. Der Name Nanny kam in jenem verhängnißvollen Briefe, den er den Augen anderer vorerst entzogen hatte, öfter vor, und da er nun wußte, was das Wort Cadoro bedeutete, beschloß er, auch bei der Trägerin dieses Namens ein Verhör anzustellen.

Er ließ sich melden, und wurde in ein Wartezimmer geführt, vollgepackt mit allem möglichen eleganten Kleinkram. Die verwelkten Lorberkränze, mit breiten seidenen Schleifen, lagen über glänzenden Buchbinderarbeiten (als Bücher wurden sie schwerlich benutzt) auf allen Tischen und Consolen. Er hatte einige Minuten Zeit, sich umzusehen und die elenden Oelgemälde in Goldrahmen zu betrachten, die sicherlich mehr dem Geschmack des Tapezierers, der die Einrichtung der Wohnung gemacht, als der Wahl der Bewohnerin angehörten. Es sah bunt, glänzend, modern im Zimmer aus, und doch machte ihm das Ganze den Eindruck des Plunderhaften. Bald aber ging durch das Nebenzimmer ein leichtes Trällern der Ankündigung, ein seidener Thürvorhang öffnete sich, und eine Dame mit einer Karte in der Hand stand da, und begann mit einem fragenden, feinen Blicke: „Doctor Hartmut —?"

Er verneigte sich, bat um Verzeihung für sein Zudringen, und bekannte gleich, daß er in einer Angelegenheit komme, bei der er auf ihren gütigen Beistand rechne. Die Dame mochte an einleitende Anreden aller Art schon gewöhnt sein; sie wartete den Schluß gar nicht ab, sondern hieß ihn mit anmuthiger Handbewegung in ihr kleineres Empfangs-

zimmer treten und Platz nehmen. Die charaktervolle Erscheinung des jungen Arztes schien Gnade vor ihren Augen zu finden. Er heuchelte einige Bekanntschaft mit ihrem Rollenfach, sprach vom Theater mehr, als er wußte, von der Musik mehr, als er verantworten konnte. Sie hörte kurze Zeit zu, spielte mit einem Hündchen, sah ihn darauf lächelnd und scharf von der Seite an, und plötzlich lachte sie ihm ins Gesicht. „Machen Sie mir nichts vor!“ rief sie lustig. „Ihnen merk' ich's an, daß Sie nicht kommen, um mir allgemeine Dinge oder Annehmlichkeiten zu sagen! Sie sind ein ernster Mann und führen jedenfalls etwas Redenswertheres im Schilde. Auf Ihrer Karte nennen Sie sich praktischer Arzt; ich denke, Sie werden auch ein praktischer Charakter sein. Soll ich mich für irgend etwas interessiren, zu einem wohlthätigen Zwecke singen, spielen oder sonst was? Ich bin viel gutmüthiger, als Sie vielleicht meinen!“

„Um so Geringes handelt es sich nicht!“ entgegnete Hartmut, indem er versuchte, auf ihren leichten Ton einzugehen. „Sie werden erstaunen über das, was ich mir von Ihnen ausbitten möchte. Es ist nämlich — Aufrichtigkeit!“

„Das ist aber stark, und viel fürs erste mal!“ rief sie munter, ihn doch aber mit einem sehr prüfenden Blicke betrachtend. „Aufrichtigkeit! So weit geht man ja nicht einmal in der Beichte oder dem Arzte gegenüber, und Sie, Herr Doctor, sind weder mein Arzt noch mein Beichtvater! Jeder Tag ist ja für den, der in der Welt lebt, ein Versteckspiel, und jede Woche, und jedes Jahr erst! Ich bin zwar in vielen Dingen ganz ehrlich, viel zu ehrlich — aber wenn man mich so ansieht wie Sie, und von mir Aufrichtigkeit verlangt, da könnte mir bange werden! Neu-

gierig wär' ich freilich dennoch auf das Bekenntniß, das ich thun soll."

„So bekennen Sie, mein Fräulein, daß ein junger Mann, Namens Eticho von St., Ihnen bis vor Kurzem sehr — sehr werth gewesen ist!"

Die Dame erhob sich plötzlich aus ihrer bequemen Lage, und, ihr Hündchen von sich schiebend, saß sie aufrecht da und sah den Gast durchdringend an. „Es giebt Fragen, mein Herr," sagte sie, „auf die man als Antwort dem Frager die Thür weist! Ich weiß nicht, was mich abhält, mit Ihnen so zu verfahren. Sie scheinen ein absonderlicher Mann zu sein, der die Leute auch zu absonderlichem Handeln zu veranlassen weiß. Nun gut — Ihre Frage ist so gestellt, daß ich daraus ersehe, wie ich nichts mehr zu bekennen habe, da Sie in die Sache eingeweiht sind. Ich thue aber mehr; denn ich gestehe, daß mir Eticho noch immer werth ist, daß er mir werth bleiben könnte, wenn sein Betragen klüger wäre, wenn er sich selbst mehr zu bewahren wüßte! Es ist ein trotzköpfiger Knabe, der noch lange zu laufen haben wird, bis die Welt ihn Besonnenheit lehrt. Also der hat Sie hergeschickt?"

„Keineswegs! Er weiß gar nicht, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu besuchen, und er hat mit mir nie ein Wort über Sie gesprochen. Aber in seinen Fieberphantasien hat er Ihren Namen öfter verlauten lassen — er ist krank, sehr krank."

„Herr Gott!" rief sie erschreckt. „Meinen Namen? Im Fieber? Daß er nur nicht —! Also krank ist er? Das thut mir leid, sehr leid!"

„Und zwar ist es ein Seelenleiden, das ihn mehr

peinigt als die körperliche Krankheit. Diese innere Qual hat ihm die Stunde gebracht, da er von Ihnen Abschied nehmen wollte, und zwar durch den Einblick in einen Brief —"

„Das also ist's? Aber ich begreife nicht, was ihn so erschrecken konnte? Ja, es ist richtig, er kam zu mir, er war ganz artig und manierlich, und ich wollte ihm alle Dummheiten vergeben — da sieht er auf dem Tische einen Brief liegen, nimmt ihn bei seiner erwachenden Eifersucht in die Hand, liest ihn, stellt mir Fragen, die ich ihm ehrlich beantworte — eigentlich hätte ich es nicht gedurft; ich that es, um ihn zu beruhigen und einen Auftritt zu vermeiden. Aber nun ging es erst recht los. Wie ein Wahnsinniger läuft er davon, und ich habe ihn seitdem nicht wieder zu Gesicht bekommen!"

„Es war nicht Eifersucht, was ihn vertrieben hat," entgegnete Hartmut eindringlich. „Der Brief war von der Hand Ihres Vaters, Fräulein Cadoro — Ihres Vaters, nicht wahr? Und dieser Vater —"

„Herr Doctor!" rief Nanny sehr ernst, „es geht zu weit! Es sollte nicht sein! Ich habe nicht erwartet, jemals mit irgendeinem darüber zu sprechen, am wenigsten mit jemand, den ich zum ersten mal sehe. Aber, da Sie denn doch hinter das Geheimniß gekommen sind, nun — Gott straf' mich! — so mag's denn sein. Ich bin wild aufgewachsen, beim Theater, ohne alle Erziehung. Meine Mutter war, was ich bin, nur weichmüthiger und nicht so klug. Sie starb sehr früh. Ich wurde erhalten, ich wußte nicht von wem, und fragte nicht danach; aber die Mittel für mich liefen regelmäßig ein. Wer mein Vater sei, erfuhr ich mit den Jahren denn auch, zugleich mit der Weisung, daß ich

mich ihm niemals nähern dürfe. Der Zufall führte uns doch zusammen, und seitdem sendet er mir mein Jahrgehalt eigenhändig. Woher ich stamme, ist mir ganz gleichgiltig, und wer sich so in Geheimniß gegen mich gehüllt hat, an den werde ich mich schließlich nicht drängen, selbst auf sein Jahrgehalt könnte ich verzichten. Daß der Freiherr von R. mein Vater ist, macht mich nicht höher und nicht niedriger, als ich bin, und ich begreife nicht, was Eticho so thöricht erschrecken konnte, als er aus dem Briefe das Geheimniß erfuhr."

„Und haben Sie sich niemals über die Familie Etichos näher erkundigt?" fragte Hartmut weiter.

„Nein, sie war mir gleichgiltig. Ich frage niemals nach Familienbeziehungen; ich bin selbst nicht aus einer Familie gekommen, bin nicht an dergleichen Zustände gewöhnt, und frage nichts danach. Ihnen aber sage ich, obgleich ich Sie vor Wuth und Bosheit mißhandeln möchte, daß Sie mich zwingen, zu reden, was ich nie gewollt hätte — Ihnen sage ich, daß ich von Eticho so gut wie gar nichts weiß, da es überhaupt nicht gut ist, viel um die Leute zu fragen; daß ich ihn nur als den Eticho kenne, der mir manche harte Stunde bereitet hat, auf die ich nicht gefaßt war; daß ich mich gehütet habe, mit irgend jemand über ihn zu sprechen; und endlich, daß ich nicht glaube, daß sonst jemand erfahren hat, wie wir zueinander gestanden haben. Genügt Ihnen das? Aber jetzt — bloße Neugierde ist's bei Ihnen nicht — weshalb, um aller Heiligen willen, muß ich alle diese Bekenntnisse thun?"

„Ach, mein armes Fräulein," entgegnete Harmut bewegt, „um selbst etwas recht Trauriges zu erfahren, was Ihnen

nicht erspart werden kann. Es ist Ihnen also unbekannt, daß Eticho nicht der Neffe des Freiherrn ist, wofür er gilt, sondern daß er des Freiherrn Sohn ist!"

Ein Zucken durch Nannys Züge verkündete den Eindruck eines plötzlichen Schauders vor etwas, das sie noch nicht ganz begriff. Sie sah den Sprecher starr an, angstvoll, als hoffte sie, er werde etwas entwirren, ausgleichen, ablenken, was sie mit Angst vor sich aufsteigen sah. Da er nicht sprach, begann sie selbst: „Eticho — sein Sohn? Dann — dann wären wir —"

„Geschwister!" ergänzte Hartmut leise und innerlich ergriffen.

Nanny aber that einen kreischenden, halb erdrückten Aufschrei, schlug die Hände vor das Gesicht, und warf sich, um ihr Antlitz ganz zu verbergen, in die Kissen des Sophas. Hartmut stand auf, und trat schweigend an das Fenster, um ihr Zeit zu lassen. Nach einer Weile vernahm er ein stöhnendes Athmen, er wendete sich, und im Pflichtgefühl des Arztes trat er näher. Nanny aber fuhr auf, erblaßt und mit entstellten Zügen. „Gehen Sie!" rief sie mit erstickter Stimmer. „Um Gottes willen, gehen Sie!"

„Es ist nicht diese Eröffnung allein, um derentwillen ich zu Ihnen gekommen bin," begann Hartmut zögernd noch einmal. „Ein schweres Unglück, das durch die Entdeckung des Geheimnisses herandroht, kann durch Ihre Fassung und Hilfe abgewendet werden. Diese rufe ich an für Eticho —"

„Heut nichts mehr!" unterbrach sie ihn, abwehrend. „Ich will Sie noch einmal sprechen — ich muß ja! Nur jetzt nicht — heut nicht!"

Hartmut begriff, daß sie seine Gegenwart nicht länger

ertragen konnte, daß sie allein sein wollte, und verabschiedete sich schweigend, nachdem er die Angabe seiner Wohnung auf die Karte geschrieben hatte.

Draußen athmete er tief auf. Jetzt erst hatte er eine bestimmte Uebersicht des Zusammenhanges der trostlosen Ereignisse gewonnen, aus welchen sich Etichos Entdeckung auch für ihn als Thatsache herausstellte. Er bemitleidete auch Nanny, die nach seiner Annahme besser sein mochte, als sie sich im Leben gab. Ob er freilich in ihr eine Helferin zur Heilung Etichos gewinnen würde, stand dahin, da sie selbst der Hilfe vielleicht bedürfen würde. War er doch bei seinen Untersuchungen über manches anders belehrt worden, was nun auch eine Veränderung seiner Vorsätze nöthig machte. Er hatte auch dem Freiherrn einen Besuch zugedacht. Für seine Untersuchungen konnte derselbe jetzt nichts mehr beitragen. Aber der Freiherr, als Vater, mußte erfahren, wie es um seinen Sohn stand; mußte wissen, daß Eticho nicht nach Paris gereist, sondern erkrankt sei; durfte auch über die Ursachen nicht im Unklaren gelassen werden. Nach dem, was er über den Charakter des Mannes vernommen, bedurfte es keiner sonderlichen Schonung gegen ihn. Aber Hartmut war dieser tastenden Gespräche müde und begrüßte den Drang der Geschäfte, der ihn bei seiner ärztlichen Thätigkeit den nächsten Tag in Anspruch nahm. Endlich faßte er einen Entschluß. Zu jenem Briefe Eticho's an Axel Lindquist schrieb er einige erklärende und vervollständigende Zeilen, mit der Anfrage, was der Oheim über seinen Neffen beschließe, adressirte das Schriftstück an den Freiherrn, und gab es auf die Post. Denn Eticho's Brief enthielt in Kürze alles, was hier in der Erzählung

langsamer zu Tage getreten ist, und überdies hatte der Schreiber kaum einen Schatten des Vorwurfs auf den Freiherrn fallen lassen.

Schon am anderen Morgen, da Hartmut nur eben aufgestanden war, ließ sich der Freiherr bei ihm melden. Eine hochgewachsene, rüstige Gestalt, Bart und Haar noch blond und wohlgepflegt, die Gesichtszüge etwas verwittert, aber markig und entschieden, die Haltung vornehm — so trat der Gast in das Zimmer. Trotz der diplomatischen Kühle, mit welcher derselbe auftrat, war Hartmut doch auf etwas innerlich Ergreifendes gefaßt. Wie sehr aber erstaunte er, als der Freiherr folgendermaßen begann: „Ein Zufall hat Sie in meine persönlichen Verhältnisse blicken lassen, Herr Doctor, und ich denke mit Ihnen darüber zu sprechen. Die Unvorsichtigkeit Etichos hat eine Verwirrung hervorgerufen, die nun nicht zu ändern ist. Aber er soll nicht wissen, daß ich etwas davon erfahren habe; ich muß ganz aus dem Spiele bleiben. Sagen Sie ihm, er soll abreisen, unverzüglich! Er soll nach Paris gehen, wie es mein Wille war, soll dort vergessen lernen."

„Aber er ist leidend!" warf Hartmut ein. „Er kann jetzt nicht reisen, und könnte er es, so dürfte man ihn nicht sich selbst überlassen."

„So muß ein Begleiter für ihn gesucht werden," entgegnete der Baron mit Ruhe. „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie sich nach einem zuverlässigen Menschen umsehen wollten. Ich in meiner Stellung kann das nicht. Jedes Aufsehen muß vermieden werden. Schon deßhalb soll Eticho sobald als möglich fort. Der exaltirte Ton seines Briefes zeigt mir, daß er in seiner Unbesonnenheit fähig

wäre, den Fall der Oeffentlichkeit preiszugeben. Machen wir uns das klar — Sie sind nun doch einmal im Geheimniß! Gesetzt, die Sache bliebe nicht geheim, und ein Staatsanwalt bemächtigte sich ihrer, so käme sie vor das Gericht der Geschworenen. Jedenfalls würden die beiden jungen Leute freigesprochen, da sie, unbekannt mit ihrer Abkunft, ohne Wissen und Willen gegen das Gesetz gehandelt haben. Aber — wer wird es denn zu einem so abgeschmackten Lärm kommen lassen! Was ich in meiner Stellung vermag, soll angewendet werden, um neue Thorheiten zu vermeiden. Weiß außer Ihnen jemand um die Geschichte?"

Hartmut fühlte sich eiskalt berührt. „Da ich," begann er, „den Brief an den jungen Schweden unterschlagen habe, vermuthe ich, daß außer den beiden Unglücklichen und mir Niemand darum weiß."

„Um so besser!" entgegnete der Freiherr. „Der Brief existirt nun auch nicht mehr. Sie aber, Herr Doctor, als Mitwisser, werden — rechnen Sie ganz auf mich! Sie haben mir, alles in allem, doch einen Dienst geleistet, und ich muß sogar noch auf Ihre Hilfe und Güte rechnen. Ich bin zu jedem Gegendienst bereit. Reden Sie — ganz offen — was kann ich für Sie thun? Verlangen Sie —!" Der Freiherr führte seine Hand langsam nach der Brusttasche und sah den Arzt fragend an.

Hartmut fühlte, wie ihm die Röthe des Unwillens in's Gesicht stieg. „Herr Baron!" rief er, „Sie vergessen — daß Sie in meinem Hause sind!"

Der Freiherr ließ die Blicke kurz umherschweifen, und kam zu der Annahme, daß der Arzt selbst ein wohlhabender Mann sein möge, und man ihm mit gewissen Anerbietungen

nicht kommen dürfe. „Aber, lieber Herr Doctor," entgegnete er mit verändertem Wesen, „mißverstehen wir uns doch nicht! Ich verlange nur Ihr Wort, Ihr Ehrenwort, daß sie das Geheimniß, welches ich gewahrt wünsche, Ihrerseits streng aufrecht erhalten!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ja! — obgleich es dessen nicht bedürfte. Denn der Fall ist der Art, daß man ihn geheimhalten wird, wenn man eine innere Theilnahme für die Unglücklichen gewonnen hat."

„Nun gut! Ganz vortrefflich!" rief der Freiherr im Tone der Beruhigung, indem er einen Brief aus der Tasche zog. „Da Sie sich," fuhr er fort, „aus Theilnahme für Eticho doch noch der Sache annehmen wollen, so bitte ich Sie, dem jungen Manne dies zu übermitteln. Ich schärfe ihm darin mit einigen Zeilen noch die nöthigsten Verhaltungsmaßregeln ein. Vor allem soll er abreisen, unverzüglich! Erlaubte es meine Zeit, so würde ich selbst mich aufmachen, um ihn weiter zu schaffen. Aber ich bin für morgen und die nächsten Tage an die allerhöchste Person gebunden — zu einem Ausflug — meine Stellung zwingt mich, auf Sie zu rechnen. Helfen Sie dem jungen Manne zur Abreise! In acht Tagen spätestens erwarte ich einen Brief von ihm aus Paris."

Hartmut verneigte sich, da er keine Worte mehr für seinen Gast hatte; der Freiherr aber sah nach der Uhr und nahm seinen Hut. „Und nun, verehrter Herr Doctor," fuhr er, sich verabschiedend, fort, „nehmen Sie die Versicherung, daß ich Ihnen sehr, sehr verpflichtet bleibe! Sie geben mir wohl bald eine Notiz mit der Bestätigung von Etichos Abreise?"

Hartmut war allein in seinem Zimmer und schritt einige Augenblicke in tiefer Erregung auf und nieder. Er fragte sich: Zeigte das, was aus des Freiherrn Betragen, Worten, Mienen sprach, zeigte das den Mangel alles menschlichen und sittlichen Adels, oder war es kluge Selbstbeherrschung des vollendeten Welt- und Hofmannes, der es für zweckmäßig hielt, dem Fremden gegenüber nichts von einer innern Betheiligung zu verrathen? Aber keine Welterfahrung und Kunst der Selbstfassung konnte eine solche Kälte erzwingen, so däuchte ihm, und wenn es möglich war, so durfte eine solche Verleugnung des sittlichen Gefühls, auch nur dem Anschein nach, nicht zur Schau getragen werden! Ein verächtliches Lächeln ging durch seine Züge, als er den Brief des Freiherrn an den Sohn vom Tische nahm und in seiner Brusttasche barg. Um so innerlicher erwachte in ihm der Antheil für die beiden Unglücklichen. Er sollte ihn bald zu bethätigen haben.

Zuvörderst, und zwar keine Viertelstunde nach dem Abschiede des Freiherrn, kam ein Brief aus dem Gebirge vom Förster Friedemann. Er bat sich Wäsche und Kleider für seinen Pflegebefohlenen aus, der nun in's Freie müsse, den er aber, bei dem dermaligen Zustande seines Anzuges, kaum aus der Gartenpforte gehen lassen möchte, zumal die Sommergäste aus dem Thale nicht selten bis um sein Haus streiften. „Er ist," so schrieb der Förster, „leidlich wohl, nur klagt meine Frau, daß er nicht genug genießen will. Ein unbequemer Gast ist er nicht, meist still und in sich gekehrt, aber der Teufel trau' ihm! Ich habe ihn gestern vor meinem Gewehrschrank ertappt, obgleich er so schwach ist, daß er eine Büchse kaum heben kann. Der Schlüssel zum Schranke bleibt

seitdem in meiner Tasche, und meine Leute behalten den Patienten im Auge. Vor allem schicken Sie seinen Koffer, der wohlgepackt in seiner bisherigen Stadtwohnung stehen soll. — Nachschrift: Ihr liebes Frauchen war dieser Tage mit dem Kleinen bei uns oben. Hätt' es auch lieber, sie brauchte nicht allein im Walde umherschweifen. Kommen Sie nicht bald einmal?"

Hartmut beeilte sich, das Gewünschte zu besorgen. Er fand wirklich Stichos Gepäck ordentlich beisammen, und ließ es weiter schaffen. Wenn er sich jetzt fragte, weßhalb Sticho bei seiner Flucht vor dem Leben eine so große Summe mit sich geführt, so traf er das Richtige in der Ansicht, daß man bei einem plötzlichen, so verzweifelten Entschlusse einen großen Koffer absichtlich stehen läßt, aber an das Leichtere, wenn auch Werthvollere, was man in der Tasche trägt, am allerwenigsten denkt.

Als der Arzt von Stichos Wohnung aus, um noch einen Krankenbesuch zu machen, einen von Bäumen beschatteten Platz überschritt, auf welchem die geputzte Welt sich Vormittags eine Stunde sehen ließ, erkannte er in einer Gruppe den Freiherrn von R. Herren und Damen begegneten einander, blieben stehen, unterhielten sich und lachten, und der Freiherr zeigte sich als der Munterste in der Gesellschaft. Es war wenige Stunden nach seinem Besuche bei Hartmut! Dieser wendete sich zur Seite, um nicht grüßen zu müssen, und ging vorüber.

Eine ernste Verlegenheit aber wurde ihm einige Tage darauf bereitet. Er erhielt morgens ein zierliches Briefchen, unterzeichnet: „Nanny". „Ich würde Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen, um Ihnen einen Weg zu ersparen," so schrieb

sie, „aber ich kann nicht ausgehen. Seit acht Tagen habe ich mich krank melden lassen für Jedermann, und ich bin's auch; trotzdem fühle ich das Bedürfniß, Sie zu sprechen. Kommen Sie als mein Arzt, ich will keinen Anderen! Könnte es noch heute sein?" Hartmut bezeichnete dem harrenden Boten die Stunde, in der er sich einstellen werde.

In der That hatte Nanny seit dem Gespräch mit Hartmut, wie in den Fesseln einer körperlichen Krankheit, mehrere Tage zu Bett zugebracht. Die kummervolle Entdeckung wirkte hart auf sie, wenn auch in anderer Weise als auf Eticho. Ihre Gemüthsart war nicht tief angelegt; ihr bisheriges Leben hatte sie noch mehr verflacht und über ernste Dinge sehr leichtfertig denken gelehrt. Aber Eticho war ihr eine Zeit lang wichtiger gewesen als Andere, und das neue Verhältniß, in das sie zu ihm rückte, erweckte ihr zugleich eine neue, freilich trostlos getrübte Zuneigung zu ihm. Aber wenn Eticho nur im Tode ein Ende seiner Verzweiflung sehen wollte, so fühlte sie das Bedürfniß, das Schreckliche von sich abzuschütteln, es auch ihn vergessen zu machen, sich durch Trost- und Milderungsgründe zu überreden, daß die Schuld nicht so groß sei. Da ihr das nicht in der Weise gelang, wie sie wünschte, und sie sich Niemand anvertrauen konnte, gerieth sie in einen Zustand ruheloser Angst und Rathlosigkeit, der sie auch äußerlich wie in einem Taumel umhergehen machte. Da sie sich krank gemeldet hatte, empfing sie den Besuch des Theaterarztes, dem gegenüber sie sich Zwang anthat, und dessen leichte Mittel gegen Ueberreizung der Nerven sie unbeachtet ließ. Sie hätte den Vermittler der Entdeckung, die sie quälte, längst sprechen mögen, und doch zögerte sie, ihn zu sich zu rufen. Ingrimm

und Haß gegen ihn tauchten zeitweise in ihr auf, daß er ihr diese Unruhe bereitet hatte, und wieder war er der Einzige, mit dem sie sich über das, was jetzt wie ein Bann über ihr lag, sich unterreden, der Einzige, der ihr Auskunft über Eticho geben, ein Gespräch mit ihm vermitteln konnte. So mußte die Scheu vor dem Manne, der zwischen ihr und Eticho stand, überwunden werden, und als Hilfeflehende wendete sie sich an den halb Unbekannten.

Hartmut fand sie, da er eintrat, in ruheloser Erwartung im Zimmer auf- und niederschreiten; denn sein Besuch hatte sich durch Berufsgeschäfte etwas verzögert. Sie war blaß und trug, gegen ihre sonstigen prunkvollen Gewohnheiten, einen schwarzen Anzug, der fast wie ein Trauerkleid aussah. „Kommen Sie endlich!" rief sie ihm entgegen. „Ich danke Ihnen!" Aber, um jede sonstige Erörterung abzuschneiden, fuhr sie schnell fort: „Ich habe jetzt nur Eins mit Ihnen zu sprechen. Wo ist Eticho? Ich will zu ihm. Sagen Sie mir, wo er ist!"

„Ich bedauere, Ihnen darin nicht willfahren zu können," entgegnete Hartmut. „Der junge Mann ist krank und bedarf der Schonung. Es sind Rücksichten auf seinen Zustand zu nehmen —"

„Und auf meinen Zustand etwa nicht?" unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. „Soll ich nicht die gleichen Rücksichten beanspruchen? Die Rücksicht, die ich verlange, ist nur die, daß man mich jetzt zu ihm lasse. Ist er krank, so will ich an seinem Lager sein und ihn pflegen, wie es mir gebührt!"

„Fräulein Cadoro," entgegnete er, „ich rufe Ihre Welt- und Lebensklugheit an, sich zu fassen. Fragen Sie sich selbst,

ob Sie in dieser Stimmung eine geeignete Pflegerin für ihn sein können? Er ist der schwerer Leidende —"

„Ich sage Ihnen, ich werde verrückt, wenn ich hier bleiben muß!" fuhr sie auf. „Soll ich die Besinnung und Fassung, die Sie verlangen, wiedergewinnen, so muß ich mich erst mit ihm erklären, so muß ich wissen, wie er das Niederschlagende trägt. Er wird auch wollen, daß ich komme!"

„Wer weiß? Und — ich glaube es kaum!" warf Hartmut ein. „Auch ich war der Ansicht, daß ich Sie noch würde zu Hilfe rufen müssen; jetzt bin ich dieser Ansicht nicht mehr. Es könnte bei ihm eine Erschütterung geben — Sie wissen nicht, wie es um ihn steht!"

„So lassen Sie's mich endlich wissen! Erschütterung wird es für ihn, wird es für mich geben, und doch weiß ich, daß ich nur dadurch zur Ruhe kommen kann, und ihm hoffentlich Ruhe geben werde."

„Das letzte schwerlich! Sie, Fräulein Cadoro, stehen dem Leben ganz anders gegenüber; Sie sind ihm in Jahren voraus, was bei einer Frau von um so größerer Bedeutung für die geistige Reife ist; Sie kennen schwierigere Verhältnisse der Welt, und haben sie überwinden und beherrschen gelernt. Die Beruhigung, welche Sie sich — wenn auch nur äußerlich scheinbar erringen können, ist für ihn nicht so leicht zu gewinnen."

„Das ist's ja eben!" rief sie mit bewegterm Tone. „Er hat noch nichts erlebt, wie muß dieses Erlebniß auf sein Gemüth wirken! Ich kenne ihn. Er ist zartfühlend wie ein Mädchen, wenngleich von hartem Stolze; er ist weich und fügsam, und doch bis zur Gewaltthätigkeit erregbar. Er ist fähig, Hand an sich selbst zu legen, wenn man jetzt

nicht über ihn wacht — Herr des Himmels, und ich wäre schuld daran! Er darf nicht! Er darf nicht! Ich will zu ihm! Ich sage Ihnen, ich will — ich will!" Mit fest geballten Händen stand sie vor dem Arzte, ihrem zornigen Angstgefühl vollen Ausdruck gebend.

Der aber schüttelte ruhig den Kopf und sagte: „Er ist bewacht, gut bewacht, und besser, als Sie ihn bewachen könnten. Von jetzt an sind auch Sie meine Patientin! Ihrem Hausarzte will ich nicht vorgreifen, meine Vorschriften sind anderer Art —"

„Mensch —!" rief sie dazwischen, „nein! Teuflischer Dämon! Kamen Sie zuerst, um mir Einflüsterungen zu machen, die mich vor Entsetzen fast umbringen, um mir dann jede Möglichkeit abzuschneiden, mich von der Qual zu befreien? Wer hilft mir gegen Sie? Wer hilft mir selbst weiter? Es gibt nur einen Weg — der mich aus dieser verzweiflungsvollen Qual retten kann, nur einen — und ich soll ihn nicht gehen! Oh —!" Sie sank zusammen und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Hartmut begrüßte diesen Ausbruch als einen Uebergang zur Ruhe, obgleich seine Lage dabei nicht die angenehmste war. Sie wurde noch unbequemer, da die Stimmung Nannys nach dem ersten Sturm umschlug, und, als ihre Thränen langsamer flossen, sie sich auf ein dringendes, flehentliches Bitten legte, dessen Ende nicht abzusehen war. Nach einem längern zögernden Ueberlegen begann er: „Wohlan, Sie sollen ihn sehen, wenn ich finde, daß er eine Begegnung mit Ihnen ertragen kann. Davon muß ich mich erst überzeugen, und Sie müssen sich einige Tage gedulden. Rüsten Sie sich auf eine Fahrt von mehreren Eisenbahnstunden — ich sage Ihnen

noch nicht, wohin die Reise geht. Entweder ruft ein Brief von mir Sie an das Ziel der Reise, oder ich hole Sie selbst ab."

Durch Hartmuts Besuch fühlte sich Nanny nicht nur nicht getröstet, sondern aufgeregter und ungeduldiger, dazu von Erbitterung aufgestachelt gegen Denjenigen, der ihr verwehrte, was ihr jetzt allein am Herzen lag. Es war ja nicht die vernichtende Wucht des Herzeleids, es war auch nicht blos Mitleid mit Eticho allein; sie hatte mindestens das gleiche, wenn nicht das größere Mitleid mit sich selbst; aber sie erwartete von dem Wiedersehen eine erlösende Kraft, irgend eine Wendung, welche Trost geben, das Herz von dem Unerträglichen, das es peinigte, befreien konnte. Sie hoffte, Eticho zu beruhigen, um auch wieder für die Welt die schöne Nanny sein zu können.

Und wer erwägt, wie sie im Leben heraufgekommen war, wird die Unfähigkeit, die ganze Härte ihrer Lage zu erfassen, wenn nicht entschuldigen, doch erklärlich finden. Aufgewachsen ohne Familie, mitgenommen vom bunten, lügnerischen Flitter des Theaterlebens, den in ihren Umgebungen selten Jemand mit reiner Kunst auszugestalten verstand; als schönes Kind verhätschelt und mißbraucht, als fremdes Kind hin- und hergestoßen und verwahrlost, als überzähliges und so gut wie niemandes Kind ohne Erziehung, ohne Unterweisung: so waren ihre frühen Jugendjahre hingegangen. Sie wuchs heran, sie begann sich zu fühlen, und lernte mit schlauer Berechnung Andere ihrem Willen gefügig zu machen. Sie kannte nichts von den Anforderungen und Gesetzen, die außerhalb des Kreises galten, in dem sie erwachsen war; eines Kreises, in welchen auch die große Welt nicht eben die Ver-

treter der Bildung, des sittlichen Ernstes, der bürgerlich strengern Lebensauffassung und Führung sendete. Was sie von der großen Welt kennen lernte, zeigte ihr immer nur den ebenso flachen und nichtigen, meist den verderbteren Standpunkt ihres eigenen Kreises. Sie erlebte bald manches, was ihre ganze Kraft und Klugheit herausforderte. Es witzigte und verfeinerte nur ihren Verstand, es konnte ihr Gemüth nicht bilden noch vertiefen; sie aber lernte höhnisch lachen über die Dummheit Anderer, die ihnen zum beklagenswerthen Schaden gedieh. Und doch war Nanny, wie sie selbst von sich behaupten konnte, gutmüthiger, als die Leute meinten, wie das bei sinnlich heißblütigen Naturen, deren Moral sonst als verloren erachtet wird, nicht selten zu finden ist. Auch war ihr Herz wirklichen Zuneigungen noch nicht verschlossen; nur mußte von ihr nicht mehr verlangt werden, als sie geben konnte, oder ihr Flattersinn geben wollte, oder auch ihren selbstsüchtigen Wünschen bequem war. Die Neigung zu Eticho hatte sie überrascht, sie wußte nicht, wie es gekommen. Er näherte sich ihr nicht, und sie, die oft lange um ihre Gunst werben ließ, warb jetzt selbst durch leises Wirken, bis er in ihren Armen lag, und auch er wußte nicht, wie es gekommen. Wie es gekommen? Traurige Fragen aller Verblendeten oder vor Leidenschaft Blinden, wenn sie mit Schauder erkennen, was geschehen und gekommen! — Aber auf eine große Leidenschaft des vom Leben noch Unerprobten war Nanny nicht gefaßt. Die Stürme, die im Gefolge derselben kamen, machten ihr zu schaffen, obgleich sie daran, als an etwas ihr Neuem und Ueberraschendem, lebhafteren Antheil nahm, als sie sich zugetraut. Aber beherrschen durfte sie sich nicht lassen, sie wußte in

andere Bahn abzulenken und den Traumwandler selbst zum Erwachen zu bringen. Ihre Zuneigung behielt er immer.

Und jetzt, da ihr so viel gelungen, sollte sie nicht hoffen, ihn noch einmal zu beruhigen? Eine Schuld, die ihr nur im ersten Augenblick der Entdeckung so schrecklich erschienen, auch in seiner Auffassung zu mildern? Und wenn Eticho dann nur ruhig und wieder vernünftig war, dann konnte sie, die arme Nanny, ja auch wieder leidlich beruhigt und nach wie vor auch die schöne Nanny sein. Es war mit einer Art von Selbstverhätschelung, daß sie sich dies als möglich ersann und ausmalte. Und darum wollte und mußte sie zu ihm gelangen. Heftiger erwachte in ihr der erbitterte Groll gegen den Eindringling, der sich zwischen sie und Eticho stellte. Sie traute seinem Versprechen nicht; sie wollte sich seinen Anordnungen und Bedingungen nicht fügen. Er hatte kein Recht, so eigenmächtig einzugreifen. Sie sann und sann, wie sie hinter seinem Rücken, und gegen seine Bedingungen, ihren Willen durchsetzen könne, und es gesellte sich dazu die brennende Begier, den Besonnenen und Vorsichtigen dennoch zu überlisten. Sie sann und sann — plötzlich kam ihr ein Gedanke, ein Plan, eine Aussicht! Aber es war noch heller Tag, sie brauchte die Dunkelheit zur Ausführung ihres Vorhabens. Stunden der Ungeduld vergingen, doch schon in etwas gemildert durch die Hoffnung auf ein Gelingen. Der Abend kam, sie kleidete sich unscheinbar in Schwarz, zog einen dichten Schleier über ihr Gesicht, und eilte aus dem Hause, um sich in den dunkeln Straßen zu verlieren. —

Auch auf den Tannenwäldern, den Felsenrücken und Schneegipfeln des Hochgebirges lag um diese Stunde Dunkelheit, und aus der Nacht der Thäler schimmerten die Herd-

feuer in den Hütten nur wie verlorene Funken aus der Ferne. Dort über den Straßen und Dächern der Stadt lagerte dunstige Schwüle, hier wehte die Nacht balsamischen Hauch der Erquickung, und wessen Herz aufzuathmen begehrte, der mochte den frischen Strom der Luft in sich trinken. Er kann nicht völlig heilen, was im Innern todeswund ist, aber er kann läutern und stillen, und wem im Herzen, auch unbewußt, die Sehnsucht blieb, von Sorgen zu genesen, der mag sich ihm vertrauen.

Wir leben nicht mehr in den Anschauungen, von welchen vor hundert Jahren unsere Dichter ausgingen, um uns ein auf keine Lebenskenntniß gegründetes Traumbild über das Landleben, über den Menschen in der Natur, vorzugaukeln. Wenn wir lesen, was Haller von seinen Bewohnern der Alpen singt, im Gegensatz zu den Städtern, bei denen die Tugend durch Verleumdung, Haß und Spott beschimpft wird, und der giftgeschwollene Neid des Nachbarn Gut verzehrt; wogegen draußen in den Hütten der Laster schwarze Brut ihren Sitz noch nicht aufgeschlagen hat, kein Wahn, kein innerer Feind, kein Wurm des Gewissens, keine späte Reue lebt, wo holde Eintracht, Friede und Tugend herrschen — wenn wir das heutzutage lesen, so wundern wir uns nur, daß die Menschen damals harmlos genug waren, dergleichen nicht ernstlich zu bestreiten. Mochte man es nicht anders wissen wollen, oder wirklich nicht wissen, uns darf man es nicht mehr weismachen. Denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß Tugenden und Laster ziemlich gleich vertheilt sind, und im Palast wie in der Hütte die gleichen Leidenschaften hausen. Nur in der Form treten sie verschieden auf. Das Kulturleben aber, wie viel auch getrübt von

störenden Einflüssen, weist immer einen vertiefteren, sittlichen Inhalt auf, und auch wo die Menschen in großen Städten wagend, strebend und ringend beisammen wohnen, werden sie zum Guten besser erzogen als draußen, wo die moralische Kraft nicht geschult ist, die Leidenschaften zu mildern. Es ist mehr Unschuld und Herzensreinheit in großen Städten zu finden als im kleineren Gemeinwesen. Je enger der Verband der Menschen, desto mächtiger werden die unlautern Triebe. Und so läßt der Kulturmensch die umgebende Natur, die dem Landmann nur Mittel zum Zweck ist, in ihrer Macht und Schönheit reiner auf sich wirken; auch wenn die Nacht chaotisch alles in Dunkelheit hüllt, strömt ihm inneres Leben aus der Ruhe, und er hofft, daß jene dunkeln Umrisse sich ihm morgen mit neuem Licht verklären werden.

Im Försterhause wurde die Lampe in ein sauberes Zimmer, nach der Waldseite hinaus, getragen; dann ging die Hausfrau vor die Thür, wo der Förster mit seinem Gaste noch auf der Bank saß. Hier war freie Aussicht, jetzt nur in eine endlose Dämmerung, durchfunkelt von zahllosen Sternen. „Wollen wir nicht jetzt hineingehen?" fragte die Frau. „Ihr habt heut tüchtige Märsche gemacht, und unser Gast wird müde sein. Es ist auch spät, und der Thau feuchtet auf dem Rasen. Ich denke, wir sagen uns Gute Nacht." Der Förster erhob sich, und Eticho folgte, um seinen Gastfreunden die Hand zu reichen, und sich in sein Zimmer zurückzuziehen.

„Es geht doch täglich besser!" sagte die Frau Försterin zu ihrem Gatten, als sie mit ihm allein war. „Den Trübsinn und die Schweigsamkeit abgerechnet, habe ich nun keine

Sorge mehr um ihn. Und er muß recht wohl wieder bei Kräften sein, da Du ihn heute so weit mitgenommen hast."

„Nun," entgegnete der Förster, „es war eben kein beschwerlicher Weg, und zum Ausruhen gab es Gelegenheit. Die Körperkräfte stellen sich wieder ein; durch Kopf und Gemüth aber scheint noch allerlei Ungesundes zu gehen."

„Es war unter Euch doch nicht wieder vom Sterben die Rede?" fragte die Frau betrübt. „Wie solche Gedanken bei einem so jungen Menschen aufkommen können! Es sind eben die Nachwehen der Krankheit. Mir wäre es lieb, wenn der Doctor einmal wiederkäme. Unser Pflegling, glaube ich, wäre jetzt besser unter Leuten, wo es Zersteuung und Anregung gibt, als bei uns im Walde, dessen Einsamkeit er nicht gewohnt ist."

Wenn Frau Friedemann auf Gespräche über das Sterben anspielte, so bezog sich das nur auf einige beiläufige, mit einem Seufzer hingeworfene Worte des Gastes, daß es für ihn besser gewesen wäre, nicht wieder zum Leben zu erwachen; Aeußerungen, die von ihr durch freundliche Vorwürfe entgegnet, und durch längere Einwendungen bekämpft wurden. Daß Eticho mit dem Plane eines freiwilligen Todes umgegangen, ahnte sie nicht. Ihr Gatte hatte eher eine Witterung davon, zumal Hartmut ihm eingeschärft hatte, den Genesenden vor Waffen zu bewahren. Sonst aber wußten die Eheleute nichts über Eticho, nicht weßhalb, nicht wie er in das Gebirge gekommen. Es genügte ihnen, daß man ihn als Kranken aufgefunden.

Der Schienenweg, welcher von der Hauptstadt aus das breitere Hauptthal des Gebirges durchschnitt, berührte diese Gegend nicht unmittelbar. Von einer Station aus hatte

man noch einige Wegstunden auf ansteigender Straße zurückzulegen, zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß, um ein Oertchen zu erreichen, halb Stadt, halb Dorf, mitten in dem von Tannenwäldern umgebenen Seitenthal. Es war zur Freude derer, die hier als Sommergäste Ruhe und reine Luft suchten und fanden, noch kein Kurort, wiewohl die Zahl der Besucher sich mit jedem Jahr mehrte und das Kulturleben sich auch hier auszubreiten anfing.

Das Forsthaus war von hier aus auch noch eine Stunde, und da es eine sehr hohe Lage hatte, für die Aufsteigenden auch wohl weiter entfernt. Die Fenster des Hauses gewährten nur einen beschränkten Blick in die Landschaft, da reichlicher Baumwuchs die Fernen verdeckte. Wenn man aber einige hundert Schritte über ein breites Stück rasigen Waldbodens ging, wo neben den Tannen einige prachtvolle Buchen ihre Zweige ausbreiteten, so hatte man einen schönen Blick über das Thal, die waldigen Bergabhänge, überragt von gewaltigen Bergriesen. Hier fiel der Felsen fast senkrecht ab zu schwindelnder Tiefe, in welcher ein Gebirgsbach schäumend und brausend seine eiskalten Fluthen fortdrängte. Unten lag das Oertchen; der Ausgang des Thales in die größere Verkehrsader des Gebirges war durch Vorsprünge, die der gewundene Wasserlauf umschlängelte, verdeckt. Zum Genuß dieser schönen und großartigen Einsamkeit war unter den Buchen eine aus jungen Stämmen nicht gerade kunstvoll gefügte Bank angelegt, wie denn auch in gleicher Einfachheit ein Geländer als Schutzwehr am Abhange angebracht war.

Auf diesem Platze saß Eticho eines Morgens. Ein Buch lag aufgeschlagen auf seinen Knien, doch las er nicht darin. Seitwärts hinter ihm, auf die Rücklehne der Bank

gebogen, stand Seppl und erzählte ihm von allerhand Gethier aus dem Walde. Aber auch dabei schien Etichos Aufmerksamkeit nicht zu verweilen. Seine Gedanken waren bei einem Briefe, den er vor einigen Wochen geschrieben, über dessen Verbleiben er sich aber keine Rechenschaft geben konnte. Daß er ihn an Axel Lindquist gerichtet, wußte er noch, erinnerlich war ihm auch, daß er den Brief, als er ihn auf der letzten Station im Gebirge hatte absenden wollen, wieder einstecken mußte, da er ihn in der Hast ohne Umschlag gelassen. Einen solchen auf dem einsamen Haltepunkte der Eisenbahn zu erhalten, war unmöglich, und so behielt er ihn bei sich. In seinem damaligen Gemüthszustande war es ihm übrigens gleichgiltig geworden, was daraus würde. Jetzt aber vermißte er diesen Brief, und war halb und halb der Ueberzeugung, daß „der Doctor" ihn unterschlagen haben müsse. Er hatte diesen Doctor Hartmut wenig gekannt; nur durch Axel Lindquist war er in vorübergehende Berührung mit ihm gekommen. Aber erkannt hatte er ihn in einem furchtbaren Augenblicke in der Felsenhöhle, auf den dann wieder eine lange Umnebelung seiner Sinne eintrat. Dann aber im Forsthause sah er den Arzt wieder an seinem Lager stehen und walten, und hörte freundliche und eindringliche Worte von ihm, aus welchen er zu entdecken glaubte, daß Hartmut hinter seine Pläne gekommen. Der Arzt war eine höchste Vertrauensperson im Hause geworden. Täglich hieß es: der Doctor sagt, oder: wenn der Doctor kommt, oder: der Doctor wird darüber ja Auskunft geben. So kam der Doctor auch in Etichos Vorstellung zu einer Art Vermittlerrolle zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Freilich, wie die Zukunft werden solle, wie er werde weiter leben

können, das waren ungelöste Fragen für ihn. Täglich dachte er, es sei doch das Beste, freiwillig aus der Welt zu gehen; aber ihm war's, als müsse er noch irgend etwas abwarten, ein Ereigniß, vielleicht nur den Besuch des Arztes.

Der Gedanke, sich selbst zu tödten, kann von einem Gesunden in der Halbraserei des Gemüthes rasch ausgeführt werden; der von einer Krankheit Genesende aber, selbst wenn der Schmerz ihm noch die Seele umflort, fühlt das langsam wiederkehrende physische Leben zu rein und wohlthätig, als daß der Entschluß, ihm ein Ende zu machen, mit gleicher Entschiedenheit wieder auftreten könnte. Er mag darüber grübeln und brüten, aber je mehr das Blut zu pulsiren beginnt, je mehr wird sich der Todesgedanke abschwächen. Es sei denn, daß ein gewaltiger Anstoß von außen noch einmal die Innerlichkeit aufrüttelte. Ein solcher Anlaß war für Sticho hier in der wohlbehüteten Stille noch nicht gekommen. Zudem fühlte er sich keineswegs so kräftig, als er seine Umgebung glauben machte. Eine schwere Mattigkeit fesselte ihn oft, und wie Dumpfheit lag es vor seinem Geiste, daß er wie im Traume hinausstarrte, ohne etwas wahrzunehmen oder zu denken. So verlor die Vermuthung, daß Hartmut in den Besitz des Briefes an Axel gelangt, und, wenn er ihn gelesen, zum Mitwisser des Geheimnisses geworden, mittlerweile auch ihren aufregenden Stachel. Er hielt Hartmut für einen Ehrenmann, von dem er einen Mißbrauch seines Briefes nicht fürchtete, von dem er sogar irgend eine verständige Verwerthung desselben zu erwarten, ja beinahe zu hoffen anfing. So kam es, daß er der Wiederkehr Hartmuts auch wie der eines stillen Vertrauten entgegensah.

Und so saß er heute, blickte weder in sein Buch noch in die Landschaft, und ließ die Geschichten Seppls unvernommen an seinem Gehör vorübergehen. Plötzlich aber unterbrach sich Seppl, indem er ausrief: „Ei, da kommt ja der Herr Doctor!" Eticho fuhr aus seinem Brüten auf, und wendete sich. Hartmut kam wirklich vom Forsthause hergeschritten, und Eticho ging ihm entgegen. Der Arzt sprach seine Freude aus, den Patienten so gut bei Wege zu sehen, und da er gleich eine ernstere Auseinandersetzung mit ihm erwartete, gab er Seppl einen Wink, sich zu entfernen. Er lenkte die Schritte zu der Bank zurück, indem er sich nur erst einige ärztliche Fragen beantworten ließ. Kaum aber saßen sie beieinander, als Eticho mit einem tief aus der Brust geholten Athemzuge begann: „Haben Sie mit Axel Lindquist gesprochen? Weiß er alles? Denn der Brief an ihn ist doch wohl durch Ihre Hände gegangen?"

„Der Brief ist durch meine Hände gegangen," entgegnete Hartmut mit Ruhe, „und ich habe ihn gelesen. Gelesen in jener Stunde, da ich Sie in der Felsenhöhle fand, um zu erforschen, mit wem und mit was für einer Art von Krankem ich es zu thun bekäme. Ich steckte den Brief zu mir, damit der Inhalt nicht auch zur Kenntniß anderer gelangte. Auch Axel Lindquist sollte nichts erfahren, wenigstens nicht durch mich. Das Geheimniß blieb am besten im engsten Kreise der Betheiligten — zu deren viertem mich der Zufall gemacht hatte. Ich habe Ihren Brief an den Freiherrn von R. gesendet."

„Das haben Sie gethan —?" rief Eticho im Tone des Erstaunens, ja der Bestürzung.

„Der Vater mußte doch wissen, wie es um seinen Sohn

stand und wo er geblieben war! Er konnte immerhin einen Ausweg aus den Irrungen finden. Beruhigen Sie sich nur! Ich habe den Freiherrn gesprochen. Er sieht die Sache als besonnener Mann an und wünscht nicht viel Aufhebens davon zu machen. Diese Zeilen schickt er Ihnen durch mich."

Eticho nahm den Brief seines Vaters, erbrach den Umschlag, zögerte jedoch und steckte ihn ungelesen ein. „Hat der Freiherr auch über seine Tochter gesprochen?" fragte Eticho darauf mit niedergeschlagenen Augen und halber Stimme.

„Nein. Aber ich selbst habe einen Besuch bei Fräulein Cadoro gemacht."

„Sie selbst? Aber sie weiß doch nicht — nicht wahr, sie weiß nicht?"

„Ich konnte es ihr nicht ersparen. Sie weiß, wie sie zu Ihnen steht."

„Die Unselige! Wie nahm sie es auf? Und — warum ließen Sie das beklagenswerthe Weib nicht im Irrthum?"

„Ich wollte die Dame kennen lernen, um zugleich Sie, mein junger Freund, besser kennen zu lernen, und es ist mir beides gelungen, wenn ich gleich in dem Irrthum gewesen, daß es möglich wäre, durch Nannys Hülfe auf Ihre Zustände zu wirken."

„Oh, wie könnte die Jammervolle mir helfen?" rief Eticho tief bewegt. „Wir beide dürfen uns nie mehr begegnen; unsere Wege müssen weit, weit auseinandergehen!"

„Ich bin auch der Ansicht, und es ist mir lieb, daß Sie ein für allemal abschließen," sagte Harmut. „Fräulein Cadoro hat den Wunsch, Sie wiederzusehen, möchte Sie hier aufsuchen —"

„Nein! Nein!“ rief Eticho mit einem Schauder.

„Dann halte ich es für rathsam, daß Sie sich an einen andern Ort begeben. Sie sind nun wieder so weit, um sich etwas zumuthen zu können. Der Freiherr verlangt für Sie eine Reise nach Paris, hofft auf Ihren ersten Brief von dort in acht Tagen —“

Da Eticho den Kopf schüttelte und eine abwehrende Bewegung machte, fuhr Hartmut fort: „Nun wohl! Ich kann Ihnen in diesen Dingen keine Vorschriften machen aber meinen Rath sollten Sie annehmen. Für die nächste Zeit wäre es gut für Sie, das Forsthaus zu verlassen, um einen andern Aufenthalt zu suchen. Und ich wüßte auch Jemand zum Begleiter für Sie. Axel Lindquist —“

Ein Geräusch kam von dem Forsthause her. Ein Wagen aus dem Städtchen war vorgefahren, in welchem eine schwarzgekleidete Dame saß. Sie sprach mit der in der Thür stehenden Frau Försterin und stieg aus. Durch das ungewohnte Stampfen der Pferde aufmerksam gemacht, wendete sich Eticho um, und ein Blick ließ ihn erkennen, was ihn auf das tiefste erschreckte. „Nanny!“ rief er. „Gott bewahre uns voreinander! Sie hat mich ausgespürt!“

„Ist es möglich!“ fuhr Hartmut auf, zwischen Erstaunen und Unwillen, zugleich mit neuen Befürchtungen für die nächste Stunde.

Es war so. Sie hatte es möglich gemacht. Nanny war in Etichos Stadtwohnung gedrungen, um ihre Nachforschungen zu machen. Konnten ihr seine Wirthe nicht sagen, wo er geblieben, so erinnerten sie sich doch der Adresse, unter der sein Gepäck in das Gebirge abgegangen. Ihr Plan war gefaßt. Sie reiste ab, und zwar in demselben

Eisenbahnzuge, welcher den Arzt davonführte, ohne daß dieser ihre Nähe entdeckte. Sie traf am Forsthause später ein als Hartmut, obgleich dieser den Weg zu Fuß gemacht, sogar seine Gattin noch kurz begrüßt hatte; denn ein Wagen, welchen Nanny beanspruchte, stand in dem kleinen Städtchen nicht immer schnell zur Verfügung. Jetzt kam sie eilenden Fußes über den Rasen herbeigeschritten, während Eticho stehen blieb und sich an der Lehne der Bank festhielt. Hartmut ging ihr ein paar Schritte entgegen, sie aber streifte ihn nur mit einem Seitenblicke höhnischen Triumphes, flog an ihm vorüber und auf den Gesuchten zu. „Eticho!" rief sie. „Gott sei Dank, daß Du lebst! Gott sei Dank, daß ich Dich gefunden! Ich mußte kommen — ach, Du scheinst noch recht krank zu sein!" Sie streckte ihm die Hand entgegen, er aber konnte den Druck derselben nicht erwidern und zuckte fast zurück vor ihrer Berührung. Der Arzt machte die Bemerkung, daß, trotz aller Erschütterung, doch in der Fassung und Haltung etwas durchaus Vornehmes in dem Wesen des jungen Mannes lag.

„Eticho!" begann Nanny von neuem, „laß den Mann da weggehen! Was wir beide zu reden haben, schließt die Gegenwart eines Dritten aus."

Hartmut entfernte sich freiwillig. Sie achteten nicht darauf, wohin er ging, und wähnten sich allein. Er aber blieb in der Nähe, und gedeckt durch Gebüsch und den Stamm der Buche, konnte er, wenn nicht jedes ihrer Worte verstehen, doch ihre Bewegungen beobachten.

„Nun rede ein Wort, Eticho!" sagte Nanny. „Sprich, wie Dir zu Muthe ist! Ich will gern auch das Schlimmste von Dir hören."

„Wie mir zu Muthe ist?“ entgegnete er. „Darf ich Dir, darfst Du mir noch ins Auge schauen? Dürfen wir beieinander sitzen, ohne Schauder vor einander zu empfinden? Alle Worte, die wir noch Eins zum Andern reden können, sind verloren! Unser Verbrechen müßte uns verstummen, unsere Schmach uns erblinden machen! O Nanny, warum bist Du noch einmal gekommen? Oder kamst Du, um mit mir zu sterben? Das wäre das Einzige —!“

„Laß Dich nicht gleich zum Aeußersten fortreißen!“ rief Nanny erschreckend und flehend. „Ich fühle unser Unglück so sehr wie Du, und im Augenblick, da ich es erfuhr, meinte ich vergehen zu müssen. Seitdem habe ich es im Innern mit mir durchgesprochen und sehe es nicht mehr so verzweifelt an. Wir kannten einander nicht —“

„Unsere Schuld wird darum nicht ausgelöscht!“

„Ich nehme sie auf mich, Eticho! Die ganze Schuld! Ich war es, die Dir entgegenkam, Dich verlockte! Du hast keine Schuld. Ich spreche Dich frei von jeder Schuld!“

„Du willst mich freisprechen? Ach, arme Nanny!“ sagte Eticho mit einem tieftraurigen Blicke. „Für uns giebt es kein Freisprechen! Ja selbst wenn ein irdischer Richter uns freispräche: die Welt würde es nie vergessen, würde immer mit Fingern auf uns weisen, als auf zwei vom Fluche Gezeichnete! Aber schlimmer noch wird es in uns selbst aussehen. Wie sollen wir leben, mit dem Bewußtsein des Verbrechens im Gewissen? Wohin wir durch die Welt streifen, um ihr und uns selbst zu entfliehen, überall werden wir uns von Blicken und Worten ertappt fühlen, die uns Schauder vor uns selbst erregen! Ueberall werden wir die Kreise der Guten und Reinen fliehen müssen, denn wir wissen,

daß wir nicht mehr zu ihnen gehören, daß wir verfehmt sind in unserm Gewissen! Nanny, es ist ein Fluch über uns, dem wir nicht mehr entgehen!"

„Du siehst es so furchtbar ernst an!" rief Nanny ergriffen und angstvoll. „Du sprichst von Verbrechen — bedenke doch nur —"

„Wär's etwa kein Verbrechen?" rief Eticho. „Gibt es nicht ein Gesetz, welches unser Vergehen auch vor der Welt bestraft? Ja, wenn wir leben wollen, so wär's unsere Pflicht, uns selbst vor dem irdischen Richter anzuklagen, Gefängniß, oder was sonst über uns verhängt wird, zu ertragen!"

Nanny zuckte zusammen, von Grauen ergriffen. „Eticho!" rief sie. „Solch ein Gesetz giebt es? Ein Gericht, daß uns fordern, aburtheilen könnte — öffentlich?"

„Solch ein Gericht giebt es! Um uns her sitzen die Richter, Männer aus allem Volke, hoch und niedrig geboren, und in großem Kreise giebt die Menge auf uns Acht, was wir sagen, gestehen werden, wie das Urtheil lauten wird —"

„Nein! Nein! Erbarme Dich, Eticho!"

„Es ist möglich, daß die Richter milde sind, da wir nicht wußten, wie wir zueinander standen. Aber auch wenn sie uns ungestraft gehen hießen, wir blieben doch vor den Augen der Welt die Verbrecher, wir blieben es vor unserm eigenem Gewissen."

„Nur nicht öffentlich! Nur nicht vor den Leuten!" rief Nanny, ringend unter dem Eindruck seiner Rede.

Wir würden ebenso elend, vielleicht noch elender sein," fuhr er fort, „wenn wir's verschwiegen. Wir haben nur

die Wahl zwischen einer offenen Selbstanklage oder einem freiwilligen Tode."

Nanny sprang auf. „Nein!" rief sie. „Nichts von öffentlichem Gericht! Lieber sterben! Sag einen schnellen, leichten Tod, und ich will —" Aber sie bereute schon ihr Wort, da sie es kaum ausgesprochen, und schlug mit der Hand auf die Brust, als wollte sie es haschen und zurücknehmen.

Eticho aber ergriff ihre Hand und rief: „Denkst Du so? Dann komm!" Er riß die bebend Widerstrebende bis an den Rand des Felsens, faßte das Geländer, und mit ungewöhnlichem Erfolg wiedererwachender Kraft brach er es nieder. „Hast Du Muth, den Sprung mit mir zu wagen?" fuhr er mit funkelnden Augen fort. „Dieser Abgrund giebt uns, was wir suchen. Der Bergstrom in der Tiefe nimmt die Zerschmetterten in seinen Wellen auf. Ich zwinge Dich nicht, ich überrede Dich nicht. Aber willst Du's aus eigenem Antrieb, so komm!"

„Nein! Nein!" schrie Nanny außer sich. „Ich kann nicht sterben! Ich will's nicht! Hilfe! Hilfe!" Sie riß sich von ihm los, und hatte kein Aufgebot von Kraft dazu nöthig. Denn er warf ihre Hand gleichsam zurück, wendete sich von ihr, und stand allein am Rande des Abgrundes. Schon aber fühlte er seine Hand von einer andern erfaßt, die ihn langsam zurückzog.

Hartmut war herbeigekommen. An ihn hatte Nanny ihren Hilferuf gerichtet; auf ihn stürzte sie zu, um sich an ihn wie an einen Retter anzuklammern. Aber weniger bedenklich um ihretwillen, wendete der Arzt sich an den mehr Gefährdeten von beiden. Er faßte Eticho unter den Arm und führte ihn, der aus einem Taumel plötzlich zum Be-

wußtsein kam, langsam zur Bank zurück. Dann winkte er Nanny herbei, die erschöpft und noch sprachlos neben ihm Platz nahm. So saß der Arzt zwischen den Kindern des Freiherrn und ließ ihnen einige Augenblicke Zeit, sich zu sammeln. Auch er mußte eine richtige Fassung suchen für das, was etwa zu sagen war. Denn mit gewöhnlichem Trost, mit Mahnungen, mit Allgemeinheiten war nichts anzufangen.

„Wir sollten doch versuchen, weiter zu leben!“ begann er nach einer Weile mit möglichster Gelassenheit. „Nicht nebeneinander zu leben, aber jedes in seiner Weise, wenn auch auf getrennten Wegen. Es ist zu spät, jetzt noch den Tod mit Absicht herauszufordern. Wenn in dem Augenblicke, da sich Euch eine erschütternde Thatsache entdeckte, wenn Ihr da in wahnsinniger Hast mit Gift oder Waffen Hand an Euch gelegt hättet, so würde das den meisten nicht verwunderlich erschienen sein. So endet ein Roman. Es wird auch viele geben, die da meinen, er müsse so enden. Da es aber glücklicherweise nicht geschehen ist, so ist es zu spät, wiederhole ich, so darf er nicht mehr so enden! Zumal nicht beide Theile in gleicher Weise entschlossen sind. Nanny ist im Recht, wenn sie den Willen hat, zu leben, und so hat Ticho die Pflicht, zu leben. Entweder Ihr starbet beide gleich, oder Ihr lebet beide, bis der Tod jedem auf seinem Wege die Hand auf's Herz legt. Euch bleibt jetzt die schwierigere Aufgabe, welche Euere ganze Kraft herausfordert: nicht zu vergessen, aber Euer inneres Leben zu ordnen, mit Euch selbst zurechtzukommen, weder einander, noch Euch selbst eine größere Schuld zuzumessen, als ein billig und gerecht Denkender Euch zuschreiben wird. Wo liegt sie, und wer

trägt die Schuld? Doch nicht Ihr allein? Wer immer der Schuldigere wäre, ziehet ihn nicht zur Verantwortung! Leichtsinn, Verblendung und Leidenschaft hatten ein Netz um Euch gesponnen, dasselbe Netz, welches diese Mächte schon viel tausendmal seit Jahrtausenden über die Sterblichen geworfen. Es sind immer dieselben Fäden, die seit Urzeiten gesponnen wurden und sich wohl weiter spinnen werden, solange es Sterbliche giebt. Davon wendet Euere Gedanken ab! Das Schicksal ist um so gnädiger, je mehr der Mensch den Willen zeigt, sich zu befreien von dem, was ihn erdrücken wollte."

Nanny hörte schweigend zu. Sie fühlte sich getröstet; sie kam innerlich zu sich selbst, ihr Gehör sog die Worte des Arztes wie einen beruhigenden, erlösenden Trank ein. Eticho aber hatte den Brief seines Vaters hervorgezogen und entfaltet, und blickte hinein, als Hartmut schwieg. „Mir liegt es wie Nebel vor den Augen," sagte er. „Lesen Sie! Lesen Sie laut!"

Hartmut nahm das Papier. „Der Freiherr ist ein besonnener, praktisch denkender Mann," sagte er. „Hören wir, was er schreibt!" Der Brief trug keine Anrede und zeigte als Unterschrift nur einen gekräuselten Federzug. Der Freiherr schrieb an seinen Sohn: „Es ist mir mitgetheilt worden, daß ein Unwohlsein Dich gehindert hat, Deine größere Reise, wie ich gewünscht, gleich anzutreten, und auch die Veranlassung habe ich erfahren, die Dir eine Gemüthsbewegung und damit vielleicht die körperliche Nervosität zugezogen hat. Ich bekenne, daß es mir recht fatal ist, Deiner Thorheit nicht vorgebeugt zu haben durch die Hinweisung auf eine bestimmte Person, für welche ich bisher

ähnliche Verpflichtungen übernommen habe wie für Dich. Doch wer konnte ahnen, daß Du gerade nach dieser Seite hin Dich verirren würdest! Du bist dabei Entdeckungen auf die Spur gekommen, die Du tragischer zu nehmen scheinst, als ich wünsche und es nöthig ist. Laß geschehen sein, was nun einmal nicht mehr ungeschehen zu machen ist! Gieb Dich nicht exaltirten Stimmungen und Vorsätzen hin, sondern suche Eindrücke los zu werden, die, je länger man ihnen Raum verstattet, desto ungünstiger wirken. Suche Dir Zerstreuung! Dazu ist Paris der geeignete Ort. Ich werde Dir die Mittel nicht versagen, die Du zu Distractionen mancher Art brauchst und die Demjenigen wohl anstehen, der sich zum Weltmann bilden soll. Du darfst ohne Einschränkung auf mich rechnen. Auch die Person, deren Schicksal Dir, wie ich vernehme, sehr nahe geht, wird wie bisher ungeschmälert bedacht werden, obgleich —"

Hartmut stockte und zögerte weiter zu lesen. Er beklagte, daß der Brief überhaupt zur Lesung gekommen war.

„Nun? Obgleich —?" rief Nanny, den Vorleser scharf und gespannt anblickend.

Hartmut war in Verlegenheit. „Lassen wir das übrige!" sagte er, indem er das Papier zusammenfaltete.

„Halt!" rief Nanny. Mit raschem Griff hatte sie ihm den Brief entrissen. „Sehen wir doch dieses «obgleich» näher an! Obgleich" — fuhr sie zu lesen fort — „obgleich Wohlthaten an Sie nur verschwendet sind. Denn sie versteht die Kunst, sich selbst zu helfen, nur zu gut! Du aber sollst aus Deiner Erinnerung verbannen, was Du zu verachten hast —" „Ha! das schreibt ein Vater!" rief Nanny, indem

sie das Papier zornig zusammenballte und von sich warf. Der Arzt hob es vom Boden auf und steckte es ein. Sie aber, zu leidenschaftlicher Gluth aufflammend, fuhr fort: „Nur Verachtung hat er für Diejenige, um die er sich niemals gekümmert, die er nur mit Geld abgefunden, die nicht anders werden konnte in den Kreisen, darin sie aufgewachsen! Die er selbst somit dem Lose zugeworfen, sie zu dem gemacht hat, was er jetzt glaubt verachten zu dürfen? Ich zahle ihm die Verachtung zehnfach zurück! Ich will ihn noch lehren, zu verachten, ihn, den man selbst nur von verachtenswerther Seite kennt! Vor die Füße werfe ich ihm sein Jahrgehalt, das Blutgeld, durch das er sich von höhern Pflichten loszukaufen hoffte! Wer trägt die Schuld? so hat der Mann da" — sie wies auf Hartmut — „richtig gefragt! Wer trägt die Schuld, daß wir schuldig und elend sein sollen? Und reichte die Schuld noch höher hinauf, und wäre auch er, aus dessen Wüstheit unser Leben kam, selbst ein Opfer älterer Verschuldungen, ihn nehm' ich jetzt für den Schuldigen, da er nur Verachtung hat, wo er abzubitten, sich zu demüthigen hätte!"

„Nanny! Arme Nanny! Halt ein!" rief Eticho, indem er bekümmert ihre Hand ergriff.

„Dir bleib' ich immer gut, Eticho!" fuhr sie eifrig fort. „Dir bleib' ich gut, und mehr, als ich es jetzt noch zeigen darf! Aber wir trennen uns. Für mich gilt es jetzt, zu leben, denn ich habe noch eine Vergeltung auszuüben. Auch Du wirst leben, und sollst so glücklich sein, als Du noch kannst! Leb' wohl, Du Guter! Leb' wohl!" Mit rascher Wendung lief sie fort, hastig über den Rasen, bestieg den

Wagen, und zog den dichten Schleier über ihr Gesicht. Sie sah sich nicht mehr um, als der Wagen sie auf der Waldstraße fortführte.

Die beiden jungen Männer aber, welche wußten, daß sie keine Macht über sie und ihren Willen hatten, sahen ihr schweigend nach. Dann sank Eticho auf die Bank nieder und schlug die Hände vor das Gesicht; denn zum ersten mal lösten sich Thränen aus seinen Augen. Hartmut aber ging einer Gestalt entgegen, die aus dem Försterhause geschritten kam, und winkte ihr, noch einen Augenblick im Gebüsch verborgen zu bleiben. Es war Axel Lindquist, den er selbst mitgebracht und als den letzten Helfer aufgespart hatte. Dann trat er zu Eticho und sagte: „Es ist Zeit, jetzt aus der Einsamkeit wieder in die Welt zu treten, die zum Handeln und Streben herausfordert. Der Reisekoffer wird schnell gepackt sein. Soll's nicht nach Paris sein, so sei es mit Freund Lindquist nach Norden! Auch dort giebt es eine Welt zum Schaffen und Lernen, eine große Natur und ein besseres Reiseziel für Sie!“

„Ja! Ja!“ rief Eticho. „Wäre Axel nur da, ich folgte ihm in seine Heimat.“

„Er ist schon da!“ entgegnete der Arzt. Eticho wendete sich, und stürzte sich, aus tiefster Brust aufathmend, in die Arme seines Freundes.

Wenn Hartmut vierzehn Tage nach diesen Ereignissen an die Menschen dachte, die ihm genug zu thun gegeben hatten, so kam es ihm wunderlich vor, daß nun jede Beziehung zu ihnen abgebrochen war, und Verhältnisse, die ihn innerlich reichlich beschäftigten, ohne ihn ihren Gang

gingen. Zwar fühlte er nicht den Drang, sich in des Freiherrn oder Nannys Angelegenheiten ferner zu mischen. Den ersten sah er nicht, und die Gelegenheit, Fräulein Cadoro jetzt erst von ihrer künstlerischen Seite kennen zu lernen, ließ er mit Absicht an sich vorübergehen. Da hatte er eines Tages die Freude, einen Brief aus Stockholm zu empfangen. Eticho schrieb ihm, bekannte sich tief in seiner Schuld, und konnte jetzt erst seinem Danke für Hilfe und Antheil Worte geben. Gemeinsam Erlebtes wurde nur leise berührt, vorwiegend die Gegenwart und Zukunft in's Auge gefaßt, von neuen Eindrücken, naturwissenschaftlichen Studien und Reisen zu diesem Zwecke gesprochen. Hartmut freute sich sehr über diesen Brief, und hegte die besten Hoffnungen für Eticho.

Der Freiherr war freilich nicht wenig erstaunt, als nach einiger Zeit sein Sohn ihm nicht aus Paris, sondern aus Schweden Nachrichten über sein Verbleiben gab. Indessen war er schon beruhigt, daß Eticho nichts „Exaltirtes" verlauten ließ, und sich streng sachlich, dabei in knapper Form, über seine nächsten Pläne erklärte. Ueberdies war er weit genug weg, und es konnte der Aufenthalt in Stockholm für den Augenblick dem in Paris noch vorzuziehen sein. Gab er somit der Sorge um Eticho weiter nicht Raum, so sollte ihm Nannys Aufführung um so größere Verlegenheiten zuziehen.

An der Rolle einer büßenden Magdalena fand Nanny keinen Geschmack, das Talent dazu würde ihr sogar gefehlt haben. Wenn sie bisher leichtsinnig und gedankenlos ihrer Laune gelebt, so verfolgte sie jetzt einen bestimmten Plan. Sie bekannte sich offen als die Tochter des Freiherrn von R.,

erzählte von ihrem Jahrgehalt, und sprach, so oft sich eine Gelegenheit bot, mit Munterkeit von ihrem „Papa“. Zu gleicher Zeit ließ sie sich öffentlich, zu Wagen und zu Pferde, mit einem jungen Manne sehen, der, zu einer Gesandtschaft gehörig, einen fremdartigen Namen, und dazu den Fürstentitel trug. Er war sehr reich, hatte ein eigenes Hotel und gab große Gesellschaften, zu welchen er die Damen nach eigenem Geschmack wählte. Manche, die sie näher kannten, behaupteten, sie führe ihn nur an der Nase herum und könne ihn eigentlich nicht ausstehen. Aber es machte Aufsehen, daß sie überall an seiner Seite erschien. Wie ihr dabei zu Muthe war, wußte niemand. Da kam es denn vor, daß Nanny auf der Promenade aus seinem Wagen den Freiherrn grüßte, und ihm lebhaft zuwinkte, wie Jemand, den man zu sehen sich herzlich freut, und daß der Freiherr, sie nicht gleich erkennend, seinen Hut abzog und den Gruß auf das angelegentlichste entgegnete. Es war kein geringer Schreck, als er seines Irrthums inne wurde; zumal man ihn auf seine Beziehung zu der vielgefeierten Cadoro mit boshaftem Lächeln anredete. Er war nun schon öfter darauf angesprochen worden, und die Entdeckung wurde ihm unbehaglich. Als Geliebte durfte eine Dame, wie die Cadoro, mit dem Freiherrn von R. wohl zusammen genannt werden; sie als seine Tochter bezeichnet zu sehen, war denn doch unerhört. Und es war mehr als das. Die Aufführung der Dame, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich in aller Leumund brachte, um in ausgelassenen Herrengesellschaften von ihrem Vater, dem Freiherrn von R., zu sprechen, dieses Treiben wirkte beängstigend; denn es drohte sogar seiner Stellung gefährlich zu werden. Daß bei Hofe Verstimmung auf der einen, kühle

Verhöhnung auf der anderen Seite sich um ihn geltend machten, begann er zu empfinden. Das letzte, sich zu Falle zu bringen, that er doch selbst. Er ging im Anfang des Winters auf einen Ball, von dem er hätte wegbleiben sollen. Die Herren aus der sogenannten guten Gesellschaft pflegten auf dergleichen Bälle ihre Damen nicht mitzunehmen. Kaum war er eingetreten, als Nanny fröhlich auf ihn zueilte, ihm um den Hals fiel, ihn als ihren Papa begrüßte, sich an seinen Arm hängte, und den Erschreckten zwang, mit ihr die Promenade durch den Saal zu machen. Wer durfte es ihr verargen? Der Vater war ja auch bei dem Feste erschienen: hatte sie nicht das Recht, als Tochter an seinem Arme zu schreiten? Dieses Bewußtsein ließ sie durch ihr Benehmen blicken, und zwar mit ganzer Sicherheit. Zwar verschwand der Freiherr, nachdem er am Arme Nannys die schönsten Glückwünsche zu einer solchen Tochter hatte empfangen müssen, nach einer Viertelstunde aus dem Saale. Aber am nächsten Tage wurden diese Scenen in tonangebenden Kreisen ruchbar, und da der Anstand denn doch zu stark verletzt worden war, so erhielt der Freiherr bald darauf den Bescheid, daß er seiner Stellung am Hofe enthoben sei. Es war ein Schlag, der ihn niederwarf.

Als Nanny, welche sich immer Nachrichten über ihn zu verschaffen wußte, erfuhr, daß er leidend sei, fuhr sie sofort an seinem Hause vor, um als Pflegerin bei ihm aufzutreten. Ob es vielleicht ein Stück wiedererwachender Gutmüthigkeit bei ihr war, in der Erkenntniß, daß sie an seinem Falle schuld sei? — Der Freiherr gerieth in Zorn über ihre Gegenwart, wies sie von sich, gab harte Worte zu hören. Jetzt aber blieb sie erst recht, und richtete sich in seiner

Wohnung ein. Er protestirte, aber er war wehrlos. Nanny empfing Besuche in den Räumen des Freiherrn, betrug sich als Tochter des Hauses, gab Auskunft über Papas Befinden, sah auch solche Besucher, die aus Neugier kamen, zu sehen, wie sie sich in dieser neuen Rolle ausnähme. Gegen Abend pflegte sie sich von Papa zu verabschieden, da sie auf die Bühne müsse, um irgend eine andere kecke Rolle zu spielen.

Trotz alles Aergers, und alles Niederdrückenden genas der Freiherr doch, und Nanny, welche viel durchgesetzt, was sie hatte durchsetzten wollen, zog sich freiwillig zurück. Das Familienspiel war ihr bereits unerträglich geworden. Sie brauchte jetzt mehr Aufregungen als bisher; es war, als suchte sie nur durch Betäubungen von einem Tage zum andern zu kommen. Das rieb ihre Kräfte auf. Nachdem sie noch ein Jahr der Bühne angehört, zuletzt schon nicht mehr als die «schöne Nanny», erlag sie schnell einem heftigen Fieberanfall. Der Freiherr aber lebte noch lange. Als er es, mancher Unannehmlichkeit wegen, angemessen fand, die Hauptstadt zu verlassen, um einen anderen Ort zum Aufenthalt zu wählen, wurde er von vielen, die einst mit ihm gelebt hatten, um seines Geschickes willen doch sehr beklagt. Der einst von ihnen gefeierten Cadoro hatten sie keinen Seufzer nachgeschickt. Arme Nanny! —

In das entlegene Gebirgsthal drang nichts von diesen Geschichten. Das Städtchen zählte jedes Jahr ein paar Sommergäste mehr, die in seiner Umgebung in der Stille leben wollten; im Walde wuchsen die Tannen höher, die Buben des Försters waren größer geworden, und Seppl ging schon auf Freiersfüßen, wie die Leute in seinem Dorfe

ihm nachsagten. Wenn der Sommer begann, fragte er im Forsthause an, ob der Herr Doctor in diesem Jahre wiederkäme? Wirklich schickte Hartmut alljährlich seine Familie in das waldige Thal, dessen frische Luft den Seinen gut that, und kehrte zu kürzeren Besuchen bei ihnen ein. So erschien er eines Tages bei dem Förster und seiner Frau. Sie zeigten ihm schöne Geschenke, die, wie schon öfters, von ihrem ehemaligen Gaste aus der Ferne gekommen waren, und er konnte aus Briefen mancherlei über ihn mittheilen. Eticho hatte auf seine eigene Hand jahrelang ein rauhes entbehrungsvolles Leben geführt, indem er die Hochgebirge Norwegens durchwanderte, durchmaß und studirte. Dann wieder lebte er an einsamen Fjorden mit den Fischern in ihren Hütten, fuhr mit ihnen auf das Meer, um zu erforschen, was sich aus seinen Tiefen zu Tage fördern läßt. Bis hoch nach Lappland richtete er seine Wanderungen, verkehrte mit den Bewohnern und theilte Leid und Freude mit ihnen, suchte ihre Natur, ihre Gewohnheiten zu erkennen und alles, was der Norden hervorbringt, in seinen Forschungen aufzufinden. Er schrieb einmal an Hartmut: „Die Natur, auch in ihren gewaltigen Erscheinungen, übt keine Heilkraft, wenn man sie nur beschauen, nur als Bild in sich aufnehmen will. Man muß sie ganz erfassen, sich bis in ihre kleinsten Einzelheiten ihr hingeben, sich in sie versenken, wie in eines Freundes Seele, oder sie sondiren, wie eines Feindes Charakter, den man zu überwinden hofft. Hat man sie so in ihren Geheimnissen belauscht, dann zeigt sie erst, was man im großen All der Erscheinungen selbst darstellt, und giebt es auf, sich mit seinem kleinen Schmerz zu überschätzen.“ Axel Lindquist aber schrieb an den Arzt, daß zu seiner Freude Eticho nach

Jahren arbeitsvollen Umherschweifens sich nun entschlossen habe, in Stockholm seinen Wohnsitz zu nehmen und die Ausbeute seiner Studien der Wissenschaft zugute kommen zu lassen. Nach Deutschland werde er für's erste nicht zurückkehren. Ihn aber luden die beiden Freunde ein, seinen Besuch im Norden nicht mehr hinauszuschieben, zu welchem Hartmut ihnen bereits Aussicht gemacht hatte.

Die Tage des Waldlebens.

Was mochte der kleine Geißbub denken, der unter der Buche am Waldesrande ausgestreckt lag? Oder war das, was unter seiner Stirn vorging und in seinen unruhig umherblickenden Augen funkelte, wirklich ein Denken zu nennen? Bald sah er hinauf in den Wipfel des Baumes, wo ein Vogel seine Neugier erregte; bald verfolgte er die auf dem Grase tanzenden Sonnenlichter, die durch Gezweig und Laub hie und da den Weg gefunden hatten. Dann wendete er sich wieder nach seiner Ziege mit ihren beiden Zicklein um, und schien befriedigt, daß die Alte in der Fülle der sie umgebenden Nahrung gelassen ausruhte, und dann wieder spähte er nach der Waldseite, woher ein breiter Fußweg in Windungen über die sonnige Halde und in die Tiefe hinablief. Endlich zog er ein Taschenmesser hervor, und die Art, wie er es auf- und zuklappte, und es liebevoll betrachtete, zeigte, daß es ihm noch ein neues und beglückendes Besitzthum war.

Da wurde vom Walde her ein heller Jodelruf vernehmlich. Es war aber nicht der ungefüge Naturton, sondern das mehr musikalische Aufjubeln einer schönen Menschenstimme. Der Knabe schnellte vom Boden auf, und eilte nach der Richtung, woher er den Gesang vernommen. Gleich darauf trat aus dem Walde ein junges Mädchen, schlank und von edlem Wuchse, in städtisch sorgfältiger Kleidung. Ein breit-

krämpiger Strohhut beschützte ihr anmuthiges Gesicht vor der Sonne, die übrige Tracht war schwarz, obwohl von leichten Sommerstoffen, und deutete auf Trauer. Ein großer Hund sprang ihr voraus, und hieß den kleinen Hirten durch sein Bellen willkommen. „Guten Morgen, Girgl!" rief sie. „Brav, daß Du Dich eingefunden hast!"

„Und ich war gestern auch da, aber Du bist nicht gekommen!" entgegnete der Knabe.

„Sieh doch! das klingt ja wie ein Vorwurf, daß ich Deine werthe kleine Person vernachlässige!" entgegnete die junge Dame lächelnd. „Sei nur nicht eifersüchtig, Girgl! Ich fand eben anderswo auch etwas zu zeichnen." Sie wußte wohl, daß der Knabe von solchen Reden nichts verstand, und pflegte in seiner Gegenwart mehr mit sich selbst zu sprechen und ihre gute Laune walten zu lassen. Lebhafter aber mußte sie sich jetzt an ihren vierfüßigen Begleiter wenden; „Nero! Nero!" rief sie. „Willst du wohl die Geiß mit ihren Jungen zufrieden lassen? Hierher! Schämst du dich nicht, alter Gesell, hinter den jungen Zicklein herzujagen? Ueber solche Kindereien solltest du doch hinaus sein! Hier bleibst du, bei mir!" Nero gehorchte dem Ruf, sah sie verlegen an, wedelte stark und schnupperte darauf im Grase nach der Seite, als sei es ihm wirklich um so etwas nicht sehr zu thun. — „Girgl, das hab' ich Dir mitgebracht!" fuhr sie fort, indem sie dem Knaben ein Weißbrot reichte. Dieser betrachtete die Gabe in lächelndem Schweigen, und schien zu überlegen, ob er gleich einbeißen, oder sich ihrer etwas länger freuen solle? Vorläufig steckte er sie in die Tasche.

„Wo nehmen wir heute für unsere Kunstbestrebungen Platz?“ redete die junge Dame im Selbstgespräch weiter. „Unter der Buche? Nein, da kommen mir die neugierigen Sonnenstrahlen zu häufig auf das Blatt und stören mich mit ihren Neckereien. Aber dort an der Felswand wär' es schön! Sie wirft einen breiten Schatten über den Rasen, und der Boden ist hügelig. Da wird es sich gut sitzen.“ Sie nahm ihren Weg dahin, wählte einen bequemen Platz, und nachdem sie sich niedergelassen, warf sie ihr Zeichenbuch und ein Buch zum Lesen in das Gras und legte ihren Strohhut ab. Und dann, das lose Haar von der Stirn zurückstreichend, blickte sie mit einem behaglichen Ah! heiter in die Landschaft. Es war ein grünes Waldbild, abgeschlossen, nur von wenigen Spuren menschlichen Verkehrs durchzogen. Abwärts senkte sich die Halde, von einigen Felsblöcken und Gesträuch durchsetzt, gegen den in der Tiefe rauschenden Bach, neben welchem ein nur für Holz und Waldzwecke berechneter Weg hinlief. Gegenüber stiegen mächtigere Felsen auf, überragt vom Waldgebirge, während rechts und links die Thalkrümmungen in bläulichen Duft ausliefen. Drüber wölbte sich der blaueste Himmel, von dem die Sonne des Junitages über die ganze Pracht des fröhlichen Sommerlebens leuchtete. Die Halde war übersät von Blumen, Schmetterlingen, Käfern, Bienen, ein geflügeltes kleines Heer schwirrte, summte, wiegte sich über Dolden, Kelchen und Blüthensternen. Das Mädchen saß einige Minuten schweigend da, die Hände auf den Knieen gefaltet, und ihr Lächeln, der Ausdruck ihrer Augen schien zu verkünden, daß sie Druck und Härten des Lebens, die ihr ernstes Gewand andeutete, überwunden habe, und in solcher Stunde dem Jugendgefühl

und der Freude am Dasein wieder Eingang in das Gemüth verstatte. Der Knabe, der sich nicht weit von ihr in Neros Gesellschaft niedergekauert hatte, betrachtete sie aufmerksam in der Erwartung, daß sie reden werde. Endlich wendete sie ihm fröhlich ihr Gesicht zu und fragte: „War der Gabriel schon da?“ — Der Knabe schien zu erschrecken. „Nein!“ sagte er. „Nun so wird er kommen! Er hat es mir versprochen. Ich will sein Gesicht abzeichnen. Da er aber noch nicht da ist, sollst Du dran, Jung Girgl! Ich will Deinen Kopf haben! Aengstige Dich nur nicht, er bleibt sitzen, wo er ist!“ Girgl lächelte verlegen. Er hatte wohl schon gesehen, wie sie Felsen und Bäume abzeichnete, aber wie sie sogar einen Kopf auf das Papier zaubern wollte, das konnte er sich nicht denken. „Komm und schau her!“ rief sie, indem sie die Blätter umschlug und eine Reihe von Gesichtsbildern, besonders Kinderköpfen, vorzeigte. „Siehst Du, wie ich die kleine Liese, den Peter und seine Schwester, den Kuhjungen und Andere gezeichnet habe, so will ich's auch mit Dir machen. Des Knaben Augen wurden groß vor Erstaunen, und gehorsam nahm er den Platz und die Stellung ein, welche sie ihm anwies. So begann sie zu zeichnen. Girgl aber dachte während dieses schweigsamen Verkehrs an das Weißbrod in seiner Tasche, und hielt es für zeitgemäß, dasselbe in Angriff zu nehmen. Sofort steckte er ein Stück davon in den Mund. Da nun aber nichts auf der Welt ein umständlicheres Kauen verlangt, als eine trockene Semmel, so begann ein Malmen seiner Kinnlade, und zugleich eine Bewegung in seinen Gesichtszügen, daß die Zeichnerin laut lachend rufen mußte: „Nein, Girgl, ein kauendes Modell kann ich nicht brauchen! Essen darfst Du

erst, wenn ich fertig bin. Sitzest Du aber jetzt recht ruhig. so bringe ich Dir morgen zur Belohnung zwei Brödchen mit!" Girgl war etwas verblüfft durch die sonderbaren Ansprüche, welche die Kunst an ihn erhob, aber die in Aussicht gestellte Verdoppelung des Honorars machte ihn doch gefügig. Nero lag im Grase neben ihm, schnappte ärgerlich nach Fliegen, und spitzte ab und zu die Ohren, wenn ihm irgend ein Geräusch wider Ordnung und Gewohnheit schien.'

Nach einer Pause begann Girgl: „Er war gestern auch wieder hier!"

„Wer? der Gabriel?"

„Nein, der mit den Handschuhen."

„So! Der!" rief das Mädchen lachend, und dachte: An dem ganzen jungen Herrn ist dem Naturkinde nichts weiter aufgefallen, als daß er am Sommertage Handschuh trug, während mir auffiel, daß er bei seiner Jugend im Gesicht wie Mondschein aussah, und, obgleich erwachsen genug, sich wie ein Knabe gab! — Dann, nach längerem Schweigen, begann sie: „Girgl, Du bist erlöst! Es mag fertig sein. Willst Du Dich im Spiegel sehen? Komm!"

In diesem Augenblick aber sprang Nero auf, und fuhr bellend und in Sätzen auf eine aus dem Walde tretende Gestalt los, die er doch bald als alten Bekannten umwedelte. „Da ist Gabriel!" rief die Dame, während Girgl, von Schrecken ergriffen, davonzulaufen Miene machte. Die Erscheinung mochte für einen, der sich im Walde durch etwas ertappt fühlte, noch von stärkerem Eindruck sein, als ihre einem Meister Rübezahl gleichende Gestalt an und für sich schon war. Die stark verschossene und verbrauchte Uniform eines Forstunterbeamten hing um die Schultern des Wald-

hüters Gabriel Neuntödter. Das starke, etwas gekrümmte Genick trug einen Kopf mit scharfen Gesichtszügen, tiefliegenden grauen Augen, einer Adlernase, unter der ein gewaltiger grauer Schnurrbart den Mund bedeckte, während von Backen und Kinn eine in's Weiße spielende Bartmasse bis tief auf die Brust herabfiel.

„Guten Morgen, Gabriel!" rief das Mädchen. „Gut, daß Sie doch noch kommen!"

Der Alte grüßte sie nur flüchtig, streckte jedoch die geballte Faust dem Knaben entgegen, indem er rief: „Wart, Du Sackermentsbub! Dir komm' ich über den Kopf! Was hast Du Deine Geiß hier hinaufzuführen? Strafe sollst Du kriegen, wart Du! Hinunter mit Dir!"

„Warum denn?" rief das Mädchen erschreckt. „Ist es denn nicht erlaubt —?"

„Auf den Dorfanger gehört er mit seiner Geiß!" schalt der Waldhüter fort. „Oder die alte Trud, das verhexte Weib, mag ihr Vieh in ihrem Stalle füttern. Hier ist herrschaftlicher Wald! Sollen mir die Racker hier herumklettern, die jungen Stämme abschälen und das Laub abfressen? Alles fressen sie, was grün ist! Verboten ist's, hier heraufzutreiben, der Bub' weiß es! Thut er es doch, so kriegt er seinen Buckel voll, und die Trud muß Strafe zahlen!" Damit schwang Gabriel seinen Knotenstock sehr bedenklich, so daß dem jungen Frevler vor Angst die Thränen ausbrachen.

„Lieber, guter Gabriel!" rief das Mädchen, den Alten mit beiden Armen abwehrend: „der Knabe ist nicht schuldig! Wenn Jemand in Strafe fallen soll, so muß ich es sein, ich allein! Ich fand den Kleinen vor einigen Tagen unten,

in der Nähe des Dorfes, und lockte ihn zum Plaudern hier herauf. Thun Sie doch nicht so böse! Sie sind ja sonst ein so gutmüthiger Mann!“

Der Alte wollte eigentlich forthadern, aber ein Seitenblick auf die junge Dame schien ihn zu besänftigen, und trotz seines Bartes machte sich doch ein Lächeln in seinen Zügen bemerkbar. „Na! Um des gnädigen Fräuleins willen mag es für diesmal geschenkt sein! Aber die Geiß läßt er mir künftig unten, sonst —!“

„Ach, Gabriel!“ nahm das Mädchen etwas befangen das Wort auf: „Wenn das herrschaftlicher Grund ist, und jedem der Zutritt verboten, dann darf auch ich mich hier wohl nicht aufhalten?“

„So ängstlich ist's ja nicht! Abmalen dürfen Sie hier Alles, aber abfressen — dagegen bin ich da! Das darf ich nicht durchgehen lassen!“

„Ich will meinen Appetit in Schranken halten!“ rief sie mit fröhlichem Lachen. „Nun aber sein Sie ein guter Mann, und lassen Sie sich abzeichnen! Ihre beiden Enkelchen hab' ich schon in meinem Buche, heut mache ich das Abbild des Großvaters. Sitzen Sie ein halb Stündchen! Sie haben es versprochen!“

„Wenn ich nur wüßte, was Sie an meiner alten Fratz haben!“

„Ein wackres Gesicht, das ich künftig gerne ansehen werde, wenn ich nicht mehr hier bin!“

„Na, dann meinetwegen! Darf ich meine Pfeif' dabei rauchen?“

„Versteht sich! Ich will sie sogar mitzeichnen.“

Der Waldhüter setzte seine kurze Pfeife in Stand und ließ sich nach der Anordnung der jungen Dame nieder. Sie zeichnete, und wieder wurde es still. Nero lag jetzt vertraulich neben Gabriel, während Girgl sich auf einen entfernten Platz zurückgezogen, und durch ein Gebüsch vor der Aufmerksamkeit des gefürchteten Alten gedeckt hatte. Hier zog er sein Weißbrot hervor, welches er nach der überstandenen Angst um so behaglicher verspeiste. Die junge Künstlerin schien sich bei ihrer durch keinen Menschenlaut unterbrochenen Arbeit glücklich zu fühlen, das sagte das Lächeln ihres Mundes, der Glanz ihrer Augen, die Emsigkeit, mit der sie den Griffel auf dem Blatte bewegte. Sie athmete wohl einmal auf, wenn der Wind den Blüthenduft von der Halde zu ihr trieb, oder wehrte sich gegen eine Hummel, die sich mit dumpfen Tönen in ihrer Nähe verrieth, aber eifrig kehrte sie wieder zur Thätigkeit zurück, und ihre Züge verkündeten Freude am Gelingen.

Und wieder war es Nero, welcher etwas Fremdes zuerst witterte, das sich hinter den Felsen verkündete. Geräuschvoll sprang er auf, dem Kommenden entgegen, aber auch diesmal zeigte er sich schnell besänftigt. „Der mit den Handschuhen wird es sein!“ dachte die Zeichnerin, ohne sich umzuwenden. Um die Felsenecke aber trat ein schlanker junger Mann auf den Plan, bei dessen Anblick Gabriel sofort seine Stellung veränderte, und sich ehrerbietig erheben wollte. Der neue Ankömmling aber machte rasch eine abwehrende Bewegung, und legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß der Alte schweigen oder ihn nicht kennen solle. Er grüßte die Dame artig und bescheiden, und bat um Verzeihung, daß er ihr Atelier ohne ihre besondere Erlaubniß zum zweiten Mal

betrete. — „Vielleicht haben Sie mehr Recht, es zu betreten, als ich, es hier aufzuschlagen!“ entgegnete sie lächelnd, ohne sich im Zeichnen stören zu lassen. „Inzwischen hat mich Grabiel Neuntödter doch beruhigt, und mir erklärt, wie weit ich in der Benutzung des Platzes gehen dürfe.“

„Eine Schranke hätte er Ihnen auferlegt? Und welche?“

„Daß ich kein Frühstück hier halten dürfe, wie Girgls Ziegen. Der arme Knabe wäre beinah in Strafe gefallen. Ich hoffe, ich habe ihn vollständig losgebeten, denn die Straffällige bin ich.“

„Ich müßte die Strafe dann mit Ihnen theilen,“ entgegnete der junge Mann; „denn ich selbst habe gestern hier mit ihm geplaudert, ohne zu wissen, daß seine Heerde an Ort und Stelle nicht gehen dürfe.“

„Sie wußten das auch nicht?“ fragte die Dame, indem sie ihn ein wenig überrascht ansah.

„Ich bin mit solchen Dingen wenig bekannt und frage nicht viel danach!“ entgegnete er, indem er sich auf den Rasen niederließ. „Trotz meiner fünf Tanten, die ich jeden Morgen begrüße, und von denen ich mich eben verabschiedet habe.“

„Fünf Tanten? Das ist Gottes Segen! Unter solcher Obhut mußte die Erziehung eines jungen Mannes eine ausgezeichnete werden.“

„Finden Sie? Es sind gute stille Wesen. Ich kann unter ihren Augen treiben, was ich will. Ich kann ihnen Gesichter schneiden und unter die Nase lachen, Ihro Gnaden werden den dummen Ausdruck ihrer Mienen, die Selbstgefälligkeit ihrer Positur niemals verändern.“

„Oh! Schämen sollten Sie sich, von den guten Damen so lieblos zu reden?“ rief die Zeichnerin.

„Die guten Tanten sind auch darin nachsichtiger, als Sie, mein gnädiges Fräulein! Eigentlich ist es ganz gegen unsere Verabredung, daß ich Ihnen von meinen Verhältnissen erzähle. Sie wollten, daß wir einander möglichst unbekannt blieben. Aber wenigstens Ihren Namen wüßte ich gern! Und was gilt's, der alte Neuntödter da, weiß ihn bereits? Ich war so frei, mich Ihnen vorzustellen —“

„Nun ja, Sie haben mir Ihren Vornamen, Chlodwig, genannt, den Familiennamen aber so leise und undeutlich ausgesprochen, daß er mir gar nicht zu Gehör gekommen ist. Ich wünsche es auch nicht anders. Aber da nun doch einmal zwei der anwesenden Herrn (sie wies auf Gabriel und Girgl) meinen Namen wissen, so soll er auch Ihnen nicht mehr vorenthalten sein. Girgl, wie heiße ich?“

„Friedel!“ entgegnete der Knabe mit Sicherheit.

„Was? Du unterstehst Dich, schon ein Kosewort aus meinem Namen zu machen?“ rief sie belustigt. Gabriel, eine neue Sünde des unbotmäßigen Geißbuben witternd, legte die geballte Faust auf das Knie, während der Knabe verlegen von einem zum andern blickte. „Ich heiße Elfriede!“

Es entstand eine kleine Pause. Dann begann Chlodwig: „Der Platz ist wirklich sehr hübsch, und Sie verstanden zu wählen, Fräulein Elfriede! Man sollte hier am Felsen eine kleine Anlage machen mit Ruhebänken.“

„O nein!“ rief sie abwehrend. „Wenn dergleichen in Ihrer Macht stände — thun Sie es ja nicht! Sie werden der Natur ein Stück ihres eigenen Lebens, ihrer Freiheit nicht entreißen wollen! Ein künstlich hergezwungener Plan

würde einen ‚Aussichtspunkt‘ aus dieser Stelle machen, etwas Prosaisches an die Stelle der Naturpoesie bringen. Glauben Sie mir, ich ginge nicht mehr hierher, wenn ich eines Tages eine ‚Anlage‘ entdeckte.“

„Ich bedaure sehr, Ihr Mißfallen erregt zu haben!“ entgegnete der junge Mann, sichtlich bestürzt. Glücklicherweise habe ich nicht die Macht, auch nur das Geringste in dieser Gegend zu verändern. Ihre Naturpoesie wird nicht gestört werden. Ich empfinde sie ebenso wie Sie — obwohl Ihr Lächeln sagt, daß Sie es nicht glauben. Möchten Sie immer auf dem Lande leben?“

„Eigentlich, nein! Ich brauche das Weltleben, ich brauche die Kunst, und die letztere finde ich nur in einer größeren Stadt.“

„Ganz mein Fall, und dennoch,“ fügte er seufzend hinzu, „werde ich mich, wie ich vermuthe, auf dem Lande, und zwar unter höchst prosaischen Verhältnissen, festhalten lassen.“

„So? Warum?“ warf Elfriede leicht hin, ohne vom Blatte aufzublicken.

„Das darf ich Ihnen ja nun wieder nicht mittheilen. Die Verabredung verbietet es.“

„Richtig!“ bestätigte Elfriede lachend. „Gabriel Neuntöter, jetzt sind auch Sie erlöst!“

„Merkwürdig! Meisterhaft!“ sagte Chlodwig, über die Zeichnung blickend. „Neugierig bin ich, wer nun d'ran kommt!“

„Die Geiß!“ rief Girgl mit hell aufleuchtenden Augen, und sprang auf, um das neue Modell herbeizuholen. Aber Elfriede hielt ihn zurück. „Die Geiß ist eine sehr unruhige Person, soviel konnte ich an ihr bereits beobachten!“ sagte

sie. „Ueberdies habe ich mein Portraitzeichnen nur in der Gesellschaft gelernt. Physiognomien giebt es da, gegen die das Gesicht der Geiß noch eine Schönheit zu nennen wäre, aber dennoch — ich müßte erst zu Rosa Bonheur oder in sonst eine gute Schule des Thierstudiums gehen. Auch mag es für heute an zwei Sitzungen genug sein! Dort aber kommt bereits das Modell, welches ich mir für morgen ausersehen habe. Nero! Nero! Abscheuliches Thier! Willst du wohl!"

Diesmal aber war Nero nicht zu bändigen, sondern schoß mit wüthendem Bellen gegen ein altes Weib los, welches aus dem Gebüsch getreten war. Elfriede rief, drohte, Chlodwig schlug nach ihm, Gabriel aber sah mit hämischem Lächeln zu, und es war Feindseligkeit gegen die Alte in seinen Augen zu lesen. Nur mit Mühe wurde der Hund beschwichtigt, der immer noch mit Knurren seinen Widerwillen kund gab. Die Frau schien es nicht besser gewöhnt, stand ruhig auf ihren Stock gestützt, und nickte dem Mädchen lächelnd zu. Sie war von bemerkenswerther Häßlichkeit und sehr ärmlich gekleidet. Auf dem Rücken hatte sie einen Tragekorb, gefüllt mit Kamillen, während sie im Arm und in der Hand eine Menge Pflanzenbündel trug, die einen starken Duft verbreiteten. „Wollen Sie sich morgen von mir abzeichnen lassen, Trude?" fragte Elfriede mit sehr laut erhobener Stimme, denn sie kannte die Alte als schwerhörig. Für Trude lag in der Frage nichts Auffälliges mehr. Sie hatte die junge Dame nun schon seit Wochen überall zeichnen sehen; im Dorfe auf irgend einem Steine sitzend, umgeben von einer Schaar Kinder, im Walde, in der Nähe des Städtchens. Sie nickte daher bereitwillig, vielleicht um so bereitwilliger, da sie schon vernommen, daß die Dame älteren

und ärmeren Modellen Geldgeschenke zu machen pflegte. „Soll ich hinunter kommen nach ihrem Hause, oder kann es hier geschehen?“ fragte Elfriede weiter.

„Ich will schon hier sein!“ entgegnete die Alte. „Gehe früh aus nach Kräutern. Wenn ich's im Dorfe acht Uhr schlagen höre —“

„Gut, dann wenden Sie sich hierher! Sie werden mich schon finden.“

„Die nichtsnutzige Hex' auch noch konterfeien!“ murmelte Gabriel, und band darauf, laut und ärgerlich scheltend, wegen ihrer Ziege mit ihr an. Die Alte gab ihm kurz ein paar Worte zurück, welche ihn wüthend machten und böse Scheltreden auf seine Lippen riefen. Trude lachte ihm höhnisch in's Gesicht, und sagte etwas nur ihm allein Verständliches, welches ihn dermaßen in Grimm versetzte, daß er seinen Knotenstock gegen sie schwang. Es herrschte augenscheinlich eine alte, erbitterte Feindschaft zwischen beiden. Elfriede fiel dem Waldhüter in den Arm und bat ihn, sich zu beruhigen. „In Acht nehmen soll sich das Gesindel vor mir!“ schrie er. „In Acht nehmen! Ich krieg's doch mal zu fassen! Hinunter mit der Geiß sag' ich, oder —!“

Girgl hatte die Geiß schon längst am Stricke, und sprang in Aengsten mit ihr den Weg abwärts, gefolgt von den Zicklein, während die Trude sich gelassener verabschiedete, indem sie Elfrieden zunickte, und ihr Versprechen auf morgen wiederholte. Gabriel sprach endlich noch den Vorwurf aus, das Fräulein verwöhne das Lumpenvolk, stellte aber auf einen Wink des jungen Mannes sein Murren ein, grüßte militärisch und schritt nach der anderen Seite davon.

Als Chlodwig, der während dieses Auftrittes sein Lachen schwer beherrscht hatte, sich mit Elfrieden allein sah, begann er: „Daß doch das schönste Waldidyll eine so realistische Kehrseite hat!"

„Ich kenne sie längst!" entgegnete Elfriede, ihren Strohhut aufnehmend, während Chlodwig ihre Bücher vom Boden hob.

„Die Alte kann von Glück sagen, daß es keine Hexenprocesse mehr gibt!" fuhr er fort. „Gabriel Neuntöter hat nicht unrecht mit seiner schmeichelhaften Bezeichnung."

„Und doch kenne ich sie von schätzenswerther Seite. Sie ist arm, obgleich sie ein eigenes Häuschen, wenn man sonst die verfallene kleine Hütte so nennen will, mit einem Stückchen Garten und Hof besitzt. Im Sommer sammelt sie, was der Wald dem Armen bietet, besonders Kräuter für die Apotheken. Trotz ihrer Armuth hat sie sich noch des Knaben angenommen und ihn bei sich aufgezogen. Niemand weiß, wo Girgl hergekommen ist, man fand das unmündige Kind an der Straße. Sie bat es sich aus, und man ließ es ihr, da sonst keinen danach gelüstete. So viel habe ich bereits über sie erfahren. Was auch durch ihr eigenes Leben einst gegangen sein mag, Gabriel thut unrecht, die wehrlose alte Frau und den Knaben mit seinem besonderen Uebelwollen zu verfolgen. Doch nun — es ist Dreiviertel auf Zwölf ich muß aufbrechen!"

„Aber wie wissen Sie die Stunde so genau, ohne nach der Uhr zu sehen?" fragte Chlodwig, indem er seine Uhr zog. „In der That — ungefähr stimmt es!"

„An dem Schatten, den der Baum wirft, erkenne ich es. Wenn er sich auch von jenen Steinen dort zurückgezogen

hat, ist es Zwölf. Noch habe ich gerade für den Heimweg Zeit. Sie wissen, daß ich allein gehe, daß Sie mir nicht nachspüren dürfen!“ Elfriede grüßte und wollte sich entfernen.

„Aber morgen, gnädiges Fräulein — darf ich morgen Ihre Werkstatt wieder aufsuchen?“ Er fragte es in so kindlich bittendem Tone, daß sie ihn fast befremdet ansah. „Hindern kann ich es ja doch nicht!“ entgegnete sie; „also wenn Ihre fünf Tanten nichts dagegen haben, so richten Sie Ihren Morgenspaziergang nur immer nach diesem Orte. Sie wissen, daß Sie den Pudel Nero und die alte Trude in meiner Gesellschaft finden werden.“

Der junge Mann sah ihr eine Weile kopfschüttelnd nach und blieb in Gedanken stehen. Gern hätte er mehr von ihr erfahren, gern gewußt, ob sie in dem benachbarten Städtchen, welches eigentlich nur ein Flecken zu nennen war, wohne? Aber wie käme dahin eine solche Weltbildung, Feinheit der Formen und des gesellschaftlichen Tons? Seinem Versprechen getreu, ihr nicht nachzuspüren, wendete er sich, und schritt an der Seite des Felsens den Weg hin, auf dem er gekommen war.

Rechtzeitig saß die Trude am andern Morgen auf ihrem Platze, bereits umgeben von gesammelten Pflanzen verschiedener Art, welche sie auseinanderlas und die zusammengehörigen in Bündel knüpfte. Bald erschien auch Elfriede, frisch und heiter, aber leider war der Widerspruch Neros gegen die Kräutersammlerin ein Leidwesen für das junge Mädchen. Selbst nachdem sie ihn mühevoll neben sich gebannt hatte, hielt er die Augen starr auf die Alte gespannt, um bei jeder Bewegung, die ihm verdächtig vorkam, in ein Knurren, Schnaufen und Gebell zu fallen. Elfriede änderte

nicht viel an der Stellung der Alten, und ließ sie bei ihrer Beschäftigung während des Zeichnens. Eine Unterhaltung wurde nicht geführt, und so verging die Zeit in Morgenstille und Thätigkeit. Zweimal schon hatte Elfriede die Alte gezeichnet, als Gesichtsbild und in ganzer Figur, wie sie unter ihren Kräutern da saß, und machte eben die letzten Striche daran, als sie die Stimme Girgls in der Nähe vernahm. Ach, wenn er nur nicht wieder die Ziegen mitbringt! dachte sie, und blickte auf. Sie sah den Knaben in Gesellschaft eines Mannes herankommen. Aber es war nicht Chlodwig. Der Fremde erschien älter, breiter, kräftiger. Sie stutzte, denn sie glaubte, einen alten Bekannten zu entdecken. Er förderte seine Schritte, grüßte schon von weitem, und rief: „Ist sie es denn wirklich? Fräulein Elfriede!"

Sie sprang auf, ließ ihr Zeichengeräth fallen, und eilte ihm entgegen mit dem Freudenruf: „Dornberg! Lieber alter Freund!" Sie reichte ihm zum Willkommen die Hand, auf die er einen Kuß drückte und sie vertraulich schüttelte.

„So hat mich die Hoffnung nicht getäuscht, Sie selbst hier zu finden!" sagte er freudig. „Chlodwig erzählte mir erst heut früh von der Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen Dame, namens Elfriede, welche hier ihre Naturstudien mache, und bedauerte gar sehr, eine Aufforderung seines Oheims zum Ausreiten nicht ablehnen zu können. Der Name Elfriede ist mir so werth, daß ich nicht widerstehen konnte, mich hierherführen zu lassen, um selbst zu sehen. Welch ein günstiger Stern führt uns zusammen!"

„Wahrlich, lieber Herr Dornberg," sagte sie, „es ist mir wie ein Erlebniß, ein ernstes und bedeutungsvolles Erlebniß, Ihnen gerade jetzt wieder zu begegnen!"

Er schien den Ernst noch vermeiden zu wollen, und indem er ihr Zeichenbuch aufhob, und die Blätter umschlug, begann er: „Sie zeichnen so fleißig! Ach, wie hübsch! wie charaktervoll!"

„Es sind die Vorbereitungen zu meiner künftigen Selbständigkeit. Ich muß jetzt sehr thätig sein! Wissen Sie denn auch, was alles mit uns vorgegangen?"

Er sah sie voll Theilnahme an. „Ja, mein theures Fräulein! Wenigstens so viel die Oeffentlichkeit davon verrieth. Sie waren Braut — Sie haben von harten Erlebnissen zu sagen. Ich sehe Sie noch in ernsten Gewändern. Wenn Sie die Erinnerung an die Verlorenen nicht zu mächtig ergreift, möchte ich Sie bitten, mir von Ihrem Geschick einiges mitzutheilen!"

„Muß ich doch täglich daran denken!" entgegnete sie. „Warum sollte ich mit einem Freunde nicht auch darüber reden? Ueber Jahr und Tag ist seit jenen schmerzlichen Ereignissen vergangen. Fürchten Sie jetzt keine leidenschaftliche Ueberschwänglichkeit mehr!" Sie sah sich nach der Trude um. Die aber hatte den Platz schon verlassen, und wurde nur noch unten auf dem Wege mit ihrem Knaben sichtbar. Elfriede schritt mit Dornberg langsam dem Walde zu. „Sie wissen, wie wir lebten!" fuhr sie fort. „Im Strome der Welt, groß und glänzend. Und als mein Vater gar Minister geworden war, diese letzten drei Jahre seines Lebens, verlangte seine Stellung großen Aufwand. Ich, sein einziges, verwöhntes Kind, ließ mir den berauschenden Wirrwarr der Gesellschaft gern und arglos gefallen. Ein wackrer Mann warb um meine Hand. Er war von hervorragender Familie, in bedeutender Stellung, nicht mehr jung, Wittwer

— auch die Kinder hatte er früh verloren; aber er war immer noch eine glänzende Erscheinung, liebenswürdig, und jedermann schätzte ihn. Mein Vater begünstigte ihn sehr, ohne doch Einfluß auf meinen Willen zu üben. Ich wurde seine Braut. Ich bin überzeugt, daß ich glücklich mit ihm geworden wäre! Die Hochzeit war festgesetzt. Vierzehn Tage vorher — oh Gott, es war fürchterlich! Ein unglückseliger Sturz mit dem Pferde machte seinem Leben ein Ende!" Elfriede bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und blieb innerlich ergriffen stehen. Dornberg schwieg, er wollte nichts Triviales sagen.

Das junge Mädchen trocknete die Augen und fuhr fort: „Mein armer Vater war außer sich, wie gelähmt vor Schreck. Er konnte den Pflichten seiner Stellung kaum noch genügen. Dann wurde er krank. Für mich galt es jetzt mich zu überwinden, alle Kraft für ihn zusammenzunehmen. Er war nicht zu retten. Zwei Monate darauf wurde auch er begraben!"

Nur durch einen tiefen Seufzer konnte Dornberg seine innerste Theilnahme bekunden. „So viel ungefähr ist mir bekannt geworden," sagte er nach einer Pause.

„Dem großen Schmerz, der heiligen inneren Trauer" — so fuhr sie gefaßter fort, „folgte die kleine Trübsal. Sie hatte nur geringe Gewalt über mich, wenn auch die erste Bekanntschaft mit einer so völligen Umkehr aller gegebenen Verhältnisse das flatterhafte Weltkind einen Augenblick erstarren machte. Mein Vater hinterließ nichts, während die Forderungen an ihn von allen Seiten noch groß waren."

„Er hinterließ Ihnen nichts, gnädiges Fräulein?" rief Dornberg erstaunt.

„Nichts, lieber Freund! Wenigstens nichts von dem, was man so Vermögen nennt. Mir sind nachher die Augen erst aufgegangen, und ich machte die Erfahrung, daß solche Ueberraschungen in der Welt sehr häufig sind. Die Welt selbst weiß meistentheils lange vorher, was die betroffenen Hinterbliebenen wie ein Unerhörtes überwältigt. So mag es auch bei uns gewesen sein. Mein Vater war von schlichter bürgerlicher Familie, hatte sich sogar aus dürftigen Verhältnissen heraufgearbeitet. Der Adel wurde ihm verliehen, als er durch sein Verdienst zu hervorragender Stellung gelangt war. Diese Stellung verlangte dann mehr Aufwand, als eigentlich bestritten werden konnte. Viel wurde auch verschleudert und ging durch andere verloren. Die Mutter starb so früh! Der Haushalt mußte durch Fremde geführt werden, ich durfte mich nicht darum bekümmern, war auch zu jung dazu, überdies gar nicht dafür erzogen. Die Treulosigkeit der Untergebenen zeigte sich erst nach dem Tode des Vaters. Und nun sollte ich, im Angesicht eines vollständigen Ruins selbständig handeln! Lassen Sie mich von diesen verworrenen Tagen nicht reden! Es wurde alles Vorhandene zu Geld gemacht, um die ausstehenden Forderungen zu decken. Zu meiner Verwunderung blieben noch ein paar hundert Thaler für mich übrig. Aber viel hat mir mein theurer Vater doch hinterlassen, einen Schatz, den ich ihm endlos danke, meine Erziehung! Daran wurde nichts gespart, nichts vernachlässigt. Sie wissen, daß ich singe, die Schule der besten Meister durchgemacht habe, daß ich Clavier spiele, daß die modernen Sprachen mir keine Schwierigkeit machen. Das Portraitzeichnen ist mehr Naturgabe, ich traf jedes Gesicht zu meiner und andrer Ueberraschung, noch eh' ich eigentlich

Zeichnen gelernt hatte. Aber gerade diese Fertigkeit betonten Einsichtige ganz besonders, als ich den Entschluß ausaussprach, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ein befreundeter Künstler nahm mich gleich in die Lehre. Und nun muß ich eilen, daß ich etwas leiste, ehe meine Barschaft aufgebraucht ist — denn das steht in ziemlich naher Aussicht!"

„Armes Kind!" sagte Dornberg leise und mehr für sich selbst.

„O bedauern Sie mich darum nicht, lieber Freund!" rief sie mit wieder heiterem Gesicht und hellen Augen. „Das ist ja mein Trost, meine Freude, mein Glück! Seit jenem Entschlusse, zu arbeiten, wie Andere zu streben, mich ernstlich fortzubilden, habe ich schon ein Mittel auch gegen den großen Schmerz, der durch mein Leben gegangen und doch noch so neu und lebendig in mir ist. Wenn ich arbeite und die Freude des Gelingens fühle, durchströmt es mich von Glücksgefühl, und ich fühle eine Wonne der Befriedigung, wie ich sie in leichten Tagen des Flattersinns, der Verwöhnung, niemals empfunden habe!"

„Elfriede, Sie sind eine glückliche Natur! Aller Segen mit Ihrem Streben! Nun aber sagen Sie mir doch, was führt Sie in diese entlegene Gegend?"

„Ja, guter Dornberg, das ist nun auch wieder so ein Glücksfall, wie er nicht alle Tage vorkommt! Ich erfuhr in jener Zeit der Trübsal, daß ich wirklich Freunde hatte. Viele wollten mir Liebes erweisen, ich fühlte mich beinahe bedrängt. Eine liebenswürdige Familie nahm mich vorläufig auf und gestattete mir frei zu schalten. Daß ich mich von der Gesellschaft noch zurückzog, ließ man gelten. Dann aber wollte man finden, daß ich die Trauerzeit viel zu lange

ausdehnte, man wünschte mich wieder mit dem großen Strome gehen zu sehen, wozu ich doch kein Bedürfniß fühlte. Nun ging der Sommer an. Ich sollte mit den guten Freunden reisen, mit dieser und mit jener Familie, nach Baden, nach Ems, wer weiß wohin, immer wieder in den mir noch ganz widerwärtigen Strudel hinein. Da fiel mir ein Mittel ein, dem Dringen auszuweichen. Mein Vater hatte in seinem Bureau einen Kanzlisten, eine treue alte Seele. Fünfzehn Jahre lang war er bei uns aus- und eingegangen, ja er behauptet, mich auf den Armen getragen zu haben — aber mir fällt ein, daß ja auch Sie ihn gekannt haben, den alten, immer so sauber geschniegelten Herrn Heller —?"

„Freilich! Freilich!" rief Dornberg. Er trug eine glattanliegende röthliche Perrücke!"

„Sonntags setzt er sie immer noch auf! Heller hatte sich noch bei Lebzeiten meines Vaters aus dem Dienste zurückgezogen, da seine Frau, welche hier aus dem kleinen Flecken ist, eine Erbschaft machte. In jenen Unglückstagen schrieb er an mich, sehr brav und theilnehmend. Ich entgegnete, und um so herzlicher, da er einer von den wenigen Getreuen im Hause gewesen. Daraus entwickelte sich dann ein kleiner Briefwechsel zwischen uns. Da ich ihn nun als Hausbesitzer in einer hübschen Waldgegend wußte, so sah ich durch ihn plötzlich einen Ausweg, mich vor allen den freundlichen Reisebestürmungen zu retten. Ich schrieb an die alten Leute, ob sie mir für einige Sommerwochen ein Asyl bieten wollten? Sie hießen mich willkommen, und so lebe ich hier als Abenteurerin, frei, zufrieden, in mir selbst wieder erwachend, und treibe Kunststudien, indem ich Kinder, Bettel-

leute und was mir sonst in den Wurf kommt, abzeichne. Aber nun habe ich genug von mir selbst gesprochen, und so ist es an Ihnen, lieber Freund, mir von Ihrem Leben zu erzählen. Vier Jahre müssen es her sein, seit wir uns nicht gesehen, und darüber alte Leute geworden sind. Doch nein! Sie nicht, Sie sind nicht alt geworden!"

„Gewiß nicht, und will es auch nicht! Alt wird nur, wer sich zum Altwerden bereit erklärt. Dazu haben wir beide aber keine Veranlassung. Und ein so junges Mädchen wie Sie sollte davon gar nicht reden. Sie sind zwei und zwanzig Jahre alt, ich weiß es genau, und Sie halten es nicht für unhöflich, daß ich es so genau weiß und ausspreche!"

„Ich mache aus meinem Alter kein Geheimniß. Aber wenn Sie wüßten, wie alt — wie entsetzlich alt ich mir noch vor kurzem erschien! Doch zu Ihnen selbst jetzt! Sie sind verheirathet?"

„Ja, theures Fräulein, seit zwei Jahren, und bin Vater eines rundbäckigen Buben. Meine äußere Lage ist günstig genug, ich bin in meiner Wirksamkeit zufrieden. Mit Rührung denke ich zurück an die Zeit, da wir uns kennen lernten. Vorn an der Straße, im Palaisbau des Hauses, wohnte der Herr Staatsrath mit seiner Tochter, im Hinterhause hatten wir „kleinen Leute" uns eingenistet, meine Mutter und ich, der ich damals Gymnasiallehrer mit noch sehr knappem Gehalt war. Palais und Hofwohnung standen in keinem Verkehr zusammen. Da erfährt Elfriede, daß die Mutter des armen Schullehrers schwer krank darniederliege, und er selbst sich keinen Rath wisse. Das glänzende Weltkind erscheint am Lager der Kranken, bringt ihr Stärkungsmittel, wiederholt ihren Besuch mit immer neuer Hilfe, kommt alle

Tage, und die Mutter wird gesund. Aber auch dann noch blieb sie den Leuten in der Hofwohnung getreu. Und wenn es auch nur ein Viertelstündchen gewesen wäre, das sie sich von ihren geselligen Pflichten abstehlen konnte, sie kam! Elfriede, wenn ich daran denke, wie Sie zur Begleitung unsres dünnklimpernden Claviers mit Ihrer Glockenstimme Lieder von Beethoven, Schubert, Mendelssohn sangen — wie war mir da zu Muthe gewesen! Ich war kein Kind mehr an Jahren, aber innerlich halb verrückt, und Sie durften es nicht wissen — wie verrückt ich war! Jetzt kann ich es ja eingestehen und darüber lachen —"

Auch Elfriede lachte, ohne doch bei dem Thema verweilen zu wollen. „Ich weiß auch noch," sagte sie, wie ich von Ihrer Mutter einst beinahe Schelte bekommen hätte! Sie sprach zuweilen aus, wie sie mich gar zu gern einmal im Ballanzuge sehen möchte. Nun war bei uns Tanzgesellschaft, und ich eben mit der Toilette fertig, als mir einfiel, mich so bei der Mama zu zeigen. Schnell mußte es sein, und so flog ich hinaus, über den Hof, in Atlasschuhen, gefolgt von meiner schreienden Zofe, welche das Schlimmste für meinen Flitter fürchtete. Und so sprang ich zu Ihnen ins Zimmer —"

„Ich weiß es wie heut!" rief Dornberg. In weißer Seide, eine Fluth von Spitzen darüber verbreitet, frische Maiblumensträußer in den Locken und über die ganze Gewandung verstreut!"

„Ihre Mutter schrie auf, und wollte wegen dieses unerhörten Leichtsinns fast gemeinschaftliche Sache mit meiner Zofe machen. Die liebe Gute! Ich fühlte mich immer zu

ihr hingezogen. Hatte ich doch selbst keine Mutter! Wo ist Ihre Mama jetzt?“

„Bei mir, selbstverständlich! Und Sie sollten sie jetzt sehen, wie frisch und blühend sie geworden, und wie stolz auf ihren Enkel! Ja, was noch mehr, sie hat auch die Musik wieder aufgenommen — Sie wissen, daß sie sich und mich in meiner Kindheit durch Clavierunterricht erhielt. Jetzt spielt sie nur zum Vergnügen, und begleitet meine Frau, die eine schöne Altstimme hat. Ach, Elfriede, wenn ich auch Sie einmal wieder könnte singen hören!“

„Ich habe es lange nicht versucht. Erst jetzt, im Walde, wollen ab und zu wieder alte Klänge über die Lippen. Aber sehen Sie doch —! In welche wundervolle Wildniß wir gedrungen sind! Dieses Gewirr von Gestein, Stämmen und Unterholz! Und wie das Sonnenlicht hindurchfunkelt!“

„Es ist schön! Das heißt, schön für uns Laien!“ entgegnete Dornberg. „Sonst aber habe ich bereits klagen hören, daß hier sehr schlechte Waldwirthschaft sei, und durch die Laune des Gutsherrn viel verloren gehe. Chlodwigs Oheim ist ein wunderlicher Herr.“

„Wie ist der junge Mann denn aber gerade an Sie gekommen, und Sie mit ihm hierher!“

„Nun — für's erste bin ich sechs Jahre lang Chlodwigs Hauslehrer und Erzieher gewesen, nämlich vor der Zeit, da ich Ihre Bekanntschaft machte. Dann aber —“

„Sie?“ rief Elfriede überrascht. „Ich denke, er ist von fünf Tanten erzogen worden?“

Dornberg fing an zu lachen. „Von fünf Tanten erzogen?“ rief er. „Die müßte ich doch auch kennen! Das hat er selbst Ihnen doch nicht erzählt?“

„Allerdings hat er das!"

„Dann hat er Ihnen etwas aufgebunden! Ihre Bekanntschaft mit ihm ist ja wohl auf ein so kleines Versteckspiel begründet? Uebrigens freut es mich —"

„Daß er mir etwas aufgebunden? Nun das sind ja schöne Grundsätze für einen Erzieher!" unterbrach sie ihn munter. „Braucht der erwachsene junge Herr vielleicht noch bis auf den heutigen Tag des Erziehers und Führers? Ich muß Ihnen sagen, er gefällt mir nicht sonderlich. Er erscheint zwar ganz leidlich und wohlanständig, aber solche alabasterne Gesichter sind mir an jungen Männern nicht angenehm!"

„Sie hätten ihn vor drei Monaten sehen müssen! Da war er ein frischer, blühender Bursche. Aber eine Niederlage von zehn Wochen an einem typhösen Nervenfieber, mit Rückfällen der gefährlichsten Art, hätten auch einen herkulischen Bau erschüttern können. Er ist, so zu sagen, frisch vom Tode erstanden."

„Oh!" warf Elfriede dazwischen. „Das ist freilich etwas andres!"

„Er wird sich hier erholen und kräftigen, denke ich," fuhr Dornberg fort. „Ich bin es allerdings, der ihn hierher begleitet hat. Auf einer kleinen geschäftlichen Reise begriffen, überschlug ich einen Bahnzug, um unterwegs nach dem Patienten zu sehen, von dessen überstandener Lebensgefahr ich gehört hatte. Sein Vater ist ein reicher Fabrikbesitzer auf dem Lande. Da die verqualmte Luft dort für den Genesenden unzuträglich genug ist, wurde schnell der Entschluß gefaßt, Chlodwig auf einige Zeit auf das Gut seines Oheims zu senden, und so begleitete ich ihn in diese Gegend. Freilich,

das Haus dieses alten Herrn paßt für Chlodwigs Naturell gar nicht — doch soll er sich ja auch nicht sowohl drinnen, als vielmehr im Freien aufhalten. Denken Sie nicht übel von ihm! Er ist mir, trotz des Unterschiedes der Jahre, sehr befreundet. Innere Conflicte mancher Art sind es, die überdies augenblicklich sein Gemüth und Wesen noch etwas unstätig machen. Der Vater verlangt von dem einzigen Sohn und Erben den Eintritt und die Fortführung des umfangreichen Geschäftes, wozu Chlodwig weder Trieb noch Geschick in sich fühlt. Ein akademisches Studium war dem Sohne schließlich zugestanden worden. Nun aber wendete sich seine Neigung der Philologie zu — was mein früherer Einfluß als Lehrer wohl mit verschuldet haben mag — ein Studium, das sich mit der Fabrik künftig nicht vereinbaren läßt. So kommt er nach drei Jahren von der Universität, und Vater und Sohn sind sehr verschiedener Ansicht geworden, und zwar über nicht mehr als Alles! Dann aber — noch Eins! Es ist am besten, ich erzähle Ihnen auch das. Eine unglückliche Neigung that das ihrige, sein Gemüth leidenschaftlich zu erschüttern. Es war eine Cousine, wie das denn so häufig vorkommt, eine sehr glänzende junge Dame, welche ihn stark anzog, eine Weile mit dem hübschen Vetter ihr Spiel trieb, sich aber doch entschloß, einen nicht mehr jugendlichen Offizier zu heirathen. Es heißt, diese Erfahrung habe ihn völlig aus den Fugen gebracht, und ihn in jene fürchterliche Krankheit geworfen. Ich lasse das dahin gestellt sein! Jedenfalls hat sein Gemüth unter dieser Leidenschaft stark gelitten, und auch nach der Genesung scheint ihm eine wunde Stelle geblieben, welche geschont sein will."

Elfriede dachte nach Anhörung dieses Berichtes bereits

besser von dem jungen Manne, den sie bisher nur von oben herab behandelt hatte, dennoch entgegnete sie: „Ist das auch wohl recht männlich?"

„Aber verehrteste Freundin!" warf Dornberg ein. „Ich muß die Gegenfrage thun: Ist Ihre Frage wohl auch gerecht, oder nur billig? Wer darf von einem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge schon die Reife und Ueberwindungskraft des Mannes verlangen? Frauen schätzen allerdings meist den reifen nnd charakterfesten Mann, obgleich sie ihn auch nicht immer wählen. Den Mann in Jahren mag man tadeln, wenn er sich von einer Leidenschaft fortreißen und verwirren läßt, zu den Jahren des Jünglings aber gehört die Leidenschaft, ganz unbeschadet seines Charakters. Mir ist ein junger Mann von stark erregbarer Innerlichkeit lieber als ein andrer, der die Erfahrungen nur so an sich abgleiten läßt."

Da Elfriede nichts darauf entgegnete, fuhr er fort: „Warum muß auch meine Zeit so kurz gemessen sein! Ich hätte gerne noch manches mit Ihnen durchgesprochen. Auch über Ihre Zukunft."

„Sie wollen doch nicht sobald wieder abreisen?" rief Elfriede.

„Morgen früh schon. Ich darf keinen Tag zugeben!"

„O dann gönnen Sie mir wenigstens den heutigen! Kommen Sie mit zu den alten Hellers! Sie werden sich des Wiedersehens freuen!"

Dornberg war bereit, sie zu begleiten, und sie schritten aus dem Walde dem Städtchen zu. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Einen Vorschlag, liebes Fräulein! Wenn Sie sich hier mit Zeichnen und Waldgenuß Genüge gethan haben,

dann kommen Sie zu uns! Der Sommer ist noch lang. Auch bei uns giebt es schöne Natur. Meine Mutter und meine Frau würden Sie hochwillkommen heißen. Wir haben im eignen Hause Platz genug, und Ihre Freiheit soll Ihnen bleiben, wie hier bei Hellers!"

„Wie sehr danke ich Ihnen, lieber Freund!" rief Elfriede mit Rührung. „Ich will es in Erwägung nehmen. Noch aber lassen Sie mir einige Wochen Zeit. Ich muß noch mehr Luft einathmen, Einsamkeit genießen, und dabei die weißen Blätter meiner Zeichenbücher füllen!" — —

Am folgenden Morgen verließ Chlodwig früh das Haus seines Oheims, der meist lange in den Tag hinein schlief. Dornberg hatte sich schon Abends zuvor von der Gesellschaft verabschiedet, und war, von seinem Freunde zum Wagen begleitet, eben abgereist. Das Haus des Gutsherrn machte spät Tag, da die männlichen Bewohner oft bis zum Morgen zu wachen pflegten. Obgleich der alte Herr ohne Familie lebte, war es nicht einsam um ihn. Als Jagdfreund liebte er, immer gleichgestimmte Gäste um sich zu haben. Er wählte sie unter pensionirten Offizieren, Grundbesitzern, bejahrten Lebemännern, Leuten, die sonst nichts zu thun hatten. Sie blieben Wochen, Monate lang, mancher, der keine Unterkunft mehr fand, benutzte das Haus, um darin zu überwintern. Nicht immer wurde gejagt, gewöhnlich aber Abends, auch wohl bei Tage schon gespielt, und zwar sehr hoch gespielt. Große Summen wechselten den Besitzer durch Verlust und Gewinn. Dazu war es hergebracht, stark zu trinken, und der Tisch mußte gut bestellt sein für die — nicht eben beste Gesellschaft. Für die Bewirthschaftung des immerhin großen Besitzthums hatte der

Gutsherr keinen Sinn, er überließ sie den Verwaltern. Aber da er viel verbrauchte, wurde die Wirthschaft schlechter und schlechter, und Chlodwigs Vater, der Fabrikherr, sagte den vollständigen Ruin seines Schwagers seit lange voraus. Das focht jedoch den alten Nimrod nicht an. Hatte er doch keinen Erben, als etwa seinen Neffen, für den ja von Hause aus reichlich gesorgt war. Und so vertrödelte er mit seinen Kumpanen getrost, was er besaß, in der Aussicht, daß es ja für ihn selbst ausreichen werde.

Chlodwig, der sich von der Lebensart und dem Tone des Hauses abgestoßen fühlte, lebte auf seine eigne Hand und auch die Graubärte waren es zufrieden, daß „der kranke Junge," wie sie ihn nannten, sie nicht störte, sondern seiner Wege ging. Und so schritt er durch das Dorf, der Waldhöhe zu, in der Hoffnung, Elfriede auch heute auf dem Platze zu finden, wo er sie zuerst gesehen. Dornberg hatte ihm kein Geheimniß daraus gemacht, wen er in ihr wiedergefunden, und ihm umständlich über ihre Verhältnisse und ihre Lebenslage berichtet; er durfte annehmen, daß der Freund auch ihr einiges über sein äußeres Leben mitgetheilt habe. Er fühlte die reinste Verehrung und Hochachtung für das junge Mädchen, ja sogar etwas von Demüthigung über seine so viel günstigere Lebenslage. Denn er war nicht die Natur, den Wohlstand seines Vaters in Leichtsinn und Genuß auszubeuten, oder sich desselben anders als zu Bildungszwecken zu freuen. Vater und Sohn konnten nicht verschiedener angelegt sein. Der eine ganz Geschäftsmann, der andere von Hause aus Träumer mit künstlerischen und literarischen Neigungen, die denn durch Dornbergs Erziehung in eine bestimmte Richtung gebracht worden waren; eine Richtung,

die der Fabrikherr dem Lehrer wenig dankte, und in die er sich nicht so leicht finden konnte.

Chlodwig wartete eine Stunde vergeblich auf die Künstlerin. Auch von den Geschöpfen, die sich sonst um sie zu versammeln pflegten, ließ sich heute nichts blicken. Er empfand noch keine Ungeduld, obgleich es ihn gefreut hätte, sie zu sehen, und so las er in einem Lieblingsbuche, welches er mitgenommen hatte. Dasselbe geschah am nächsten Tage. Am dritten aber fand er sie, wo er sie nicht gesucht hatte. Er war auf einem Pfade zwischen Waldessaum und Kornfeld hingeschritten, als er unvermuthet auf eine belebte Gruppe traf. Elfriede saß auf dem Rasen, umgeben von einem Dutzend Kinder, welche diesmal nicht gezeichnet wurden, sondern mit welchen sie Kränze von Kornblumen flocht. Mehrere kleine Mädchen waren bereits bekränzt, andere lernten das Flechten von Elfriede; Massen von Blumen lagen umher, welche ausreichend schienen, alle Häupter blau zu umwinden. Lächelnd und grüßend trat er näher. „Da ich Sie in Ihrer verborgenen festen Burg nicht aufsuchen darf, gnädiges Fräulein," begann er, „so haben Sie mir es erschwert, Ihnen einen Abschiedsgruß unseres Freundes Dornberg zu überbringen!"

„Daß es auch gar nicht möglich war, ihn länger hier zu fesseln!" entgegnete sie. „Sie würden sich auch darüber gefreut haben, nicht wahr, Herr Sturmfeld? Sie hören, ich weiß Ihren Namen. Und so mag denn der Vertrag, einander nicht nachzuspüren, aufgehoben sein, zumal auch Sie wohl meinen Namen und Aufenthalt kennen. Verstehen Sie sich auf die Beschäftigung, die wir hier kindlich treiben?"

Chlodwig mußte es verneinen, fügte aber hinzu, daß er sich für fähig halte, diese Kunst zu lernen.

„Nun, dann nehmen Sie Platz unter uns — Nero, steh auf!“ entgegnete sie. „Liese, Du kannst es am besten, zeige dem Herrn, wie man es macht!“

Er ließ sich von der kleinen Dirne unterweisen, und versuchte sich weiter am Werk, während noch dies und das über den abwesenden Freund gesprochen wurde, unterbrochen von einigen Zurechtweisungen, welche Elfriede an ein paar handgreifliche Buben wendete. Endlich war Chlodwig mit seinem freilich noch schülerhaften ersten Werke fertig, und langte sich das kleinste Bübchen heran, dem ein verrätherischer Zipfel aus den Höschen fast nachschleppte. Der Kranz war zu groß, und fiel dem Kinde auf die Schultern. Aber das that nichts, die Freude des Geschmücktseins dem kleinen Erdenkloß, der sich lächelnd und schmierig der Bewunderung darstellte, zu verringern.

Elfriede erhob sich und schritt mit ihrem Begleiter dem Dorfe entgegen. Es war nicht zu vermeiden, daß die ganze Kinderschaar ihnen folgte, wodurch sie sich in der Unterhaltung doch nicht stören ließen. „Da fällt mir ein,“ sagte Elfriede, „daß Sie mir ja neulich in Betreff der fünf Tanten etwas weis gemacht haben! Dornberg will nie von diesen Tanten gehört haben!“

„Und doch hätte er nur die Augen aufzumachen gehabt!“ entgegnete Chlodwig belustigt. „Diese fünf Tanten befinden sich in schweigender Gesellschaft einiger Herren gleichen Alters im Speisesaal meines Oheims, und fielen mir ein, da ich Sie Portraits zeichnen sah. Denn dieser angenehme Familienkreis ist nur gemalt und hängt seit vielleicht hundert Jahren an den Wänden. Die Damen tragen hochgethürmte, gepuderte Frisuren, oben darauf noch Federbüsche, Blumen und Sterne.

Die eine hält unter dem Arm ein Wachtelhündchen, die andere hält mit zwei spitzen Fingern einen Pfirsich, die dritte hat eben einen Brief bekommen und geöffnet, liest aber nicht darin, sondern wendet sich mit herausforderndem Lächeln dem Beschauer zu. Das sind die drei Schönen — nämlich unter den fünfen, denn die beiden letzten, obgleich sehr glänzend für die Sitzung geschmückt, spotten der Beschreibung. Diese fünf Ur-Ur-Tanten werden möglicherweise künftig enger an meine Person geknüpft sein, da der Oheim bereits Andeutungen gemacht hat, daß die Galerie in meinen Besitz übergehen werde — vermuthlich als das einzige Erbtheil, was von ihm zu erwarten steht!"

Elfriede ließ die gute Laune ihres Begleiters gelten. „Sehen Sie nur diese köstliche Straße zum Dorfe hinunter!" rief sie. „Schritt um Schritt gewinnt man ein anmuthigeres Bild! Man möchte jedes mit dem Griffel festhalten!" Für den, der künstlerisch zu sehen verstand, bot der Abstieg zum Dorfe in der That ein malerisches Bild. Auf der einen Seite des Weges Felsen, überragt und durchsetzt mit Laubholz, auf der anderen die tiefe Schlucht des Waldwassers, in grüne Matten gesenkt, darüber dichtbewachsene Berge. Besonders mannigfaltig machte den Weg eine Fülle von Obstbäumen, welche den Abhang schützten oder mit ihren Kronen aus der Tiefe ragten. „Dort drüben," fuhr Elfriede fort, die allerletzte, vereinsamte Hütte gehört der alten Trude. Ich möchte mehr von ihrem Leben wissen, auch was ihr die Feindschaft Gabriel Neuntöters zugezogen hat?"

Chlodwig wußte es bereits, konnte sich aber nicht entschließen, es Elfrieden im Ganzen mitzutheilen. Trude hatte einen Sohn, der die Tochter des Waldhüters gern mochte.

Der Alte wollte das nicht haben, und stieß gewaltige Drohungen aus. Die Sache ging trotzdem, wie dergleichen auf dem Lande zu gehen pflegt. Die Tochter bekam später doch noch einen Mann, der sich nicht daran stieß, daß sie ihm an der Hand etwas zuführte, was inzwischen im Hause ihres Vaters aufgewachsen war. Schon vorher aber hatte man eines Tages den Sohn der Trude im Walde erschossen gefunden. Die Sache blieb dunkel. Obgleich der Gutsherr für seinen Waldhüter eintrat, mußte Gabriel wegen fahrlässiger Tödtung ins Gefängniß. Das war vor zehn Jahren geschehen.

Chlodwig gab seiner Begleiterin nur über den letzten Theil dieser Geschichte einen kurzen Bericht, doch er bereute auch schon dies, da er hörte, wie Elfriede von dem lebhaftesten Antheil an den Personen ergriffen wurde. Sie sah an allen diesen Gestalten nur die guten Züge, und manchmal mehr, als nachzuweisen waren, während der junge Mann, trotz seines kurzen Aufenthaltes in der Gegend, schon eine andere Einsicht in die Verhältnisse und Menschen gewonnen hatte. Denn hier hieß es: Wie der Herr, so die Untergebenen. Der Oheim ging mit üblem Beispiel voran und kümmerte sich nicht um die sittliche Verkommenheit der Dorfbewohner. Kümmerte er sich doch kaum um das Verderben seines Besitzthums, welches durch schlechte Beamte denn auch ausgebeutet wurde. Nun waren unter diesen noch einige, die selbst über die Wirthschaft den Kopf schüttelten, besonders ein Förster, welcher sich dem jungen Gaste im Hause bereits genähert hatte. Er sah in Chlodwig den künftigen Erben, und hielt es für klug, demselben bei Zeiten einige Aufschlüsse zu geben. So erfuhr der Gast denn auch, daß der brave

Gabriel Neuntöter einer der schlimmsten Halunken sei, der wegen wiederholten Unterschleifs längst hätte aus dem Dienst gejagt werden müssen, wenn er nicht durch die besondere Gunst des Gutsherrn immer wieder geschützt worden wäre.

„Wenn man der alten Trude doch etwas Freundliches erweisen könnte!“ rief Elfriede. „Sie ist gewiß sehr arm. Ich möchte sie einmal in ihrem Hause aufsuchen. Ja, und ich führe es gleich aus. Wollen Sie mich begleiten?“

Chlodwig verstand sich dazu, obgleich ihm dieser Besuch Elfriedens nicht recht war. Aber da es ihm noch bedenklicher erschien, sie diesen Besuch allein ausführen zu lassen, und er eine bestimmte Warnung nicht aussprechen mochte, wollte er sich eher zu dem ihm Widerstrebenden verstehen. Er suchte sich des Gefolges der Kinder zu entledigen, und stieg mit Elfrieden einen Seitenpfad hinab, über den Steg des Baches, um die Dorfstraße zu vermeiden. Das Häuschen war unverschlossen, ebenso die Stubenthür. Als sie aber in den niederen Wohnraum eintraten, drang ihnen ein so sinnbetäubender Geruch von verschiedenen Kräutern entgegen, daß Elfriede sich schaudernd zur Flucht wendete. Chlodwig riß an dem engen, blinden Fenster, fand aber, daß es zum Oeffnen gar nicht eingerichtet war. „Mein Gott,“ rief das junge Mädchen, „in diesem Dunst leben und athmen die Leute hier?“ Sie blickte nur durch die offene Thür hinein. Weder die Alte noch der Knabe schien zu Hause zu sein. Die Stube war Küche und Wohnraum zugleich, ärmlich, aber nicht bettelhaft eingerichtet. Man sah Kochgeschirr und Mobiliar, Betten, Stühle, den Tisch, eine Truhe. An den Wänden aber hingen zahllose Pflanzenbündel zum Trocknen. Elfriede wagte sich noch einmal hinein, und legte ein Geld-

stück auf den Tisch, mit den Worten: „Ich bin ihr noch das Honorar schuldig für die Sitzung als Modell.“ Sie hatten das Haus kaum verlassen, als sie Girgls ansichtig wurden, der den Abhang herabgelaufen kam. Der Knabe begrüßte sie und machte Miene, sich ihnen anzuschließen, wurde aber durch Chlodwig zurückgewiesen.

Der junge Mann fühlte sich auch mit Elfriedens Freigebigkeit nicht einverstanden. Es war bereits bekannt, daß sie jeden, der sich von ihr zeichnen ließ, belohnte, ja über Gebühr beschenkte, und so hatte sich allerlei Gesindel in ihre Nähe gedrängt, um an dieser Einnahmequelle Theil zu nehmen. Chlodwig empfand das peinlich, zumal er durch Dornberg erfahren, daß sie ihren geringen Besitz eher zu Rathe halten mußte. Ihre Großmuth gefiel ihm, ihren schönen Glauben an die Armen und Geringen mochte er nicht schon untergraben, und so sann er auf ein Mittel, wie er künftig ihr Umherstreifen zu künstlerischen Studien in eine andere Richtung lenken, und sie durch seine Begleitung vor Zudringlichkeit und vielleicht Unannehmlichkeiten schützen könne. Denn wie leicht wär's möglich, sagte er sich, daß sie einmal von einem der graubärtigen Nimrods aus seines Oheims Hause, deren Manieren er kannte, getroffen und gar beleidigt werden könnte! Mit raschem Entschluß begann er daher: „Gestatten Sie mir den Wunsch, gnädiges Fräulein, daß ich unsere Begegnung nicht mehr vom Zufall im Freien abhängig mache! Erlauben Sie auch mir, Ihnen und Ihren Gastfreunden im Städtchen meinen Besuch zu machen. Wenn ich Sie künftig zu Spaziergängen abholen dürfte, könnte ich Ihnen noch manchen malerischen Punkt in der Gegend zeigen, den ich auf einsamen Gängen entdeckt habe. Und

wenn für die Unterhaltung Neros noch ein vierter nöthig wäre, so könnte ich ja Ihren Freund Girgl auch mitbringen!"

Elfriede fühlte sich durch diese Worte eigen berührt. Sie verstand, daß er recht hatte, und erklärte sich einverstanden. Aber sie hörte noch etwas heraus, das sie etwas empfindlich berührte, zumal sie sich sagen mußte, daß sie ihren Begleiter bisher unterschätzt hatte. Er war mit ihrer freien Bewegung nicht einverstanden, sagte sie sich, er wollte für ihren Verkehr eine bestimmte gesellschaftliche Form, und zwar zu ihrem eigenen Besten bewahrt wissen. Erkannte sie diesen Zug an ihm als lobenswerth, so fühlte sie sich ein wenig gedemüthigt, daß sie, die überlegene Dame der Gesellschaft, einem so jungen Manne Recht geben mußte. Wenn ihr das innerlich ein wenig zu schaffen machte, so sollte die Regung doch bald überwunden sein. Als sie am folgenden Morgen in den Garten trat, sah sie Chlodwig in Gesellschaft des Knaben (doch ohne die Ziegen) bereits heranschreiten. Er stellte sich Herrn und Frau Heller vor und holte das Fräulein ab, um ihr einen schönen Platz für ihr Skizzenbuch zu zeigen. Da die Wanderung etwas weit gedacht war, beeilte sich das Mütterchen, ihnen ein kleines Bündel zum Frühstück mitzugeben, welches nicht verschmäht wurde.

Von dieser Stunde an sahen Chlodwig und Elfriede sich täglich. Morgens oder Nachmittags, je nach Verabredung, pflegte er vorzusprechen und sie zum Spaziergang abzuholen. Oft genügte ein engerer Umkreis, an der Wiese entlang, am Waldessaum. Es wurde wohl ein Buch mitgenommen, und während sie zeichnete, las er vor. Dann wieder schreckte man vor stärkeren Märschen nicht zurück, zuweilen in's Pfadlose, in fröhlicher Stimmung, die Höhen

und Abhänge hinauf und hinunter. Zuweilen winkte Chlodwig auch einen Holzfäller im Walde herbei, der sich als malerisch erwies, duldete aber nicht mehr, daß Elfriede ihrem Modell Geldgeschenke machte.

Dieses harmlose Beisammensein in reiner Ungebundenheit wurde den jungen Leuten von Tag zu Tag erfreulicher, ja zum Bedürfniß. Und doch mischte sich keine Empfindung darein, welche über ein freundschaftliches Wohlwollen hinausgegangen wäre. Jedes wußte vom anderen genug, um den Nachwirkungen noch kaum überwundener Erlebnisse Rechnung zu tragen. Sie brachten niemals die Rede darauf, aber das wachsende Vertrauen gab zuweilen durch Andeutungen Kunde, daß sie mit ihren Lebenserfahrungen bekannt waren. Vielleicht wirkten auch ihre gleichen Lebensjahre mit zu einer mehr geschwisterlichen Beziehung. Elfriede fühlte sich in Chlodwigs Gegenwart so sicher, wie in der eines Bruders, und zwar eines jüngeren Bruders, den sie in manchen Punkten seiner Entwickelung zwar etwas übersah, auf dessen Charakter, Tapferkeit und Schutz sie sich aber verlassen konnte. Sie freute sich, daß sein Aussehen frischer zu werden anfing, sie nahm mit Genugthuung wahr, auf wie zahlreichen Gebieten er sich bereits gebildet und unterrichtet zeigte.

Eines Nachmittags hatten sie in der Nähe der Stadt unter einem breitschattigen Baume Platz genommen. Es war eine kleine Anhöhe, von welcher Elfriede eine Uebersicht aufnehmen wollte. Einfach genug: Im Vordergrunde das Kornfeld, darüber die Thürme, Dächer und Gärten der Stadt. Chlodwig, der zu lesen versprochen, zog aus der Brusttasche diesmal ein sehr kleines Büchlein, und faßte aus Versehen ein Notizbuch mit, welches er fallen ließ. Indem er danach

griff, flogen einige beschriebene Blätter heraus, derer sich der Wind bemächtigte. Eins derselben gerieth auf Elfriedens Zeichenbuch. Sie reichte es ihm mit den Worten: „Es sind Verse darauf geschrieben! So viel habe ich gesehen!" Da er leicht erröthete, fuhr sie fort: „Sind die Verse etwa von Ihnen selbst? Ich traue Ihnen dergleichen zu!"

„Nun — ja!" entgegnete er zaudernd. „Und so will ich nur gleich bekennen, daß ich diese Blätter schon seit meheren Tagen bei mir trage, um sie Ihnen vorzulesen, es aber immer nicht gewagt habe!"

„Lesen Sie!" rief Elfriede heiter. „Oh, allerliebst, daß der lustige Wind vom Aehrenfelde her mir zu dieser Entdeckung helfen mußte! Ich höre zu!" Sie legte den Bleistift nieder, um ganz aufmerksam zu sein, und er begann zu lesen:

„Liegt im Nebeldunst das Thal
In der frühen Morgenstunde?
Tauscht mit düst'rer Tageskunde
Wieder nur der Träume Qual?
Ach, es strebt zu hell'rem Lichte
Längst die Brust aus banger Nacht!
Drum hinauf die Flügel richte,
Seel und Sinn, zum Tag erwacht!

Aus dem ersten Schwung empor
Quillt ein himmlisches Gesunden,
Und die Sonn' ist schon gefunden,
Die dein Träumen nur verlor!
Von lebend'gem Gluthensegen
Wieder bis in's Herz erwärmt,
Fühlst du schwinden jedes Regen,
Das dich bitter einst gehärmt!

Nun mit jeder Zuversicht
Komme wieder Lust und Streben!
Schön und reich ist alles Leben,
Wenn's im Herzen rein und licht!
Nicht mehr scheuchst du, Morgenstunde,
Mich in Dämmerung zurück!
Denn mir drang zum Herzensgrunde
Meiner Sonne Strahlenglück."

Elfriede nickte ihm Beifall, ohne denselben in Worte zu fassen. „Schenken Sie mir das Blatt!" begann sie darauf. „Ich möchte es öfters lesen!"

Er überreichte es ihr, diesmal hoch erröthend vor Freude.

„Haben Sie da noch mehr?" fuhr sie fort. „Ich sehe noch einige Blätter. Der Anfang ist überwunden, nun theilen sie frisch mit, was Sie haben."

Chlodwig las noch einige Gedichte, nach deren Anhören Elfriede schweigend in die Hände klatschte. „Wissen Sie auch, wodurch Sie mich sehr überrascht haben?" sagte sie darauf, indem sie ihn mit frohen Augen anblickte. „Daß Ihre Lieder so frei und lebensmuthig klingen! Ich habe eher etwas Melancholisches erwartet."

Er schlug die Augen nieder. „Damit hätte ich allenfalls auch aufwarten können — werde mich aber hüten!" entgegnete er. „Es ist noch nicht lange her, daß ich mich nur in trostlosen Molltonarten versuchte, jetzt aber weiß ich, daß dergleichen aus krankhaften Stimmungen hervorgegangen ist, und ich nichts in Verse gebracht, was nicht Andere schon besser gesungen haben."

Elfriede hatte ihren Zeichenstift wieder in Bewegung gesetzt. „Wie hübsch ist doch," sagte sie nach einer kleinen

Weile, „daß wir unsere Kunststudien so gleichsam zusammen treiben und gegen einander austauschen können."

„Es ist das erste Mal, daß ich eine solche Mittheilung wage!"

„Um so mehr freue ich mich, daß mir zum ersten Mal ein Dichter etwas vorgelesen hat, und daß ich sein Gedicht sogar zum Geschenk erhalten habe!"

„Ach, mein gnädiges Fräulein!" seufzte Chlodwig, „Sie geben mir da einen Namen, an den ich noch nicht Anspruch gemacht; denn mein Versemachen ist bisher reines Naturproduct gewesen; einen Namen, auf den ich auch für künftig nur freiwillig zu verzichten habe! Soll und darf ich doch meiner Neigung, meinem innersten Trieb nicht leben! Sie wissen ja, ich bin an diese schreckliche Fabrik meines Vaters gebunden!"

„Warum nicht gar!" rief Elfriede lachend, indem sie aufstand. „Da Sie die Fabrik schrecklich finden, werden Sie sich künftig auch nicht an sie binden. Kommt Zeit, kommt Rath. Girgl! Nero! Wo sind denn die Beiden!"

Sie kamen gesprungen. Obgleich die Dämmerung zu sinken begann, wurde beschlossen, den Heimweg durch den Wald zu nehmen. Chlodwig war sehr heiter, munterer als jemals geworden, und seine Stimmung theilte sich Elfrieden mit. Allerlei Scherzhaftes kam zur Sprache, sie lachten viel, sie waren zum ersten Mal seit ihrer Bekanntschaft ein paar ausbündig vergnügte junge Leute. „Ach!" rief Elfriede plötzlich: „Wenn Ihre seligen fünf Tanten aus der Urzeit noch lebten, was würden sie zu unserem Verkehr, zu unserer köstlichen Waldfreiheit sagen? Wie anstößig würde mein Betragen den wackeren Damen erscheinen!"

„Was versteht der Philister von Freiheit, von Menschengefühl, vom Werthe des Daseins?“ rief Chlodwig. „Was wissen die Pedanten von allem Schönen, was uns beglückt? Sie nehmen das Leben aus dem Regelbuche der Alltäglichkeit, wir aber halten das Recht der guten Stunde fest!“

„Ach! Ach! Sehen Sie doch!“ rief Elfriede plötzlich von Erstaunen hingenommen, und hemmte ihren Schritt. „Was ist das?“

Ein magisches Licht ergoß sich durch den Wald, in bläulichen, goldenen und röthlichen Farbentönen. Es wechselte, ging ineinander über, streifte heller nach oben, senkte sich wieder zu den Büschen. Um das Unterholz aber schwebten Funken um Funken, Tausende, Millionen, von welchen das Licht ausging; hier in Gruppen, eine leuchtende Glorie um sich verbreitend, dort einzeln, wie einsam kreisende Sterne, den weichen Flug in die Wipfel richtend. Sie senkten sich auf die Wandelnden, setzten sich auf Elfriedens Hut und Schulter, sie streuten über ihr Gewand eine goldleuchtende Stickerei.

„Umgiebt uns eine Märchenwelt?“ rief sie, die dergleichen noch nicht gesehen hatte. „Sind wir in einen Zauberwald in Oberons Reich gerathen?“

„Sommernachtstraum! Sie haben Recht!“ entgegnete Chlodwig heiter. „Morgen ist Johannistag! Leuchtkäfer, Glühwürmchen, Elfenlichter nehmen ihre Stunde wahr! Girgl, wie ein ungeberdiger Puck, springt umher, die schwebenden Lichter zu haschen und zu necken, während der Kobold Nero durch die Büsche jagt und rast!“

Elfriede ging, von heiliger Scheu vor diesem Natur-

schauspiel ergriffen, dahin, und fand für ihr Entzücken keine Worte. War es doch, als sollte das Flimmern, Aufleuchten, das langsam durcheinander schweifende Lichterspiel nicht enden! So kamen sie zum Waldesrande, der vom grasigen Boden bis zu den Stämmen noch einmal wie mit Kränzen und Gewinden von Edelsteinen geschmückt schien. Draußen aber standen die Sterne ruhend in der Höhe, und von den Kornfeldern wehte würziger Hauch durch die Kühle. Vor der Thür des Heller'schen Häuschens trennten sich die Freunde. „Ich bin so dankbar für Alles, was der Tag mir heute geschenkt hat!“ sagte Elfriede. „Und auch Ihnen habe ich zu danken!“ Chlodwig aber bat sich aus, sie auch morgen abholen zu dürfen, da er sich für den Johannistag etwas besonders Festliches ausgesonnen habe.

Die holden Eindrücke eines harmlos genossenen Tages gaben Elfrieden die reinste Stimmung, und selbst im Traume umgaukelten sie noch Bilder aus dem Feenreich, in welches sie einen Einblick gethan zu haben wähnte. Als sie aber morgens erwachte, vernahm sie eigenthümliche Töne, wie sie solche während der Zeit ihres Waldlebens noch nicht gehört hatte. Ein Rieseln und Plätschern machte sich vernehmlich. Grau und mürrisch lagerte die Wolkendecke über der Gegend, und schüttete langsam einen ausgiebigen Landregen nieder. „O weh! da verregnet ein Johannisfest!“ dachte sie. „Und nicht allein mir!“ — Denn dir Bewohner des Ortes hatten draußen auf dem Anger allerlei vorbereitet, die Jugend hoffte auf Wettspiele und Tanz, um den Tag fröhlich zu genießen. Gewöhnt, nach der Sitte des Hauses, den Tag früh zu beginnen, kleidete sie sich an, um Frau Heller am Frühstückstische zu begrüßen. Da hielt ein Wagen vor der Thür, und

heraus sprang Chlodwig, mit sichtlich verstörten Zügen. Sie trat ihm auf der Schwelle entgegen.

„Ich komme Abschied zu nehmen!“ rief er. „Und zwar nur hastig, im Fluge! Ein Brief, den ich gestern Abend vorfand, ruft mich nach Hause. Ich gehe vielleicht dem Schrecklichsten entgegen!“

„Ist es so ernsthaft?“ fragte sie. „Doch nicht ein wirkliches Unglück?“

Chlodwig senkte seine Stimme, und fast im Flüsterton sagte er hastig: „Die Fabrik ist geschlossen, die Kasse hat ihre Zahlungen eingestellt — es scheint ein vollständiger Zusammenbruch — und so plötzlich, so unerwartet! Oh, möchte doch alles dort zu Grunde gehen — aber mein Vater! Mein armer, unglücklicher Vater!“

„Was ist mit ihm? Sagen Sie mir Alles!“

„Der Brief ist nicht von seiner Hand! Ich lese eine Andeutung darin — oh, mein Gott, wie werde ich ihn wiederfinden! Leben Sie wohl, theuerstes Fräulein! Ich muß eilen, darf den Anschluß an den Bahnzug nicht versäumen, wenn ich meinen Vater heut noch sehen will. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen schreibe? Leben Sie wohl!“ Er ergriff ihre Hand, drückte seine Lippen darauf und sprang in den Wagen. Wenige Augenblicke darauf war er im grauen Regenschleier der Landstraße verschwunden.

Elfriede ging ergriffen in ihr Zimmer zurück. So schnell und unvermuthet, mit einem erschreckenden Mißklange, war das Ende der schönen Gemeinsamkeit gekommen. Chlodwigs schmerzliche Erfahrung ging ihr nahe, die Ungewißheit seines Geschickes beschäftigte ihre Gedanken.

Es regnete den ganzen Tag. Herr Heller sagte, der hundertjährige Kalender habe wieder recht behalten, und es werde wohl die nächsten Wochen so fortdauern, ja sogar einen sehr nassen und schlechten Sommer geben. Unter den Nachbarn fanden sich auch einige von den „ältesten Leuten", welche aussprachen, daß, wenn es in dieser Gegend um Johanni anfange zu regnen, an ein Aufhören nicht so bald zu denken sei.

Der Hundertjährige und die Aeltesten schinen richtig geweissagt zu haben. Mit dem Schweifen durch Wald und Feld war es vorüber. Elfriede nahm ihre Zeichenbücher, um manches, was sie draußen nur flüchtig angelegt hatte, auszuführen. Sie suchte Unterhaltung in ihren mitgebrachten Büchern. Diese aber reichten bald nicht mehr aus, und sie wurde verlegen um Beschäftigung. Nach acht Tagen kam ein Brief von Chlodwig — nur kurz gefaßt, aber es stand genug darin zu lesen. Daß der Fabrikherr nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern in der Verzweiflung Hand an sich gelegt hatte, war nicht ausgesprochen, aber sie verstand es aus der Andeutung. Offen aber bekannte Chlodwig, daß aller Besitz verloren, und ihm nichts als ein häßlicher Proceß mit fraglichem Ausgang übrig geblieben sei. Schon einige Tage darauf langte auch ein Brief von Dornberg an. Er bestätigte mit vielem Antheil das Geschick seines Freundes, vorwiegend aber wiederholte er seine Einladung und bat um den versprochenen Besuch. Elfriede hatte nicht mehr die Absicht, darauf einzugehen. Eine warnende Stimme hielt sie ab, als Gast unter einem Dache zu erscheinen, dessen Hausfrau sie noch nicht kannte, während der Hausherr sie als seine Freundin anredete. Ihr Entschluß

war gefaßt. Ein Regensommer däuchte ihr für ein fleißiges Arbeiten in der Hauptstadt nicht übel, zumal sie die große Welt nach allen Gegenden hin zerstreut wußte. Sie brachte, trotz der triefenden Zweige und fast undurchdringlicher Wege, dem Walde noch einen letzten Gruß, um sich darauf auch von ihren alten Gastfreunden zu verabschieden. — —

Freundliche Erinnerungen, wieder geweckt durch Zeichnungen, Bilder, alte Melodieen und Lieder, auch wohl einen welken Blumenstrauß, wie mächtig können sie uns oft in der Einsamkeit überraschen! Wir lauschen, betrachten und sinnen, und wir erstaunen, daß Jahre vergangen sind, seit das alles blühte, klang, oder vor unseren Augen lebendig war. Menschen, mit welchen wir, abseits vom Wege unseres gewöhnlichen Lebens, kurze Zeit gelebt, zu welchen sich ein herzlicheres Vertrauen angesponnen, als wir zu unseren täglichen Umgebungen fühlen; freundliche Beziehungen, welche dauernd zu bleiben versprachen; wie oft geht das gleichsam episodisch an unserem Leben vorüber! Fahrlässigkeit, eigene Schuld, auch wohl freiwilliges Verzichten trennt uns von dem Liebgewordenen. Nicht immer will sich, was wir als schön, liebenswürdig und begehrenswerth erkannt haben, mit dem Ernst unseres Tagewerkes für das Leben vereinigen.

Elfriede lebte wieder in der großen Welt, die sie einst verlassen hatte. Sie suchte sie nicht, sie selbst wurde aufgesucht, und hatte sich ihre Unabhängigkeit und ihre Stellung zu wahren gewußt; ihre schöne Stimme erklang wieder, und jetzt voller und entwickelter, in den Gesellschaftssälen. Sie war persönlich geachtet, man fand sogar, daß ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen, ausdrucksvoller geworden sei. War sie sonst als Tochter eines Mannes in hervorragender Stellung

umflattert worden, so wurde sie jetzt um ihrer selbst willen gefeiert. Es fehlte auch nicht an Männern, die ihr gerne ihre Hand angetragen hätten, doch wußte sie sich solchen Annäherungen gewandt zu entziehen. Nun aber kam ihr ein Mann mit der höchsten Auszeichnung entgegen, ein Mann, der von allen ihren Freunden oder Bekannten als eine „höchst brillante Partie" bezeichnet wurde. Der Banquier Bornhofen war in allen Kreisen, selbst einer so großen Stadt, bekannt, und seinen Namen wenigstens kannte jeder als den eines der reichsten Geschäftsleute. Sein Haus war ein Palastbau, seine Gemäldesammlung vortrefflich, Jedermann zugänglich. Er war Kunstgönner und Kenner, und liebte es, die Vertreter aller Künste bei sich zu versammeln. Mehrfach hatte er gegen Elfriede ausgesprochen, daß er seinen Ehrgeiz und sein Glück darein setze, ihre Stimme einmal in seinem Musiksaal erklingen zu hören. Sie war seinen Einladungen stets ausgewichen und hatte sein Haus, welches der Herrin entbehrte, niemals betreten. Andere Damen, auch einzeln dastehende, gleich ihr, waren darin minder bedenklich gewesen, ja es gab unter ihren nächsten Bekannten manche, die eine solche Zurückhaltung ungerechtfertigt erklärten. Beneideten ihr doch viele die Huldigung des glänzenden Mannes, und eigentlich zweifelte man nicht, daß sie Bornhofen ihre Hand reichen werde. Denn wie wäre ein solcher Glücksfall auszuschlagen gewesen? War Bornhofen nicht mehr jung, so hatte er, nach der Ansicht der Welt, Alles, was einem Werber, noch dazu einem mittellosen Frauenzimmer gegenüber, die Jugend reichlich ersetzt.

Eines Abends hatte Elfriede in einem Familienkreise auch wieder Anspielungen dieser Art vernehmen müssen.

Mißmuthig kehrte sie in ihr kleines Heimwesen zurück und saß noch spät, sinnend und grübelnd, bei der einsamen Lampe. Plötzlich öffnete sie eine Schublade und zog unter ihren Skizzenbüchern eins hervor. Eine Reihe von Bildnissen war darin gezeichnet, zwei Briefe und ein Gedicht kamen ihr in die Hände, und die glücklichen Tage des Waldlebens standen vor ihrer Erinnerung. Sie blätterte in dem Buche und meinte, das Porträt Chlodwigs müsse auch kommen. Es that ihr jetzt leid, seine Züge damals nicht festgehalten zu haben. Aber sie erinnerte sich bei manchem Blatte, das sie in seiner Gesellschaft gezeichnet hatte, lebhaft der Gespräche, die sie zusammen geführt, und wie sie ein immer größeres Vertrauen zu einander gefaßt hatten. Da fiel ihr der letzte Abend ein, jener lebendige Sommernachtstraum, den sie gemeinsam durchwandert, und schnell holte sie auch das Buch mit den Naturstudien herbei, um jedes Angedenken an jene Gegend wieder in sich aufzufrischen. Es war nicht das erste Mal, daß sie diese Bilder wieder an sich vorüber gehen ließ, aber über ein Jahr mochte vergangen sein, seit sie das alles beiseite gelegt, um es nicht wieder zu betrachten. Heute aber versenkte sie sich tiefer hinein. Wo mochte Chlodwig jetzt verweilen? fragte sie im Stillen; wie mochte er sein Geschick ertragen haben? Was mochte aus ihm geworden sein? Gern hätte sie einmal Nachricht über ihn empfangen. Aber freilich hatte sie weder seinen ersten, noch seinen ausführlicheren zweiten Brief entgegnet, und so war er wohl der Mittheilung müde geworden? Seufzend legte sie die alten Erinnerungszeichen wieder zusammen, und schalt sich, daß ihr noch eine Stimmung daraus hervortauchte, welche sie doch verbannt wissen wollte.

Inzwischen hatte Herr Bornhofen sich eine List ausgesonnen, durch die er die Widerstrebende dennoch gewinnen wollte, in seinem Hause zu singen. Er hörte von einem jungen Musiker, der sich bisher vergeblich bestrebt hatte, eine Cantate eigener Composition zur Aufführung zu bringen, dem aber zugleich Elfriede bereits das Versprechen gegeben, für alle Fälle die Hauptstimme in seinem Werke zu übernehmen. Mit diesem verständigte er sich insgeheim, gab ihm die nöthigen Mittel und hieß ihn alles vorbereiten, auch immerhin auf ein bestimmtes Local für die Aufführung hindeuten. Im letzten Moment sollte dann über dieses Local eine Verlegenheit entstehen. Als Helfer in der Noth wollte dann Herr Bornhofen eintreten und den Künstlern seine eigenen Räume anbieten. Das letzte sollte jedoch noch verschwiegen bleiben. Der kluge Mann wußte das alles so harmlos einzukleiden, daß es mehr aussah, als wolle er nicht als öffentlicher Protector des jungen Künstlers auftreten, um ihm größere Freiheit zu lassen. Der Componist, nicht ahnend, was sich dahinter verbarg, war ganz Freude und Dankbarkeit, und eilte zu Elfrieden, um sie an ihr Versprechen zu mahnen. Es war ihr nicht lieb, ja sogar unangenehm, zumal an eine öffentliche Vorführung des Werkes gedacht wurde. Vor ein paar Jahren schien der junge Musiker ein sehr aufstrebendes Talent, inzwischen aber hatte sich Elfriede und Andere auch überzeugt, daß seine Arbeit ein recht untergeordnetes Werk geworden, mit dem wenig Ehre einzulegen war. Sie konnte ihm nur versprechen, den auf sie fallenden Theil noch einmal anzusehen, womit er alles gewonnen zu haben glaubte. Wirklich wurde bald geübt und vorbereitet, der für den Dirigenten ersehnte Tag

rückte näher, obgleich die Betheiligten immer verlegener wurden, und im Tenor und Baß sich bereits ein bedenklicher Humor an's Licht wagte.

Mißmuthig über diese Vorgänge, beschloß Elfriede eines Morgens, um sich zu zerstreuen und reinere Eindrücke zu suchen, einen Gang in die öffentliche Kunstausstellung zu thun. Es war noch früh, man hatte die Säle eben erst geöffnet, nur wenige Besucher ließen sich darin sehen. Sie schritt langsam dahin, ab und zu stehen bleibend, betrachtend und genießend. Es war ihr nicht entgangen, daß zwei junge Männer ihr folgten, bald in gemessener Entfernung, bald sich wieder näher wagend. Sie achtete nicht darauf und ging weiter. Plötzlich aber hörte sie Tritte hinter sich und schon sagte eine Stimme neben ihr: „Mein gnädiges Fräulein! Elfriede —!"

Erschreckt wendete sie sich um, aber sie hätte aufjauchzen mögen vor Ueberraschung, denn vor ihr stand Chlodwig. Er war es, obgleich kaum noch derselbe von Aussehen. Sein Gesicht zeigte die frischeste Farbe der Gesundheit, seine Gestalt war kräftiger entwickelt, sein Auge glänzte von geistigem Leben, und in diesem Augenblick von innerster Freude. „Kennen Sie mich wirklich nicht mehr, mein Fräulein!" fuhr er fort, die ihn sprachlos Anstarrende mit Entzücken betrachtend. „Ich selbst habe den Augenblick des Wiedersehens so sehnlich erwartet! Sind Sie nicht mehr Elfriede —?"

„Ja! ja, ich bin es noch!" rief sie, ihm die Hand zum Willkommen reichend.

„Oh, wie beglückt es mich, Sie gefunden zu haben!" fuhr er fort. „Ich erkannte Sie schon auf der Straße, sah

Sie hier eintreten, und zwang meinen Freund —". Er wendete sich nach seinem Begleiter um, der sich bescheiden zurückgezogen hatte.

„Was führt Sie nach der Hauptstadt?" fragte Elfriede, ihn mit Genugthuung betrachtend.

„Das Lästigste, was sich denken läßt, ein Proceß! Das einzige, was mein unglücklicher Vater mir' hinterlassen konnte. Nun, Gott sei Dank, auch diese Last drückt nicht mehr, denn der Proceß ist verloren. Seit gestern, da die Sache zum Austrag kam, fühle ich mich ordentlich erleichtert — obgleich ich auch noch die Proceßkosten zahlen mußte."

„Und was treiben Sie jetzt? Hat sich Ihre Fabrik erhalten?"

„Nichts davon, gar nichts! Ich fabricire Gott sei Dank, nichts mehr — nur noch zuweilen Verse! Sie wissen vielleicht noch? Alles in Allem aber bin ich — Schulmeister!"

„Schulmeister?" rief Elfriede lachend. „Wie sind Sie dazu gelangt? Sehen Sie doch eher aus wie ein übermüthiger Student!"

„Nun, der Uebermuth kommt denn zu Zeiten wieder, wenn er mir auch seit jener Stunde, da ich mich von Ihnen verabschieden mußte, eine Zeit lang gründlich vergehen mußte. Ich mag davon nicht reden! Aber trotz Allem, was zu überwinden war, hat es das Geschick doch wohl gut mit mir gemeint, daß es mich aufrüttelte und mich zur Selbständigkeit wachrief. Kurz, ich war, was man so nennt, an den Bettelstab gerathen. Dornberg half mir auf, er ermuthigte mich zu einer Prüfung, die ich bestand — ja, denken Sie, bestand! Und da er Director seines Gymnasiums geworden, trat ich

an demselben als Lehrer ein, und so bin ich Schulmeister geworden. Ach, gnädiges Fräulein, es giebt auch für arme Schulmeister glückselige Augenblicke! Und solch ein Augenblick ist dieser, da ich Sie wieder ansehen darf!"

Elfriede fühlte sich durch seinen Blick so im Innersten getroffen, daß sie sich abwenden mußte.

„Und darf ich denn nun auch Sie fragen," fuhr er fort, „wie es Ihnen ergangen ist? Wie Sie leben?"

„Aehnlich wie Sie!" entgegnete sie heiter. „Auch ich habe mich der Schulmeisterei zugewendet. Ich bin Gesanglehrerin."

„Was? Sie? Gesanglehrerin?"

„Ist das etwas sehr Schlimmes?" fragte sie lächelnd.

„Als Malerin hatte ich mir Sie gedacht! Haben Sie Ihre Kunststudien aufgegeben?"

„O gewiß nicht! Sie sind noch in vollem Gange, aber sie wollen Zeit haben. Da ich nun in meinem äußeren Dasein auf mich selbst angewiesen war, und es mit den Portraitmalen nicht so schnell ging, als mein Geldbeutel verlangte, so mußte ich vorerst dasjenige auszubeuten suchen, was ich schon konnte, nämlich Singen. Unterrichtsstunden boten sich bald mehr, als ich brauchen konnte. Ich gebe nur so viele, als sich mit meinen Malerstudien vereinigen lassen. Nicht wahr, es ist ein schönes Bewußtsein, Alles der eigenen Arbeit zu verdanken?"

„Ja, mein theures Fräulein! Und ich bin eigentlich erst froh geworden, habe zu leben erst angefangen, seit mir dieses Bewußtsein gekommen ist. Das Beste aber verdanke ich Ihnen, Ihrer Anregung, unseren Gesprächen in jenen glücklichen Tagen des Waldlebens. Soll diese Zeit für uns

ganz und gar vergangen sein? Jetzt erst weiß ich, wie viel ich Ihnen noch zu sagen hätte!"

„Drei Jahre ist es her —" sagte Elfriede, um doch etwas zu sagen.

„Drei Jahre und vier Monate!" verbesserte er. „Am Morgen des Johannistages mußte ich von Ihnen Abschied nehmen, und jetzt sind wir in der zweiten Hälfte des Oktober!"

„Geben Sie in der Schule auch Rechenstunden?" fragte sie neckend.

„Nein, aber die Stunden, die Jahre meiner Erinnerung, meiner Sehnsucht nach einem Wiedersehen, habe ich genau zu berechnen gewußt! Mein theures Fräulein, ich muß leider heut zu Nacht schon wieder abreisen! Noch nicht in meine Berufsthätigkeit, sondern zu einem anderen gerichtlichen Termin —."

Ein fröhliches Lachen wurde im Nebensaal vernommen, wo eine Gruppe von Herren und Damen im lebhaften Gespräch beisammen stand.

„Der auch hier?" unterbrach sich Chlodwig mit dem Ausdruck des Grolls und der Verachtung. „Muß mir der nichtswürdige Gauner noch einmal unter die Augen treten?"

„Wen bezeichnen Sie mit diesem Ehrentitel?" fragte Elfriede erstaunt.

„Wen anders, als jenen Banquier Bornhofen! Er war mein Gegner vor Gericht, derselbe, dem ich unterlegen bin. Den Prozeß hat er gewonnen, aber wer sonst die Sache kennt, ja selbst einer der Richter hat mir vertraut, die gute Meinung und das Rechtsgefühl wären nicht auf seiner Seite. Er ist es, der meinen unglücklichen Vater zu Grunde gerichtet hat. Mit ein wenig Nachsicht, Rücksicht, geschäft-

lichem Anstand hätte er ihn vor dem Fall bewahren können, aber — ach, warum rede ich von solchen Dingen, da mir doch die Gelegenheit geworden ist, mit Ihnen zu sprechen!"

Elfriede hatte mit stiller Erbitterung diesen Anklagen zugehört, die ihr den, wenn auch unerklärten Widerwillen gegen den Mann nur bestätigten. Jetzt aber sah sie, daß ihre Unterhaltung mit Chlodwig nicht nur gestört werden sollte, sie empfand es auch schmerzlich, daß ihre Bekanntschaft mit Bornhofen dem Freunde einen üblen Eindruck hervorrufen mußte.

Man hatte sie entdeckt. Damen und Herren kamen auf sie zu, begrüßten sie, hatten ihr viel zu sagen, und mit der Miene eines Siegers näherte sich ihr Herr Bornhofen.

Chlodwig, der sich die Geliebte plötzlich ganz entrückt sah, blickte befremdet und erschreckt auf das Gewühl. Sein Freund befand sich wieder an seiner Seite. „Es handelt sich um ein Concert," erklärte er. „Ich singe selbst im Baß mit. Der Componist ist in plötzliche Verlegenheit wegen des Locals gerathen, und Banquier Bornhofen hat sein Haus zur Disposition gestellt. Selbstverständlich ist die Mehrzahl der Mitwirkenden entzückt darüber, da sich ohne Zweifel eine brillante Gesellschaft daran schließen wird. Die Dame, mit welcher sie sich unterhalten haben, ist unsere Solistin, und wird die Hauptstimme übernehmen."

„In Bornhofens Hause?" rief Chlodwig im Innersten erschreckt.

„Nun ja doch! Er wirbt sehr stark um sie. Man sagt, sie sei eigentlich schon verlobt mit ihm. Ist es noch nicht der Fall, so wird es nicht mehr lange dauern bis dahin."

Durch Chlodwigs Gemüth ging ein Schauder. Das

war in diesem Augenblick mehr als ein Todesstoß für seine Hoffnung! Für eine Hoffnung, die er im Stillen gehegt, die er unterdrücken zu müssen geglaubt, die plötzlich bei Elfriedens Anblick wieder aufgetaucht war, um ihm mit Erfüllung zu schmeicheln, ihn über sich selbst zu erheben. Nun fühlte er sich wie vernichtet und fürchtete, dem Freunde schwer seine Erschütterung verbergen zu können. Der aber, als ein Betheiligter an dem musikalischen Ereigniß, hatte sich der aufgeregten Gruppe auf eine Weile angeschlossen, so daß Chlodwig in einer Seitengalerie sich etwas sammeln konnte. Er hatte übel von dem Manne gesprochen, der Elfrieden so nahe stand, er mußte um Entschuldigung bitten, sagte er sich. Wenn Elfriede gar nichts für ihn selbst empfand, als etwa ein wenig auf die Erinnerung gebautes Wohlwollen, so wollte er sich von dem Vorwurf befreien, absichtlich den Ankläger des Mannes gespielt zu haben, den sie gewählt hatte. Und plötzlich stand es ihm deutlich vor Augen, wie wenig er einer so talentvoll und bedeutend angelegten Natur in seinem unscheinbaren Dasein zu bieten habe! Sie gehörte auf einen großen Schauplatz des Lebens. Sie hatte niemals eine Hoffnung in ihm aufgemuntert, sie hatte nichts an ihm verbrochen. Was in ihm selbst auch darüber zu Grunde gehen mochte, äußerlich mußte er sich als Mann fassen und noch einmal ein Gespräch mit ihr suchen. Aber das war in diesen Sälen schwierig. Denn der Gefeierte blieb der Mittelpunkt, um den sich immer wieder ein neuer Kreis drehte. Chlodwig sah Elfrieden den Saal verlassen, und mit einigen Damen in einen Wagen steigen, der sie seinen Blicken entführte. Er muß seinem Schicksal fürs erste überlassen bleiben, da die Geschichte sich um Elfriede zu kümmern hat.

Als sie endlich in ihrem Stübchen angelangt war, sank sie erschöpft in das Sopha, denn sie hatte ein langes Drängen und Bestürmen aushalten müssen. Und das nach einem Augenblick, da sie den Freund wiedergesehen, bei dessen Anblick, bei dessen Stimme plötzlich in ihr aufgelodert war, was bis dahin nur wie verstohlene Funken in ihr geglimmt hatte. Das Anerbieten Bornhofens erschien ihr, obgleich sie keinen Einblick in den Zusammenhang hatte, wie eine geplante Absicht. Wie hätte sie in dem Hause des Mannes singen, wie dasselbe nur betreten mögen, des Mannes, welchen der Freund so tief zu verabscheuen Grund hatte? Niederschlagend war es für sie zugleich, daß Chlodwig sie in seiner Gesellschaft, daß er seine Zuvorkommenheit gegen sie gesehen, daß er von den Gerüchten, welche, wie sie wohl wußte, über sie und Bornhofen umherschwirrten, erfahren, und ihnen Glauben schenken könne. Gar zu gern hätte sie Chlodwig noch einmal gesprochen. Aber wie sollte sie in der ungeheueren Stadt dazu gelangen? Und Abends schon wollte er abreisen! — Vor Allem doch, er mochte davon erfahren oder nicht, die Genugthuung wollte sie ihm und sich selbst geben, den Plan Bornhofens zu vereiteln. Sie schrieb sofort einige Zeilen an den Componisten mit der Erklärung, daß sie in seiner Cantate nicht mitwirken werde. Das, sagte sie sich, war kein Verbrechen, denn es wurde kein gutes Werk dadurch zerstört, und ein Ersatz für sie war bis übermorgen wohl auch noch zu finden. Aber dachte sie dann an die neuen Bestürmungen, da sie täglich mit so vielen Menschen zusammenkam, so ergriff sie in ihrer jetzigen Gemüthslage ein solcher Ekel vor dem Gesellschaftstreiben, daß sie in einer schleunigen Flucht die einzige Erlösung sah. Sie überzählte ihre Baarschaft.

Dieselbe erschien ihr ausreichend zu einer kleinen Reise. Als Ziel wählte sie das Häuschen der alten Hellers. Vielleicht durfte sie dort die innere Ruhe finden, an Chlodwig einige Zeilen der Rechtfertigung zu schreiben. Schnell packte sie das Nöthigste zusammen, immer in Furcht, durch irgend Jemand in der Flucht gehindert zu werden, und gelangte Abends, innerlich erschöpft, auf den Bahnhof.

In sommerlicher Regenzeit hatte sie eine Gegend verlassen, von der sie erst jetzt wußte, wie theuer sie ihr geworden war; unter strömenden Herbstgüssen, fröstelnd in der schlechten Fahrgelegenheit, die sie vom Haltepunkte der Bahn nach dem Städtchen brachte, langte sie wieder an. Das Mütterchen begrüßte sie zwar freundlich, aber doch nicht so, wie das erste Mal, denn es hatte selbst den Kopf und das Herz voll von allerlei Trübsal. Da war die Nachricht gekommen, daß ihre Schwiegertochter gestorben und der Sohn mit den Enkeln ihrer Gegenwart recht bedürftig wären! Aber sie konnte ja nicht fort, denn der alte Herr war bettlägerig und fühlte sich sehr schwach. Und dazu hatte sie zu klagen über schlechte Dienstboten — ach, sie wurden mit jedem Jahre schlechter und unzuverlässiger! Und es wurde überhaupt immer miserabler auf der Welt! Elfriede betrat ihr früheres Stübchen, in welches der Kutscher den Koffer gesetzt hatte. Es war nicht gelüftet, die Vorhänge fehlten, überzähliger Hausrath stand ohne Sorgfalt oder Ordnung umher. Sie konnte sich kaum entschließen, Hut und Mantel abzulegen, sank auf einen Stuhl nieder und mußte es über sich ergehen lassen, daß Thränen, bitter und reichlich, ihren Augen entströmten. — Wer unerwartet ankommt, mit dem Gefühl, auch sehr unbequem anzukommen, kann den Wunsch nicht

unterdrücken, so schnell als möglich wieder abzureisen. Da das nicht thunlich war, blickte Elfriede reuig und rathlos in das trübe Wetter hinaus, sah den Hühnern zu, die sich prüfend über den Schmutz der Straße versuchten, oder den wenigen Gestalten, welche durch Geschäft und Beruf gezwungen, unter Tüchern und Schirmen von Haus zu Haus eilten. Es war noch früh am Tage, und nach durchfröstelter Nacht sehnte sie sich nach etwas Erwärmendem zur Erquickung. So ging sie zur Küche, um sich selbst zu helfen, oder die Hausfrau zu unterstützen.

Als Nachmittags der Regen aufgehört hatte, rüstete sie sich zu einem Ausgange, um alte Lieblingsplätze aufzusuchen. Aber je näher sie der bekannten Waldgrenze kam, däuchte ihr die Gegend verändert. Sie betrat die Stätte des Waldes, aber nicht mehr den Wald selbst. Zwischen dem Unterholz und Gestrüpp sahen nur noch die Strünke der Stämme hervor. Die ganze Bergseite nach der Thalschlucht zu stand kahl, der Wald war niedergeschlagen, das Holz hin und wieder noch aufgeschichtet, verdorrtes Gezweig lag wüst über den Boden gestreut. Elfriede ging zaudernd durch diese Verwüstung. Der Platz am Felsen, wo sie den Freund zuerst gesehen, lag öde da, auch die alte breitästige Buche war nicht mehr am Platze. So muß denn wirklich alles Schöne zu Grunde gehen? rief es in ihrem Herzen. Müssen wir die Stätte unseres stillen Glückes so schnell zerstört sehen? Soll, was wir rein und tief erlebten, für alle Zeit verloren sein? Knüpfen sich die holdesten Bande des Lebens nur, um schmerzlich wieder zerrissen zu werden? An eine Holzschicht gelehnt, stand sie und blickte über das Trümmerfeld. Thränen füllten ihre Augen noch einmal. Denn jetzt erst fühlte sie,

daß sie Chlodwig liebte, mit ganzer Kraft ihrer Seele. Das Wiedersehen hatte darüber entschieden. Und nun, in dieser trübselig bangen Stimmung, erschien ihr auch ihre Liebe hoffnungslos. Sie glaubte sich von ihm mißachtet, für immer verworfen! — Langsam, fast unwillkürlich nahm sie den Weg zum Dorfe hinunter. Ein Wagen mit Feldfrüchten fuhr langsam dahin, das Gespann wurde geführt von einem nebenher schreitenden jungen Knechte. Seine Züge kamen ihr bekannt vor, auch er stutzte, und zog mit blödem Lächeln die Mütze, ohne seinen Weg aufzuhalten. „Girgl, bist Du's denn wirklich?" rief sie. Er nickte verlegen. Aus dem allerliebsten Geißbübchen war ein halbwüchsiger, aber schon recht langbeiniger und reizloser Bursche geworden. Er stand als Knecht bei einem Bauern in Dienst. Verlegen brachte er jetzt nur einige Antworten über die Lippen. Doch erfuhr Elfriede, daß die alte Trude gestorben sei, aber noch eine Genugthuung erlebt habe. Denn der brave Gabriel Neuntöter war eingesteckt worden, und vermuthlich lebenslänglich, weil er, nach dem Ausspruche Girgls, „Geschichten gemacht" hatte.

Der Regen begann von Neuem, und Elfriede wendete sich nach Hause. Sie setzte sich an das Lager des Kranken, suchte in sich selbst nach Dingen, die ihn durch Gespräch erheitern sollten. Aber die alte Frau war auch von der Gesellschaft, und für sie schien jede Ablenkung unmöglich. Klagen, trostlose Schilderungen, Schlechtigkeiten ringsumher! Als die Rede auf den gefällten Wald kam, berichtete sie, daß der Besitzer desselben nun auch gestorben, und der heillosen Wirthschaft in seinem Hause damit ein Ziel gesteckt sei. Elfriede horchte plötzlich auf. Der Verstorbene war Chlodwigs

Oheim. Frau Heller hatte bei dem früheren Besuche sich gehütet, über den alten Gutsbesitzer etwas mitzutheilen, da sie den Neffen desselben mit Elfrieden im Verkehr sah. Jetzt aber war ihr die Zunge gelöst, und sie erzählte von der Spielhölle, die er im Hause unterhalten, von den Gelagen mit seinen Kumpanen, und wie er all' sein Hab und Gut so gotteslästerlich durchgebracht habe, daß für die Erben nichts und gar nichts übrig geblieben sei.

Wenn Elfriede aus der Hauptstadt mit dem Plan abgereist war, in der Einsamkeit an Chlodwig zu schreiben, sich vor ihm zu rechtfertigen, so fühlte sie jetzt die Unmöglichkeit eines solchen Versuches. Zwar in Gedanken schrieb sie diesen Brief immerfort, aber jede Fassung verwarf sie wieder. Es erschien ihr wie Zudringlichkett, was immer sie ihm auch sagen mochte; es warnte sie eine ernste Stimme vor dem ersten Schritte der Annäherung. Und doch hätte sie vergehen mögen vor innerem Weh. Sie, die immer stark und mit Ausdauer auch harte Lebenslagen überwunden hatte, fühlte sich zum erstenmal im Innersten schwach, und diese Erkenntniß bedrängte sie nur noch empfindlicher. So vergingen mehrere Tage, freudlos, öde, nicht minder aufreibend, als wenn sie dieselben im Treiben der Hauptstadt hätte durchleben müssen. Sie beschloß auch, zurückzukehren, sie wollte wieder gefaßt sein, und im Strome der großen Welt den Schmerz über ihre zerstörte innere Welt überwinden.

Noch einmal ging sie auf dem Feldwege, jetzt zwischen den kahlen Stoppelfeldern, unter grau bedecktem Himmel, der Waldstätte entgegen. Da tauchte aus dem hohen Gestrüpp eine Gestalt vor ihr auf, und, wie aus der Erde gewachsen, stand Chlodwig vor ihr. Sie erschrak über die

unerwartete Erscheinung, und ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen. Er aber schritt mit ernstem Gruße auf sie zu, und schien sich über die Begegnung nicht zu wundern.

„Sie sind zu dem alten Platze zurückgekommen, gnädiges Fräulein, und ich auch!“ begann er ruhig. „Wir wußten beide nicht, wie wir diese Gegend wiederfinden würden, wiewohl ich sie mir nach den empfangenen Forstberichten einigermaßen verändert vorstellen konnte.“

Elfriede hatte sich bezwungen. „Alles zerstört!“ sagte sie. „Die schönen Bäume!“

„Bäume und Wald wachsen auf's neue,“ entgegnete er, „und ähnliche Thäler und Berge, ja schönere, gibt es überall. Wir, die wir los und ledig durch die Welt gehen, haben wenigstens den Vortheil, uns nach Gefallen Bäume und Schatten suchen zu können.“

Schweigend gingen sie eine Weile neben einander her. Dann begann er: „Ein alter Bekannter von uns, Girgl genannt, sagte mir, daß er Sie wieder in der Gegend gesehen habe, und so wollte ich nachforschen, ob er wahr gesprochen. Sie fragen vielleicht, was mich hergeführt? Mein Oheim ist gestorben, und hat mich wirklich zum lachenden Erben der fünf Tanten gemacht.“

Aber es war für beide nicht die Stimmung zum Scherzen da. Bald darauf hub er wieder an: „Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, wenn ich mich in Dinge mische, die — mich nichts angehen! Ich wurde einen Tag länger als ich Ihnen angegeben, in der Hauptstadt zurückgehalten. Einige Stunden benutzte ich, um Sie aufzusuchen, denn ich fühlte die Nothwendigkeit, mich zu entschuldigen, gewisser Aeußerungen wegen, die ich über Jemand gethan.

Ich fand Ihre Wohnung verschlossen, und empfing die Nachricht Ihrer plötzlichen Abreise."

„Ich bitte Sie, diese Entschuldigungen ganz zu übergehen!" sagte Elfriede. „Eher war ich Ihnen eine Rechtfertigung schuldig. Meine plötzliche Abreise war der Anfang dazu."

Er sah sie überrascht an. „Diese Abreise soll doch wohl nicht im Zusammenhang stehen mit meinen Aeußerungen?"

Elfriede nahm ihre Kraft zusammen. „Sie scheinen Freunde in der Hauptstadt zu haben," sagte sie. „Vielleicht wurde von denselben auch über mich gesprochen! Was sagten sie?"

„Gnädiges Fräulein — nun wohl! Ein Bekannter von mir, der in einer Musikaufführung mitwirken sollte, darin man auch auf Sie gerechnet hatte, theilte mir in der letzten Stunde unseres Beisammenseins mit, daß Sie Ihre Betheiligung plötzlich aufgegeben hätten. Es entstand Verwirrung und Aufsehen, zumal man sich — bei der Lage der Dinge — Ihren Rücktritt nicht erklären konnte."

„Und was verstand man unter dieser — Lage der Dinge? Reden Sie ganz ohne Zurückhaltung!"

„Man sagte, daß — Herr Bornhofen die Aussicht habe, Ihre Neigung zu gewinnen, daß er sein Haus —"

„Das Gerücht lügt!" unterbrach ihn Elfriede mit Heftigkeit. „Der Mann ist mir niemals auch nur von der geringsten Bedeutung gewesen, und ich glaube dies durch mein Betragen ihm und den Leuten gezeigt zu haben! Sein Haus wollte ich nicht betreten. Um mich dazu zu zwingen, wußte er jene musikalische Aufführung schließlich in seine Räume zu locken — ich bin überzeugt, daß es ein abge-

karteter Plan war! Auch ohne Ihre Aufklärung würde ich seine Schwelle nicht überschritten haben. Was Sie mir aber mittheilten, bestätigte nur meinen geheimen Widerwillen und bewog mich zu einem Schritte, der die Ueberklugen auch über meine Gesinnung ein wenig aufklären soll!"

Chlodwig hatte mit beglückender Ueberraschung und in tiefster Seele aufathmend zugehört, aber zu erwidern vermochte er im ersten Augenblicke nichts. Auch Elfriede schwieg, und so schritten beide wortlos eine Weile nebeneinander hin. Sie hätten einander so viel zu sagen gehabt, das Herz hätte ihnen überquellen mögen, aber es schien so unsagbar schwierig auszusprechen, was denn doch nicht länger zu verhehlen war. Das letzte fühlte Chlodwig von Secunde zu Secunde mehr, und plötzlich blieb er stehen und die Worte rangen sich von seinen Lippen: „Elfriede! Lassen Sie mich Alles auf einmal sagen!"

Sie schrak zusammen und ihr Herz pochte lebhafter. „Auf diesem Boden wanderten wir einst als Freunde, harmlos, fast wie beglückte Kinder!" so fuhr er fort, „Meine Freundschaft hat sich befestigt, vertieft — ich liebe Sie! Liebe Sie mit jedem Herzensschlage, mit jeder Regung meiner Seele, mit jedem Gedanken! Ich habe die Kühnheit, Sie vom Geschick für mein Dasein zu verlangen! Elfriede — entscheiden Sie über mein Geschick!"

Sie sah ihn an mit Augen, die sich feuchteten vor unendlichem Glücksgefühl, aber ihr schienen Worte noch zu fehlen. Endlich rief sie: „Ach! Ich hätte Ihnen selbst längst das Gleiche sagen mögen!"

Nun aber brach das Entzücken des jungen Mannes in lauten Jubel aus, und indem er die Geliebte mit kräftigem

Arm umschloß, schienen alle seine Lebensgeister zu noch unbekannter Freudigkeit erwacht. Lag auch der Himmel grau und herbstlich über den Glücklichen, war auch der Wald niedergehauen, der Weg rauh und uneben, sie vermißten nicht die alte Wipfelpracht, noch die verschwundene Sommersonne. „O, Du einzig Geliebte!" rief Chlodwig. „Du sollst, wenn Du mein bescheidenes Leben theilen willst, doch nicht in die Wüste mit mir! Kunst und auch eine geistige Welt haben auch wir in unserer kleinen Residenz; ein schönes Museum, ein gutes Schauspiel, Anregung und frohes Streben, und auch ein Stückchen von großer Welt, auf die Du nicht zu verzichten brauchst."

„Hier soll meine Welt sein!" rief sie, indem sie ihn umschlang. „Hier allein! Die große Welt, in der ich aufgewachsen, gilt mir nichts mehr, wenn ich in dieser ewig daheim bleibe!"

„Und denke nur nicht, daß Du einen bloßen Bettelmann zum Liebsten hast!" fuhr er im hin und her eilenden Gespräche fröhlich fort. „Bin ich doch sogar ein Erbe. Zwar von diesem Grund und Boden und drüben von dem Hause meines Oheims gehört mir nichts mehr. Das hat Alles verkauft werden müssen, um die Schulden der alten munteren Graubärte zu decken, die hier so löblich gewirthschaftet haben. Aber mir sind noch die Abbilder der fünf Tanten geblieben — ja sogar, zu meiner höchsten Ueberraschung, noch etwas — von den Hunderttausenden doch ein paar allerliebste kleine Tausend! Für einen armen Schulmeister ein unerhörtes Capital! Ach Liebste! daß Besitz auch glücklich machen kann, fühle ich erst in dieser Stunde!"

„Er reicht doch nicht an das, was wir innerlich schon besaßen!“ entgegnete Elfriede. „Beide haben wir schon Ernstes und Hartes im Leben erfahren, aber unsere Kraft daran bewährt. Als wir uns fanden, warst Du der jüngere, wiewohl wir gleichen Alters sind. Nun aber sollst Du mir der ältere sein, denn Du weißt zu handeln, weißt Dich zu bescheiden, und hast die hellen Augen des Lebensmuthigen, die ich über mir weiß, und in die ich schaue, um mein Glück und Heil darin zu finden!“

Arm in Arm schritten sie auf dem Wege dahin, der jetzt nur noch mit Gestrüpp und aufgeschichtetem Holz eingefaßt war. Und dennoch fanden sie ihn schön, und die Stunde schöner als alle vergangenen aus den ersten Tagen ihres Waldlebens.

Unterwegs.

Anmerkungen.

Durch den Buchenwald, welcher, hoch über Felsen und Rebenpflanzungen, zur Seite des schönen Stromes die Gebirgsrücken bedeckt, schritten zwei junge Männer in angeregter Unterhaltung. Es war ein Sommernachmittag, dessen Gluthen hier oben durch Schatten und kühlere Waldluft gemildert wurden. Der Weg, nicht überall bequem, und den großen Wanderzügen unbekannt, welche unten auf der Schienenstraße dahinfuhren, stieg oder senkte sich abwechselnd, machte Schlangenwindungen um breite Schluchten und überraschte durch lichte Ausblicke über Wipfel und Felsen auf das gegenüber liegende Ufer mit seinen duftigen Seitenthälern. An ihrem Eingang wurde dann wohl ein altes Burggemäuer begrüßt, oder ein Städtchen in der Tiefe an den sonnigen Rheineswellen.

Die Wanderer hatten sich auf der Bahnfahrt als akademische Genossen erkannt, und um das unvermuthete Wiedersehen länger zu genießen, einen Zug überschlagen und einige Stunden mit einander nach alter Art zu wandern beschlossen. Denn ihre Reiseziele waren nicht die gleichen und es galt, sich an einem der nächsten Haltepunkte des Zuges wieder zu trennen. Nun schritten sie, des beschwerenden Gepäcks ledig, und damit gleichsam aller Bande frei, durch den Wald und priesen das glückliche Zusammentreffen, das ihrer Reise einen fröhlichen

Tag mehr bot. Fünf Jahre lang hatten sie sich, seit ihrem Abschied in der Universitätsstadt, nicht gesehen, aber das schnelle Wiedererkennen sagte, daß sie sich in dieser Zeit, wenigstens in ihrem Aeußeren, kaum verändert hatten. Sie waren in jüngeren Jahren Freunde gewesen, trotz der Verschiedenheit ihres inneren Wesens; die Freude, welche sie heute bei dem unverhofften Wiedersehen empfanden, machte ihnen klar, daß sie, trotz der Entfremdung durch Raum und Zeit, die alten brüderlichen Empfindungen noch bewahrt hatten.

Wie es nach einer längeren Trennung zu geschehen pflegt, hatte das Gespräch schon in der ersten Stunde Fernes und Nahes, Erinnerungen und Pläne, Ernstes und Lächerliches, so ausgiebig und in rascher Folge berührt, daß es einen Augenblick erschöpft zu sein schien. Vom Reden und raschen Ansteigen athemlos, blieben die Wanderer vor einem Ausblick plötzlich stehen, trockneten die Stirn und schienen einander jetzt erst genauer und mit einer gewissen Prüfung zu betrachten.

„Ich glaube, Du bist noch gewachsen!" rief halb lachend der Kleinere aber Aeltere, indem er den Andern von oben bis unten musterte. „Auch sehe ich sonst noch einige und zwar recht vortheilhafte Veränderungen. Zwar die Gesichtsfarbe ist noch immer blühend, wie dazumal, als sie, allen Deinen Studien und Nachtwachen zum Trotz, uns zu ärgerlicher Spöttelei herausforderte; der Krauskopf ist noch immer ziemlich kurz geschoren, aber der einst leichte Anflug um das Kinn ist zum Vollbart geworden, und eine gewisse Würde liegt über der männlichen Stirn. Es mag die Würde des Amtes sein, das Du früh genug erworben, welche Deinem von uns oft gefürchteten Ernst jetzt die erhöhte Macht giebt."

Der Sprecher, welcher dies mit neckendem Tone sagte und mit lachend herausfordernden Blicken begleitete, mußte sich gefallen lassen, daß der Freund auch ihn einer Musterung unterzog und ihm heiter entgegnete: „Immer noch Lanzelot vom See, der Zögling der Wasserfrauen! Immer noch das phantastische Universum von Kunst und — Costümentfaltung!"

Der mit dem akademischen Scherznamen Lanzelot Gerufene — ein Name, der ihm hier bleiben mag — lachte etwas unbehaglich berührt, aber gutmüthig genug, warf einen Seitenblick auf die unscheinbar einfache Reisekleidung des Freundes und nannte ihn einen Spottvogel. Lanzelots Erscheinung war in der That in die Augen fallend. Das dunkle Haar trug er lang gelockt auf die Schultern niederfallend, dazu einen Schnurrbart und sorgfältig behandelten Knebelbart. Da er, besonders auf Reisen, gern einen etwas malerischen Anzug wählte, war er heute in einem Kittel von goldbraunem Sammt zu sehen, während sich um seinen Hals ein dunkelblaues Halstuch, leicht geschlungen, knüpfte, gleichfarbig mit dem Bande, welches an seinem Strohhut flatterte. Man konnte nicht sagen, daß er lächerlich oder ohne Geschmack gekleidet gewesen wäre, zumal ihm Alles, was er trug, wohl angepaßt und von den besten und kostbarsten Stoffen war; trotzdem konnte der Freund, der seiner Geschmacksrichtung lange entwöhnt war, eine kleine Lustigmacherei nicht unterdrücken.

„Meinetwegen!" rief Lanzelot. „Laß uns immer bei den gewohnten Namen bleiben, und dulde, daß ich für Dich den Namen ‚Isegrim' wieder erwecke, mit dem wir unsern strengen Herrn Robert Eisenhart einst beehrten. Ich weiß auch noch den Augenblick, da Dir, dem Jüngsten von uns,

als Du Dir herausnahmst uns sittlich abzukanzeln, dieser Name zuerst zugerufen wurde. Felix Wartenberg erfand ihn für Dich — aber, Isegrim, wie konnte es geschehen, daß wir unseres armen Freundes jetzt erst gedenken? Er war der schönste und liebenswürdigste Junge, den ich je gekannt. Von seinem plötzlichen Tode zu hören, ging mir unsagbar nahe. Ich hatte die Universität bereits verlassen, auf der ich mich länger als nöthig umhergetrieben. Die Trauerkunde erreichte mich in Italien. Aber Du warst bei ihm in seinen letzten Stunden, Du mußt die unselige Geschichte, die ihn dahinraffte, genauer kennen. Wie war es möglich, daß er, der friedfertigste und versöhnlichste Mensch, zu einem Pistolenzweikampf kommen konnte?"

„Es war eine von jenen an sich bedeutungslosen, ja kindischen Veranlassungen," entgegnete Eisenhart, „die, durch Hin- und Herreden gesteigert und zur Erbitterung geführt, den aufgeregten Gemüthern endlich nicht anders lösbar erscheinen, als durch Waffen. Wartenberg nahm sie als Ehrensache und war durch nichts davon abzubringen. Wenige Tage darauf traf ihn des Gegners tödtliche Kugel. Er hatte nur noch Stunden zu leben. Auf seinen Wunsch, den er in den letzten Augenblicken noch aussprechen konnte, übernahm ich die traurige Mittheilung und Verhandlung mit seiner Familie."

„Armer Felix! Kanntest Du seinen Vater?"

„Niemand von den Seinen. Nur ihren Wohnort wußte ich, und daß sein Vater Oberförster war. Doch hat dieser den Tod seines Sohnes nie erfahren, da er selbst damals krank lag und bald darauf starb. Die Mutter lebte auch nicht mehr. Ich wechselte noch einige Briefe mit einer

andern Hand, bis das — endlich aufhörte. Seitdem weiß ich nichts mehr von ihr."

„Von ihr? Von wem?" fragte Lanzelot.

„Nun, von seiner Familie!" entgegnete Eisenhart.

Die Freunde gingen eine Weile schweigend neben einander her, jeder mit Gedanken, die durch eine ernste Erinnerung angeregt waren, beschäftigt. Sie bemerkten nicht, daß sie den Hohlweg, auf dem sie bisher geschritten, verlassen hatten, und die Wege ein mehr gepflegtes Aussehen trugen, sie übersahen, daß manche Durchblicke auf die Landschaft nicht mehr wie zufällige Waldlichtungen aussahen.

Da blieb Eisenhart an einem Buchengebüsch stehen und nahm etwas von einem hervorspringenden Zweige ab. „Hier hat eine Hand mit sinnigem Spiel gewaltet," sagte er, einen Graskranz betrachtend, der aus fünf Halmen geknüpft war.

„Was ist das?" fragte Lanzelot.

„Ein Stückchen Volksglaube und unbewußtes Heidenthum, hier vielleicht ein Mädchen-Orakel. Fünf Halme in der Hand werden auf's Gerathewohl an den Enden zusammengeknüpft. Bringt der Zufall sie in einen Ring oder Kranz zusammen, dann erfüllt sich ein Wunsch, der das Spiel beseelt hatte. Die Hand, welche diesen Kranz an den Weg hängte, mochte von freudigem Herzen bewegt sein. Das bringt auch dem Finder Glück!" Robert Eisenhart hängte den Kranz auf seinen Hut, auf welchen er paßte.

Lanzelot lachte. „Wenn es noch ein Epheukranz wäre!" rief er. „Oder Rosen! Oder Lorbeer! Aber ein dünner Grasfaden — ein recht bescheidner Schmuck! Und gar

diesen sinnigen Aberglauben hätte ich Dir nicht zugetraut, würdiger Isegrim!"

„Muß man schon einen Aberglauben theilen," entgegnete Robert, „wenn man auf das Spiel, welches er hervorrief, eingeht? Es lebt im Volke unendlich viel Aberglauben fort, zum Theil an die Natur gebunden, zum Theil aus mythologischer Urzeit herstammend, und bewußt oder unbewußt ist auch unsre Bildung mit ihm durchsetzt. Kann er keine gewaltigen Stämme und Wurzeln mehr treiben, so lebt er nach Jahrtausenden noch mit unzähligen zarten Wurzelfasern aus uralter Geistesdämmerung fort und dringt im Kleinen zum Sonnenlicht, wie Blumen auf Feld und Anger. Was sind unsre Wald- und Volksmärchen Anderes? Man freut sich ihrer, das ist Alles. Das unbewußt dichtende Gemüth des Volkes schafft in kindlicher Freude an Spielen fort, die vielleicht einst eine ernstere Bedeutung hatten. So ist auch dieser Graskranz aus einer poetischen Seelenstimmung hervorgegangen. Ob ich ein sinniges Märchen im Walde anhöre, oder einen Graskranz finde, es kommt auf Eins heraus. Beide erzählen mir etwas. Bei dem letzten wird die Phantasie um so mehr angeregt, ich muß mir eine Geschichte dazu erfinden, und sie wird poetisch werden ohne mein Zuthun. Du, als Poet, kannst darin nichts Auffallendes finden."

Lanzelot machte eine abwehrende Handewegung, aber sein Lächeln sagte, daß ihm die Bezeichnung nicht mißbehagte.

Ein Ausruf der Ueberraschung unterbrach plötzlich das Gespräch der Freunde. Denn sie traten aus der Waldesdämmerung auf eine sonnige Halde, die sich wie eine Matte von oben herab und vom Wege aus in die Tiefe senkte,

bedeckt mit Sommerblumen und duftendem Thymian. Der Blick von hier aus ging frei über den Rhein und in ein malerisch aufgestuftes Seitenthal, im schönsten landschaftlichen Farbenglanz. Der Anblick hatte etwas festlich Empfangendes.

„Hier laß uns rasten!“ sagte Robert, indem er sich auf das schwellende Moos niederließ, über welches eine breitästige Buche ihren gastlichen Schatten deckte.

Da Lanzelot sein Zeichenbuch hervorzog und das Bild zu skizziren versuchte, begann Eisenhart: „Auch dieser Kunst bist Du also treu geblieben! Du warst in Italien, hast auch sonst schöne Reisen gemacht — von Deinen übrigen Erlebnissen weiß ich freilich nur wenig.“

„Erlebnisse!“ rief Lanzelot. „Ein großes Wort! Wer kann heutzutage noch viel erleben? Ich war reichlich unterwegs, habe mich nach Erlebnissen und Abenteuern gesehnt, aber Alles was man erfährt und befährt, geht so geschäftlich prosaisch zu, daß man nirgends eine poetische Stimmung behält. Man wird vom Dampfe durch die Welt gehetzt, man kommt an, man ist da, und Alles, was gemeinsam gekommen ist, läuft auseinander. Ob man reist oder zu Hause bleibt, man sitzt immer in der Prosa, man erlebt keine Poesie mehr, nicht das geringste kleine Abenteuer! Die Leute sind so nüchtern geworden, daß das Phantastische sie erschreckt, oder daß sie es gar als lächerlich ablehnen. Etwas Großes zu erleben, hat Niemand mehr den Muth. Alles verbirgt sich vor dem Ungewöhnlichen, weicht aus, duckt sich, hat nur allergewöhnlichste Zwecke. So kann überhaupt nichts Ueberraschendes, Großes, die Phantasie Bewegendes, vor uns treten, das ein Erlebniß zu nennen wäre. Du freilich scheinst genügsamer, da Dich ein Kranz von Gras-

halmen schon dichterisch oder zufrieden stimmt. Ich brauche leider mehr!"

„Muß das, was man erleben soll, immer als ein unerhört in die Augen Fallendes oder Abenteuerliches von außen kommen?" fragte Eisenhart gelassen, indem er einen Thymianstengel brach und den Duft davon einathmete. „Innere Erlebnisse sind meist die bedeutungsvolleren und mehr poetischen."

„Halte mich nicht für einen Einfaltspinsel, Isegrim!" rief Lanzelot. „Nur was man innerlich erlebt, ist ein wahres Erlebniß, darin hast Du recht. Aber gestehe mir auch zu, daß unser äußeres Leben alles schönen sinnlichen Reizes entbehrt! Wie wir in eine farblose, häßliche Kleidung hineingetrieben werden, so ist unser ganzes Dasein von trivialen, erkältenden, drückenden Schranken umstellt, worin immer nur die Worte Arbeit und Pflicht ertönen."

„Dir auch? Bei Deiner Unabhängigkeit?" fragte Eisenhart verwundert. Da Lanzelot auf eine Antwort warten ließ, begann er nach einer Weile wieder: „Lieber Freund, ich habe, trotz Deiner Anspielung auf allerlei Enttäuschungen, doch keinen rechten Ueberblick Deines Lebensganges in den letzten Jahren; doch nehme ich an, daß Deine frühere günstige Lage noch dieselbe sein wird. Glänzende äußere Verhältnisse — was man so nennt — stellen Dich vor jeder Entbehrung sicher. Du bist nicht genöthigt, um Erwerb zu arbeiten. Du bist mit Talenten reich ausgestattet. Du zeichnest und malst, Du bist musikalisch, Meister auf dem Piano; Du dichtest — ich denke an die Tragödie, welche Du uns einst vorlasest —"

„Um Gotteswillen, erinnere mich nicht daran!"

„Sie gefiel uns doch damals sehr wohl, und die immer

wiederholten Gespräche und Untersuchungen, denen wir sie unterzogen, zeigte Dir, wie sehr sie uns interessirte. Vielleicht ist es die Vielseitigkeit Deiner Begabung, die Dir Unbehagen macht. Wenn Du den Reichthum, mit dem die Natur Dich ausgestattet, beschränktest, um ein einziges Deiner Talente auszubilden, ihm ganz zu leben, möglich daß Dir dann wohler würde, und Du zu einer froheren Lebensbetrachtung gelangtest. Entweder male, oder dichte, oder musicire. Treibe Eins ganz, fühle Dich darin als strebender und schaffender Künstler, und das Wohlbehagen, die Poesie, welche Du darin findest, wird Dich milder gegen die Außenwelt stimmen."

„Aber welche meiner Beschäftigungen soll ich an die Spitze berufen?" entgegnete Lanzelot. „Habe ich Stunden lang in den Tasten gewühlt und geschwelgt, dann ruft mich die Staffelei plötzlich, wie eine eifersüchtige Geliebte, die sich vernachlässigt fühlt. Und habe ich Tage lang gemalt, so gehen mir Verse, Tragödienstoffe, wer weiß was, durch den Kopf, und Piano und Staffelei sehen mich für lange Zeit nicht wieder. Dann ergreift mich plötzlich ein unwiderstehlicher Drang in's Weite. Ich muß auf kurze Zeit nach Italien — ich wäre ruhelos, verloren, wenn ich nicht fortreiste! Ich muß, um alte Eindrücke zu erneuern, oder neue Anregungen zu gewinnen, irgend eine Bildergalerie in Deutschland wiedersehen; ich muß irgend einer musikalischen oder dramatischen Aufführung, die als Weldwunder ausposaunt wird, beiwohnen — ich muß, ich kann nicht anders!"

„Und fühlst Du Dich dabei glücklich?" fragte Robert.

Lanzelot wich der Antwort aus. „Was man dabei erlebt," fuhr er fort, „ist eben auch nichts Sonderliches. Man sucht mit Unruhe etwas innerlich Durchgreifendes, aus

dem Gewöhnlichen Erhebendes, man sucht ein Erlebniß, und man findet in dem ausgerufenen neuen Weltwunder einen leeren und buntgemachten Allerweltsplunder, und vor dem künstlerisch wahrhaft Großen erkennt man, daß man selber nichts kann. Es ist ein recht prosaisches Gefühl!"

„Das doch aber zu überwinden wäre!" meinte Eisenhart. „Kann man das Eine nicht, vielleicht kann man das Andere. Wäre ich in Deiner unabhängigen Lage" — fuhr er halb zögernd und prüfend fort — „ich würde das Dilettiren lassen — gesetzt, daß ich mein Treiben als solches erkannt hätte — und versuchte es mit dem thätigen Leben. Du hast Dich sonst für Politik interessirt, hattest im Fluge mehr von solchen Dingen erhascht, als uns Andern gelingen wollte, und warst eifrig in Erörterungen über politische Streitfragen oder Kammerreden —"

„Auch das ist nichts für mich, guter Isegrim — dies erst gar nichts! Und da ich doch einmal bei Bekenntnissen bin, so gestehe ich, daß ich viel zu bequem und — eitel bin, um mich auf einen so gefährlichen Boden zu wagen. Ueberdies bin ich dreißig Jahre alt, bin in dieser Zeit immer verwöhnt worden und habe mich selbst verwöhnt, und die Möglichkeit meinen Launen leben zu können, hat meine Ausdauer für scharf gemessene Pflichten nicht erzogen. Ich kann wohl allerlei treiben, und oft mit einer Versessenheit, die meine gar zu sehr besorgte Mutter um meine Gesundheit ängstlich macht, aber pflichtvoll arbeiten —? Nein, dazu ist es mir immer zu gut ergangen."

Ein solches Bekenntniß kann nicht gemacht werden, ohne, den Zuhörenden zu einer Vergleichung herauszufordern. Lanzelot empfand das selbst, und da er wußte, daß der

Freund seinen Gedanken darüber nicht Worte geben werde, fuhr er fort: „Das war bei Dir freilich ganz anders, lieber Isegrim! Du hast Dich von früh auf, unter mancher Entbehrung, durch das Leben arbeiten müssen, hast Deine Energie, Dein Pflichtgefühl, Deinen Charakter dabei gestärkt, und Dir unsere Achtung, ja Bewunderung schon in den akademischen Kreisen erworben. Du kannst mit Selbstgefühl auf Alles, was Du erreicht, als auf Dein eigenes Werk, und somit als auf einen höherer Besitz blicken. Du bist mit siebenundzwanzig Jahren bereits angesehen in der Wissenschaft und in öffentlicher Stellung und Wirksamkeit. Vor jeder ernsteren Beurtheilung wird Deine Lage als die vorzüglichere gelten. Es ist aber die Frage, ob Du der meinigen ganz gerecht werden kannst? Leute, wie Du, sehen Meinesgleichen meist mit etwas philiströsem Vorurtheil an."

Eisenhart wollte das Gespräch nicht ernster werden lassen, zumal er einen kleinen Schatten auf dem sonst heiteren Gesicht seines Genossen erblickte. „Lanzelot!" rief er halb lachend: „Es giebt ein Mittel, Dich mit der Welt und Dir selbst auszusöhnen! Du mußt Dich verheirathen!"

„Was?" schrie Lanzelot, indem er in komischem Entsetzen zurückwich: „Bist Du mit meiner Mutter heimlich verschworen? Die läßt mir auch keine Ruhe und wird nicht müde, mir Mädchen mit oder auch ohne Vermögen — so weit geht sie bereits — zur Ehe vorzuschlagen. Ich wohne nämlich nach wie vor mit Mama zusammen. Obgleich sie noch eine glänzende Weltdame ist, scheut sie es nun längst nicht mehr, Großmutter zu werden, ja es erfaßt sie zuweilen eine Angst, ich könnte unverheirathet bleiben, und unser erlauchtes Geschlecht — mein Großvater war Holzhändler

und begründete als solcher den Besitzstand des Hauses, seine Tochter heirathete dann freilich meinen adligen Herrn Papa — kurz, dieses Haus könnte durch meine Unterlassungssünden aussterben! Meine Mutter trägt mir vorwurfsvoll nach, daß ich durch ihre Güte einmal sogar eine Gräfin hätte haben können — ach Gott, sie war danach! So geht es jahraus jahrein mit Vorschlägen, die mich nicht selten aus dem Hause treiben. Und jetzt bin ich gar auf einer Hochzeitsreise — nicht auf meiner eignen, sondern zu einer befreundeten Familie, um die Geschenke meiner Mutter zu überbringen. Ich bin von ihr bereits unterrichtet, daß ich in dem Kreise dort ein halbes Dutzend hübscher und auch wohlhabender Mädchen finden würde, deren eine oder die andere ihr ganz genehm sein möchte; ich bin sogar überzeugt, daß sie hinter meinem Rücken bereits einige Winke dorthin vorausgeschickt hat, um kleine Geschäfte in Gang zu bringen. Hol der Kuckuck die Prosa eines solchen Verheirathens!"

„Eines solchen, ja!" sagte Robert. „Hast Du aber niemals geliebt —? Verzeih, die Frage ist indiscret —!"

„Oh —!" entgegnete Lanzelot in gedehntem Tone: „Oh, gewiß! Oder vielmehr — eigentlich hat mich noch Keine recht befriedigt. Ueberdies habe ich Unglück gehabt, ein paar Mal schon. Wenn ich noch im besten Courmachen war, verlobten sie sich plötzlich mit einem Andern, und ich stand verblüfft und hatte das Nachsehen. Aber es war recht gut, denn ich brauche Leidenschaft, und wo ist heutzutage Leidenschaft zu finden? Unser Leben ist so zahm, so beschränkt, so ganz ohne jedes kühne Wagniß! Mein Fall wäre, mir mit Lebensgefahr die Geliebte aus der Gefangenschaft italienischer Räuber zu erkämpfen! Oder sie an der Spitze entschlossener

Männer den Rothhäuten im Urwald abzukämpfen! Oder ich müßte sie aus dem Wasser ziehen, aus dem Feuer retten; und dann würde ich mir die Gerettete immer noch sehr genau besehen, ob sie auch meinen Ansprüchen genügte. Sie müßte schön sein, sehr graziös; sie müßte vorzüglich tanzen, eine brillante und ausgebildete Stimme haben — lache nur, Du Spötter! Ich kann das auch, denn ich weiß, daß mir das Alles nicht zu Theil werden wird in der trostlosen Prosa unserer Gegenwart!"

Lanzelot stimmte getrost und liebenswürdig in das Lachen seines Gefährten ein. Dann fragte er plötzlich: „Nun aber, was würdest Du für Ansprüche an eine künftige Frau machen? Denn heimlich verheirathet wirst Du ja noch nicht sein!"

Robert schüttelte den Kopf. „Ansprüche?" entgegnete er. „Ich habe nie darüber nachgedacht. Frage mich zehn Jahre nach meiner Verheirathung, wenn ich je heirathen sollte, dann kann ich Dir vielleicht sagen, welche Ansprüche ich gemacht habe?"

„Du bist zum Verzweifeln, Isegrim, in Deiner philiströsen Musterhaftigkeit! Und ich sehe den Gegenstand Deiner Wahl schon leibhaftig vor mir! Du wirst unter den Töchtern Deines Wohnortes die Augen auf diejenige richten, welche sich am bescheidensten und einfachsten trägt, grau in grau, oder schwarz; rosa oder blau werden als allzu auffallend oder weltlich verbannt sein. Sie wird schweigsam sein, mit seelenvollen Augen, wird viel gelernt haben, ohne sich mit ihrem Urtheil oder Wissen kund zu geben. Vielleicht wird sie sogar Lehrerin gewesen sein nnd ein unterdrücktes Leben geführt haben; vielleicht auch hat sie, als irgend sonst ein

Gegenstand der Aufopferung, wirthschaften und kochen gelernt. Mütter, welche ihre Töchter bereits an den Mann gebracht haben, werden dieses Mädchen sehr schätzen, es für musterhaft erklären, und verheirathete Männer ihr eine erlaubte Hochachtung erweisen. Und Du wirst eines Sonntags Deinen Frack anziehen, wirst Dich zuerst zu ihren Angehörigen, kühneren Falles zu ihr selbst begeben, und ihr in ruhig ernster Weise mittheilen, daß Deine Wahl auf sie gefallen sei, und dann wirst Du in etwas bewegterem Tone fortfahren, daß, wenn ihr gutes Herz nichts dagegen hätte, ein bescheidenes Lebensgeschick zu theilen —"

Ein helles, jubelndes Kinderlachen unterbrach den Sprecher und bewirkte, daß beide Genossen auffuhren und sich umwendeten. Auf dem Wege über ihnen, welchen sie jetzt erst bemerkten, kam ein kleines Mädchen gesprungen, eine junge Dame huschte neckend hinter ihm her, während eine andere, neben einem jungen Manne in Jägertracht, aus dem Wald geschritten kam. Die Damen trugen Sträuße von Feldblumen in den Händen. Sommerliche Gewänder, breite Strohhüte, Bänder, alles schimmerte farbig, und hatte modisches und gewähltes Ansehen. Sie bewegten sich nicht wie Reisende, sondern wie heimisch an Ort und Stelle.

„Das wird unterhaltend!" rief Lanzelot. „Wir scheinen hier in fremdes Eigenthum gedrungen zu sein, um Rast zu machen. Richtig da oben ist ja auch ein Tisch und Bänke für den Aussichtspunkt des Privatparkes. Man wird sich für die Freiheit, die man sich genommen, entschuldigen müssen!"

Das Kind hatte die Eindringlinge auch schon bemerkt und zeigte nach ihnen hinunter. Der junge Jäger aber warf nur einen flüchtigen Blick nach ihnen und nahm die Kleine

bei der Hand, um sie zu den Damen zurück zu führen, welche am Tische Platz genommen hatten.

Eisenhart hielt es für angemessen, sich mit einem Gruße zu entfernen, da die Gesellschaft augenscheinlich keine Notiz von ihnen nehmen wollte; zumal es fraglich war, ob jene die Gegenwart der beiden Männer hier überhaupt zu entschuldigen hätten. Lanzelot aber, von lebhafterer Phantasie und nicht ohne Lust anzuknüpfen, bestand auf eine Auseinandersetzung mit der Gesellschaft. Schon war er voran, um sich vorzustellen, während Robert am Platze blieb, um dem Genossen die Entschuldigung allein zu überlassen, zumal derselbe gleich zurückkehren mußte.

Die Blicke der Damen richteten sich lebhafter auf den Ankommenden, der Jäger erhob und verneigte sich. Und da Lanzelot bei seiner Vorstellung einen gut lautenden Namen vernehmen lassen konnte, weltmännischen Anstand zeigte und seine Rechtfertigung in angenehmer Weise aussprach, so war der Empfang ein höflicher und freundlicher. Der Jäger bekannte sich in der That als Eigenthümer dieses Grundes und Bodens, die beiden Damen als die liebenswürdigen Gäste seiner Mutter. Das etwas Schmetterlingsmäßige in Lanzelots Kleidung schien die jüngere Dame, und besonders das kleine Mädchen, zu überraschen, wenn auch nicht in unangenehmer Weise. In wenigen Minuten hatte sich eine Unterhaltung angeknüpft, in welcher bereits gemeinsam gelacht wurde.

Eisenhart stand unterdessen entfernt von der Gruppe. Die Unterhaltung dauerte doch länger als er erwartet hatte, und es war ihm eben so unbehaglich, nicht gleich mitgegangen zu sein, als jetzt noch dem Freunde zu folgen. Da sah sich

der Jäger um und that einige Schritte ihm entgegen. Schnell entschlossen that Eisenhart das Gleiche.

Sie trafen in einiger Entfernung von der Gruppe der Uebrigen auf einander. Der Jäger war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von hervorragender Schönheit und Gewandtheit der Formen. Er betrachtete aber die schlichtere, ihn etwas überragende Gestalt Eisenharts mit augenscheinlichem Wohlgefallen, welches in den Ausdruck der Ueberraschung überging, als dieser seinen Namen nannte. Der Jäger sah ihn einige Augenblicke, wie unschlüssig, an. Dann begann er, mit leiserem Tone und etwas vorgeneigt: „Derselbe Herr Robert Eisenhart, welcher kürzlich einen Brief von einem gewissen Oscar Fuchsstein erhalten hat?“

Eisenhart trat einen Schritt zurück. Ein dunkles Roth ergoß sich über sein Gesicht, gemischt mit dem Ausdruck des Unwillens. „Nun ja, derselbe!“ sagte er. „Aber, mein Herr —“

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit“, unterbrach ihn der Jäger, „ich bin dieser Oscar Fuchsstein. Eine spätere Erklärung meines Verfahrens wird Sie, hoffe ich, zufrieden stellen. Ueberdies — Sie sind gekommen! — Das sagt mir, daß meine Einmischung Ihnen wenigstens nicht ganz werthlos erschienen ist. Die ältere der beiden Damen, jene in Weiß mit den dunkelrothen Bändern ist Fräulein Magdalene Wartenberg —“

Eisenhart fühlte sich durchzuckt, und blickte über die Schulter des Jägers nach den Damen hinüber. Dieser aber schien ihm förmlich den Weg vertreten zu wollen und fuhr lächelnd und im Flüstertone fort: „Sie haben einander nie gesehen, wie ich weiß, und Fräulein Wartenberg hat Ihre

persönliche Vorstellung noch nicht entgegengenommen — weiß also nicht, daß Sie in der Nähe sein könnten. Gestatten Sie mir noch eine unbescheidene Frage: Kennt Ihr Gefährte das Ziel Ihrer Reise? Ist er überhaupt in Ihr Geheimniß eingeweiht?"

„Nein, durchaus nicht!"

„So muß ich um so mehr um Verzeihung bitten, als ein Fremder dieses Geheimniß zu theilen, sogar eine Rolle dabei spielen zu wollen! Aber ich habe einen ersten Schritt gethan, es ist — Nothwehr, wenn Sie wollen, für mich selbst, der Sache eine schickliche Wendung geben. Auch die jüngere der beiden Damen, meine Cousine Agnes, gehört nicht zu den Wissenden. Ich werde Sie daher Fräulein Wartenberg vorstellen, und die übrige Gesellschaft auf einige Augenblicke mit mir bei Seite zu nehmen suchen. Alles dies in dem Bewußtsein einer gewissen Schuld, welcher ich mich Ihnen gegenüber nicht zu entziehen denke!" Er verneigte sich und schritt voran, der Andere folgte.

Eisenhart sah, wie der Jäger Magdalenen etwas zuflüsterte. Diese erschrak leise, erhob sich und wendete sich ab, um ihr Erröthen zu verbergen. Dann stellte Oscar ihr den Herankommenden vor, kurz und im Fluge, als wäre es nichts als ein gewöhnliches Geschäft der Höflichkeit. Er wendete sich schnell, machte Agnes plötzlich auf einen prachtvollen Vogel aufmerksam, der sich eben in das Gebüsch niedergelassen haben sollte. Er eilte selbst dahin, Agnes wie ein fröhliches Kind neben ihm her, die kleine Siddy jauchzend voran, und Lanzelot, auf den Spuren der schönen Blondine, hinterdrein.

Robert Eisenhart und Magdalene Wartenberg standen einander zum erstenmal gegenüber. Sie hatten sich nie gesehen und kannten einander aus Briefen doch bereits seit lange — sogar als Freunde, ja sogar als noch etwas mehr.

Eisenharts Erscheinen in dieser Gegend war nicht unvorbereitet. Nur das Zusammentreffen mit Lanzelot konnte ein Zufall genannt werden. Gleichwohl war er auf ein soches Begegnen mit Magdalenen gerade heute, gerade in dieser Stunde, nicht gefaßt, und noch weniger die junge Dame, welche ohne alle Voraussicht dieser Begegnung gewesen war. So standen Beide, die bisher den Wunsch so tief genährt hatten, sich endlich zu sehen, in unverhehlter Befangenheit einander gegenüber und fanden nicht gleich die passenden Worte, um das Gespräch anzuknüpfen. —

Als Robert Eisenhart vor fünf Jahren den Tod seines Freundes Felix Wartenberg an dessen Familie gemeldet hatte, empfing er erst nach einigen Wochen eine Entgegnung und zwar von einer weiblichen Hand. Der Brief war unterzeichnet mit dem Namen Magdalene Wartenberg. Die Schwester des so kommervoll dem Leben Entrissenen meldete, daß sie die Schreckensbotschaft am Sterbelager ihres Vaters empfangen habe, und unfähig gewesen sei, ihrem Verlust zweier so theurer Menschen in Worten Ausdruck zu geben. Zumal sie sich ganz vereinsamt auf der Welt gefühlt, bei einer Last von Geschäften, welche ihr durch den Nachlaß ihres Vaters und durch die Vorbereitung für eine neue, ihr selbst noch dunkle und unbekannte Wendung ihres Lebens auferlegt sei. Robert hatte inzwischen die kleine Hinterlassenschaft seines Freundes geordnet, und gab der Schwester darüber Rechenschaft. Sie entgegnete dankend. So begann

ein Briefwechsel, zuerst in gemessenen Formen, zwischen dem neunzehnjährigen Mädchen und dem zweiundzwanzigjährigen Studenten — seine akademischen Studien gingen nur eben zu Ende — wobei Magdalene den Verkehr mit ihrem Bruder, Robert den mit dem Freunde fortzusetzen schien. Der Ton der Briefe wurde geschwisterlich. Sie theilten einander mehr von ihren äußeren Verhältnissen mit, von ihren Studien, jugendlichen Lebensanschauungen, von kleinen Erlebnissen und Bekanntschaften, so daß Eins in des Andern Kreise sich bald zurechtfinden konnte, fast wie unter eigenen Bekannten. Der poetische Reiz dieses inneren Verkehrs wurde für beide anziehender und mächtiger. Oft wurden in einem Monat mehrere Briefe gewechselt, trat aber einmal eine längere Pause ein, so waren es meist nur äußere Hemmungen, die die Mittheilung unterbrachen. Magdalene war von Hause aus in günstiger Lage, und nur in so fern auf fremde Hilfe angewiesen, als für das junge Mädchen ein Anschluß an ein fremdes Familienleben nöthig wurde. Dieser fand sich für das anmuthige und liebenswürdige Mädchen immer. So machte sie in Gesellschaft Reisen, lebte im Sommer in schönen Gebirgsgegenden, und es fehlte ihr im Winter nicht an der geräuschvolleren Geselligkeit großer Städte, die sie für ihr Streben und ihre Bildung auszunutzen wußte. Ueberallhin folgten ihr die Briefe Roberts, und von überall her empfing er von ihrer Hand, was ihn freute und beschäftigte. Ja bald, was ihn in Erstaunen setzte. Denn er erkannte bei seiner eigenen männlicheren Entwickelung, wie sich Magdalenens Wesen und Charakter immer bedeutender entfaltete. Er sah eine groß und tief angelegte Natur in ungehinderter geistiger Freiheit aufblühen. Dies wirkte auf den Ton und die

Stimmung auch seiner Briefe. Man war bereits zu einer freundschaftlichen Vertraulichkeit in diesem rein geistigen Verkehr gelangt, daß mit dem Gefühl der Nothwendigkeit desselben sich auch die Wärme des Ausdrucks steigerte und Roberts Briefe sogar etwas von leidenschaftlicher Bewegung annahmen. Gleichwohl schien es drei ganze Jahre lang, bei der Entfernung der Freunde und dem immer wechselnden Aufenthalt Magdalenens, nicht möglich, einander zu Gesicht zu bekommen. Und doch fühlte Robert dies bereits als eine Nothwendigkeit. Ein Brief Magdalenens riß ihn zu einem so leidenschaftlichen Entzücken hin, daß er ihr von seiner Liebe sprach, die nie Gesehene um ein unlösbares Band für das Leben, um ihr Herz und ihre Hand bat. Er war entschlossen. Ob sie schön, ob häßlich sein mochte, sie konnte in seinen Augen nicht verlieren, nicht gewinnen, denn ihre Seele war ihm bereits der Inbegriff alles Hohen und Beglückenden.

Eine Antwort auf diesen Brief blieb für seine Wünsche etwas zu lange aus. Und als sie kam, brachte sie ihm Enttäuschung und bitteren Groll. Zwar lehnte Magdalene sein herzliches Entgegenkommen nicht ab, aber sie schrieb doch in mehr gemessener Form und augenscheinlich unter einem fremden Einfluß. Sie theilte mit, daß sie sich inzwischen unter dem Schutze einer Freundin ihrer verstorbenen Mutter befinde, in deren Hause sie nun einen dauernden Aufenthalt und eine Heimath gefunden habe. Es sei unmöglich gewesen, dieser das ganze Verhältniß zu dem Freunde, so wie seinen letzten Brief zu verbergen, und sie halte es für gut, sich dem Rath und den Anordnungen der mütterlichen Freundin zu fügen.

Diesem Briefe Magdalenens war ein anderer von der mütterlichen Freundin beigeschlossen, sehr umfangreich, sehr verständig, in sehr warmer und theilnahmevoller Fassung. Robert lernte in der Schreiberin eine Dame kennen, die ein Verständniß hatte für das eigenartige Verhältniß der jungen Leute, zugleich aber das Gefährliche eines Entschlasses erkannte, der beide schon binden sollte, ohne daß sie die äußere Einwirkung auf einander erprobt hätten. Sie wünschte, daß Eisenhart für's Erste in seiner brieflichen Werbung nicht weiter ginge, und lud ihn ein, ihr Haus bald mit einem Besuche zu beehren, wo er wie ein Jugendfreund ihrer Pflegetochter empfangen werden sollte.

Eisenhart las diesen Brief, den er nach der ersten Lesung grollend weggeworfen hatte, zum zweiten und dritten Mal mit mehr Ruhe und Fassung. Vor seinem Verstande mußte ihm derselbe gerechtfertigt erscheinen, aber sein Herz lehnte sich dagegen auf. Eine Stelle darin verletzte ihn sogar tief und blieb ihm ein dauernder Verdruß. Die „mütterliche Freundin“ sagte, nur beiläufig: Magdalene sei zwar unabhängig, ein „sehr wohlhabendes“ Mädchen, und habe freie Hand, aber — u. s. w. Eisenhart wußte zwar, daß sein verstorbener Freund nicht unbemittelt gewesen, aber er hatte diese Erinnerung nur in so fern auf die Schwester übertragen, als es ihn beruhigte, sie in gesicherter Lage zu wissen. Der Gedanke, daß die „mütterliche Freundin“ wohl gar auf den Verdacht gerathen könne, sein Verhältniß zu Magdalenen beruhe auf einer Speculation, brachte ihn in Empörung. Und wenn er das Mißbehagen darüber auch wieder überwand, da denn doch in dem Briefe der „mütterlichen Freundin“ gar nichts weiter stand, was ihr diesen Verdacht hätte auf-

bürden können, so erbitterte es ihn, daß Magdalene die Entscheidung über seine Wünsche einer dritten Person überlassen, es that ihm weh, daß außer ihnen beiden überhaupt noch Jemand um ihr Verhältniß wußte, der nun sogar das Recht der Einmischung geltend machte.

Es kam ihn hart an, auf diese Briefe zu entgegnen. Und als er es endlich über sich vermochte, da gab ihm die Stimmung nur den kühlsten Ton der Höflichkeit ein. Er dankte der „mütterlichen Freundin“ für die gütige Einladung und ersuchte sie, seine Empfehlung an Fräulein Wartenberg zu gestatten. An Magdalenen kein Wort. Er war außer sich, als er den Brief abgeschickt hatte, und wünschte ihn nicht geschrieben zu haben, aber es war eben geschehen.

Monate vergingen, ein Jahr verging. Eisenhart wurde auf einen akademischen Lehrstuhl berufen. Es gab dazu noch viel Arbeit für ihn. Gleichwohl fühlte er eines Tages das Bedürfniß, der einstigen Freundin die Wendung seines Lebens mitzutheilen. Er schrieb ihr in ruhigem, gemessenem Tone, freundschaftlich, aber ohne etwas von früheren leidenschaftlichen Regungen durchklingen zu lassen. Magdalene antwortete umgehend. Sie schrieb wie eine Schwester, wünschte ihm Glück, freute sich seines Fortschrittes auf der Lebensbahn und fügte nur einige kurze Mittheilungen über sich selbst hinzu.

Ihre Handschrift wieder zu sehen, berührte ihn eigen. Es war noch dieselbe, aber sie erschien ihm fester und sicherer, der Stil des Briefes charaktervoll, selbstbewußt. Er nahm die ganze Reihe ihrer Briefe wieder vor und verbrachte eine ganze Nacht mit dem Lesen derselben, ohne zu ermüden. Er dachte sich die seinigen dazu, aus welchen er sich noch jedes Punktes erinnirte. Von einfachen Mittheilungen waren

sie ausgegangen, die doch einer ernsten Veranlassung nicht entbehrten; sie waren ausgiebiger, lebhafter, innerlicher geworden, hatten sich zur Wärme, zur leidenschaftlichen Aussprache gesteigert: die Hochfluth der Bewegung rauschte vorüber, die gehobene Rede klang aus, und der Ton war wieder in die knappe Mittheilung des Anbeginnens übergegangen. Er fühlte sich durch diese Ueberschau tief und schmerzlich berührt, und ein Gefühl der Schuld drückte ihn nieder. Zugleich aber stand ihm das geistige Bild Magdalenens bedeutender als jemals vor der Seele. Sie war ihm nicht nur noch immer werth, sie war es mehr als jemals, und die Empfindungen für sie drängten ihm fast die Feder in die Hand, um ihr wieder sein Inneres aufzuschließen. Aber durfte er das nach einer jahrelangen Entfremdung? Konnte er nicht eine nochmalige, verschärfte Ablehnung befahren? Sein Stolz lehnte sich dagegen auf, und ein langer Brief an sie, den er ausgedacht und durchempfunden hatte, blieb ungeschrieben.

Angestrengte Arbeit brachte ihn über die inneren Kämpfe hinweg. Er wollte nicht mehr denken, was ihn gleichmäßig beglückte und peinigte. Er packte Magdalenens Briefe ein und entrückte sie seinen Augen. So verging wiederum ein Jahr.

Da erhielt er einen Brief, der ihn auf das Sonderbarste berührte. Er lautete:

„Fräulein Magdalene Wartenberg lebt noch immer in unserem Hause, zu dessen Angehörigen sie zählt. Ihre Freunde, deren sie gern erwähnt, rechnen wir auch zu den unsrigen, und es ist uns von Werth, diejenigen ihrer Freunde persönlich kennen zu lernen, auf deren Erinnerung sie selbst

den meisten Werth legt, und die sich unserer Bekanntschaft noch entzogen haben. Meine Mutter macht sich den Vorwurf, durch ihre Einmischung einen Verkehr vielleicht geschmälert zu haben, auf welchen ihre Pflegetochter einst Gewicht legte. Der Unterzeichnete, welcher hiermit sein Wort verpfändet, daß weder seine Mutter, noch Fräulein Wartenberg von diesem Schreiben etwas wissen, glaubt doch im Sinne der Damen zu handeln, wenn er die Einladung in unser Haus wiederholt, und die Versicherung hinzufügt, daß Herr Eisenhart darin nicht wie ein Fremder, sondern als ein alter Bekannter und Freund empfangen werden soll.

Oscar Fuchsstein."

Eisenhart fühlte sein Herz wehrlos gegen die Freude, welche ihn plötzlich durchfluthete, zugleich aber scheute er zurück vor der nochmaligen Einmischung eines Fremden, noch dazu eines Mannes, in seine innersten Heiligthümer. Diesmal aber wurde sein Stolz durch schönere Regungen besiegt. Es war im Beginn der Herbstferien, Anfang August. Er rüstete sich zur Reise. Er wußte, wo sein Ziel lag, doch meldete er seine Ankunft nicht. Unterwegs wollte er überlegen, wie er sich bei Magdalenen einführen sollte.

Und nun standen Robert Eisenhart und Magdalene Wartenberg einander gegenüber. Eins durch des Andern Erscheinung auf das Aeußerste überrascht. So schön, so in der vollkommensten Blüthe weiblicher Jugend hatte er sich die Freundin nicht gedacht; so charaktervoll ausgeprägt, hoch und stattlich hatte Magdalenens Phantasie sich den Freund nicht erschaffen. Aber diese Ueberraschung trug nicht bei, ihnen die Annäherung zu erleichtern. Es schien viel zwischen ihnen zu liegen. Sie waren einander in diesem Augenblick Fremde

Sie konnten nur wenige bedeutungslose Worte wechseln, die zu ihrem früheren inneren Verkehr in keiner Beziehung standen. Robert, der die Begegnung doch erwartet und erhofft hatte, erschien sogar rathloser, als das junge Mädchen, welches, die Formen des Welttons beherrschend, kaum mehr etwas von Selbstüberwindung erkennen ließ.

„Für Ihre Mühewaltung nach dem Tode meines armen Bruders kann ich Ihnen mündlich erst spät danken," sagte sie nach einer Weile. „Aber ich freue mich, es nach so vielen Jahren endlich zu können!"

„In diesen langen Jahren haben wir uns brieflich so manches gesagt, mein Fräulein, was über den Dank für selbstverständliche Freundespflichten hinaus liegt," — entgegnete Eisenhart, indem er sich ein Herz faßte. „Ich muß mir selbst die Schuld zuschreiben, daß diese Mittheilungen, die für mich so bedeutungsvoll waren, aufhörten."

„Ich sehe darin keine Schuld," sagte Magdalene — „oder ich müßte mir einen gleich großen Theil daran zuschreiben. Menschen, die sich nicht gesehen haben, werden schwerlich einen brieflichen Verkehr über eine bestimmte Epoche hin ausdehnen können."

Er fühlte einen Vorwurf aus diesen Worten und wollte reden. Sie aber fuhr schnell fort: „Mir bleibt die Erinnerung an unseren jugendlichen Gedankenaustausch doch sehr werth, und ich freue mich der Ueberzeugung vor jedem Mißbrauch meiner Briefe sicher zu sein. Ich kann dieselben, so lange Sie sie behalten wollen, getrost in Ihren Händen lassen."

„Mein Fräulein," — begann Eisenhart, durch diese Wendung nur noch peinlicher berührt — „ich hüte diese

Briefe als einen Schatz, den ich niemals aus den Händen zu geben denke. Sie enthalten für mich auch nichts Abgethanes —"

„Gewiß nicht! Mir sind sie es auch nicht!" unterbrach sie ihn. „Man muß in alten Erinnerungen leben, als wären sie ein Gegenwärtiges. Und je mehr wir selbst uns verändert haben, ja selbst wenn eine breite Kluft uns schon von der Vergangenheit trennte, desto übersichtlicher und reicher treten sie vor uns auf. Sehen Sie in jenes Thal hinein, dort jenseits des Stromes! Ich habe es öfter besucht und glaube die Einzelheiten darin zu kennen. Und wenn ich hier von der Höhe aus hinüber blicke, entdeckt sich mir immer Neues, was das Bild bereichert und verschönert. So beinahe ist es mit der Vergangenheit. Doch lassen Sie uns auch der Gegenwart Rechnung tragen! Da Sie nur ein Zufall mit Ihrem Reisegefährten in dieses Bereich verschlagen hat, wissen Sie vielleicht nicht, wo und bei wem Sie sind. Der junge Mann, mit welchem Sie sprachen, Herr Oscar Fuchsstein, ist der Sohn und Erbe meiner Pflegemutter, bei welcher ich lebe; die kleine Elfe Siddy, welche Sie hier herumspringen sehen, sein Schwesterchen und so auch mit das meine. Die schöne junge Blondine aber eine Nichte des Hauses, für einige Wochen bei uns zum Besuch. Das Gut und Herrenhaus liegt eine Stunde landeinwärts von hier entfernt. Ein Spaziergang hat uns bis zu diesem äußersten Vorposten des Besitzthums geführt."

Roberts Hand griff nach einem unscheinbaren Gegenstande, welcher von seinem Hute, den er in der Hand trug, zu Boden glitt. Ihre Augen folgten seiner Bewegung und sahen ihn fragend an. „Ein Graskranz!" sagte er, den-

selben vorzeigend. „Ich fand ihn unterwegs an einem Zweige hangen, und nahm ihn mit, denn es heißt, er bedeute Glück. Und er hat mir Glück prophezeit, das Glück, Ihnen zu begegnen!“

Ein lebhafterer Glanz flog über Magdalenens Züge. „Wo fanden Sie den Kranz?“ fragte sie.

„Dort, an dem Buchengebüsch!“

„Nun, so will ich offen bekennen,“ rief sie heiter, „daß ich ihn selbst dahin gehängt habe, und daß er auch mir die Erfüllung eines alten Wunsches bezeichnet. Wenn es einen Kranz giebt, dachte ich, als ich die Halme zusammenknüpfte, dann soll es mir ein Orakel sein, daß ich den alten Freund noch in diesem Jahre sehe!“

„Diesen Wunsch hegten Sie wirklich noch, mein Fräulein!“ rief er lebhaft.

„Haben Sie daran gezweifelt?“ fragte sie, ihm, wie es schien, ganz unbefangen in die Augen blickend. „Wenn man Jahre lang freundschaftliche Briefe mit Jemand gewechselt hat, möchte man endlich auch wissen, wie er aussieht.“ Sie sprach die letzten Worte mit heitrem Munde.

Da wurde aus der Entfernung helles Lachen hörbar. Beide wendeten sich um, ohne Jemand von der Gesellschaft zu erblicken. Es machte sich ganz von selbst, daß sie sich langsam in Bewegung setzten und ihren Weg nicht nach der Seite der Uebrigen, sondern nach der entgegengesetzten Richtung einschlugen.

Eine Schranke der Fremdheit war zwischen ihnen gefallen. Magdalene sprach und erzählte, und wußte ihren Begleiter reden zu machen. Zog sie in der Unterhaltung gleich Gegenstände herbei, die ihr Verhältniß nicht berührten, so war es

für ihn schon ein unendlicher Genuß, sie reden zu hören, und auch er wurde lebhafter und ausgiebiger.

So kamen sie durch den Wald zu einem andern Ruheplatz, der, von Bäumen schattiger umschlossen, nur einen engen Ausschnitt des landschaftlichen Bildes gewährte. Ueber hohe Felsen und moosiges Gestein rieselte und tropfte es zwischen wucherndem Farrenkraut, blitzte und funkelte das helle Naß im Spiel der Sonnenlichter und sammelte sich zum hüpfenden Brünnlein, welches sprudelnd und hastig in die Tiefe hinunter tanzte.

„Dies ist mein Lieblingsplatz!" sagte Magdalene. „Hier ist es, als könnte ich die Natur belauschen in ihrem geheimen Walten, ja es ist mir, als könnte ich dem kindlich befangenen Gemüth des Naturmenschen nachempfinden, der aus dem geheimnißvollen Tönen und Walten das Ueberirdische heraus hörte, und zwischen Scheu und Neugier die ersten Götterwesen in seiner Phantasie erschuf. Der Hirt, im Mittagschatten ruhend, hört die Quelle plaudern; er lauscht, ob es sich nicht zu Worten verdeutliche? Es muß die Oreade sein, die aus dem Felsen spricht und ihn sehnsüchtig nach ihrem Anblick macht. Er erblickt im Wasser sein eigenes Spiegelbild, es wird bald zum jungen Faun, der ihn neckt und herausfordert. Schon sieht er den Wald bevölkert von Gestalten wie Seinesgleichen. Um alle Bäume lauscht es, ruft es, kichert es, eine Luftwelle in den Wipfeln stört ihn auf, macht ihn schauern, suchen, forschen, und endlich sehen, mit inneren, bald auch mit leiblichen Augen. Solche Phantasiebilder lasse ich mir durch dies Plätzchen gar zu gerne vorspielen."

Der Freund ließ die Blicke kaum über die Umgebung

hinschweifen, er hatte nur Augen für die Sprecherin, deren Anmuth und Wesen ihn mehr und mehr hinriß. War das Leidenschaft gewesen, was er einst für die von ihm noch nie Gesehene empfunden? Schattenhaft lag ihre einstige Gestalt in der Vergangenheit; kühl und fast theoretisch zu nennen, hätte ihm die frühere Empfindung für sie erscheinen müssen, wenn er überhaupt in der Lage gewesen wäre, Vergleichungen zwischen einst und jetzt anzustellen.

„Magdalene!“ begann er nach einer Pause — und er nannte sie zum Erstenmal bei ihrem Vornamen — „Sie haben eine so reine Empfindung, ein so klares Auge für das Walten und geheime Schaffen der Natur, können Sie nicht auch verständnißvoll in das Menschengemüth blicken? Wir leben innerlich schon geraume Zeit mit einander. Was wir mit einander erlebten, liegt eingebucht in unsern Briefen. Das ist die einzige Gestalt, die unsre Vergangenheit hat. Sie ist farblos, so theuer sie mir bleibt, farblos gegen die Augenblicke, die ich jetzt mit Ihnen lebe! Was ich Ihnen vor zwei Jahren in dem — ich kann wohl sagen dem letzten meiner Briefe schrieb, ich empfinde es heute erst mit ganzer Macht —“

„Nein, lieber Eisenhart!“ rief sie mit lebhafter gerötheten Wangen. „Täuschen Sie sich nicht selbst, und zerstören Sie mir nicht das Bild des Freundes, das ich mir von Ihnen gebildet. Was Sie einst einen Augenblick verwirrte, bis zur Selbsttäuschung, soll uns nicht noch einmal verwirren. Sie empfanden ja bald selbst, daß die Phantasie Sie zu weit geführt — Sie kamen nicht, obgleich wir Sie — eigentlich erwarteten — ich fand das doch mit der Zeit ganz gerechtfertigt. Man glaubt in jungen Jahren sein

Wesen zu kennen, und man täuscht sich so oft! Ich bitte Sie, lassen wir die Vergangenheit —!"

„Nicht Selbsttäuschung war es, was mein übervolles Herz einst reden ließ — nein, Magdalene! — und kein Zurückweichen vor einer Erkenntniß der Selbsttäuschung! Aber mein Stolz war es, der mich in selbstquälende Fesseln schlug. Ich ertrug es nicht, daß ich eine Entgegnung nicht von Ihrer, sondern von unbekannter Hand erhielt, und der Inhalt jenes Briefes — regte meine Erbitterung nur noch mehr auf."

Mit gesenkten Augen, aber ruhigem Tone der Stimme, begann Magdalene nach kurzem Schweigen: „Als ich in das Haus meiner Pflegemutter eintrat, mußte ich ihr volles Vertrauen entgegenbringen, wenn ich ganz ihre Tochter sein wollte, wie sie es wünschte. Vollends bei der Beantwortung eines Briefes, der mich sehr — bewegte. Sie mußte das Geheimniß unsrer Freundschaft erfahren. Sie brachte mir Verständniß dafür entgegen, sie hatte keinen Tadel, sie bot mir ihre Hilfe an, und ich fühlte mich von einem inneren Druck befreit, daß ich diese Hilfe gefunden. Sie ließen zwei Jahre vergehen, bis Sie der Einladung meiner Pflegemutter folgten — gezürnt habe ich Ihnen darum niemals —!"

„Um so mehr that ich es selbst!" rief Eisenhart. „Denn ich fühlte mich stets unter dem Einfluß unsrer Freundschaft, die für mich längst mehr und mehr geworden war: innerstes Bedürfniß, Lebensbedingung! Und doch war mein Stolz mächtiger als meine Sehnsucht. Und um mich nur nicht hinter eine Lüge zu verstecken, so bekenne ich, daß ich auch jetzt nicht ganz aus freien Stücken gekommen bin, sondern auf die Einladung eines Anderen, mir Unbekannten!" Und

Eisenhart erzählte ihr von dem Briefe, den Oscar Fuchsstein geschrieben.

„So! Es ist Oscars Veranstaltung —" entgegnete Magdalene mit dem Ton innerer Verletztheit, indem sie sich abwendete.

„Sie fühlen sich beleidigt durch diese Einmischung?" fuhr er fort. „So empfand auch ich, da ich vor zwei Jahren den Brief der „mütterlichen Freundin" erhielt, und eben so berührte mich das Schreiben jenes jungen Mannes — das heißt im ersten Augenblick. Denn die Möglichkeit, die es mir bot, wieder mit Ihnen anzuknüpfen, erschien mir bald wie eine Erlösung! Es gab mir eine Handhabe für die Erfüllung meiner sehnlichsten Wünsche. Unerklärlich bleibt mir freilich, aus welchem Antrieb Herr Oscar Fuchsstein einen solchen Schritt ohne Ihren Willen thun konnte? Weiß er um unsern brieflichen Verkehr?"

„Nicht durch mich," — entgegnete Magdalene — „aber vielleicht durch seine Mutter. Es thut übrigens nichts — ich habe nichts mit Aengstlichkeit dabei zu verbergen. Auch Ihnen will ich ein Anderes nicht verbergen. Als ich in das Haus meiner Pflegemutter trat, kam Oscar von der Universität zurück. Er brachte mir seine Neigung entgegen, er warb um meine Hand.

„Magdalene!" rief Eisenhart erschreckt. Sein Herz pochte heftiger, von Furcht, Schmerz und Ingrimm durchzuckt. „Magdalene — um Gotteswillen! Und Sie gaben seiner Werbung nach? Sie sind vielleicht gar seine Verlobte?"

Ein eignes, nicht unerfreuliches Gefühl ging durch das Gemüth der jungen Dame. Eifersüchtig? dachte sie. Eifersüchtig auf einen Nebenbuhler? Das wäre kein übles Zeichen.

„Wo haben Sie Ihre Gedanken?" sagte sie lächelnd. Aber es war mehr ein Lächeln des Spottes, das um ihre Lippen spielte. „Wenn es so wäre, wie Sie vermuthen, wie würde Oscar Sie geradezu hierher — verschrieben haben?" Nach kurzer Pause fuhr sie fort: „Von seiner Werbung wußte ich ihn abzubringen — es ist hier gleichgiltig auf welche Weise. Ich hatte überdies die Neigung seiner schönen Cousine Agnes zu ihm entdeckt. Er wurde auf dieselbe aufmerksamer, und ich denke zu Beider Heil. Sie haben die anmuthige Blondine gesehen. Wenn aus ihr und Oscar ein Paar wird, dürfte die Mutter wohl zufrieden sein."

Eisenhart athmete erleichtert auf. Die Frage, wodurch Oscar Fuchsstein sich bewogen gefühlt, jene Einladung an ihn zu richten, war zwar noch nicht beantwortet, aber es schien ihm nicht mehr schwierig oder unangenehm, sich im Stillen selbst eine Antwort zu bilden. Oscar hat seine Werbung eingestellt, weil er erkannte, daß Magdalenens Herz nicht frei war, vielleicht auch wurde er rechtzeitig durch die Mutter davon unterrichtet. So dachte der Liebende. Und wenn Magdalene eine andre Neigung hegte, mußte er selbst nicht der Glückliche sein, dem sie angehörte? Sein Herz überredete ihn dessen. Gleichwohl konnte er jetzt nicht Worte finden, seine Gedanken auszusprechen und ging schweigend neben der Schweigenden her.

Denn Magdalene hatte die Schritte langsam zurückgelenkt, dem Platze zu, wo die Gesellschaft einander zuerst begegnet. Was in Eisenhart vorging ahnte sie, aber es bedrängte sie, daß er so leicht durchschauen konnte, was sie hatte verbergen wollen. Denn freilich hatte sich einst ihre Mädchenphantasie an den nie gesehenen Freund so weit hin-

gegeben, daß sie sich in ihm alles Edle, Schöne und Herrliche verkörpert dachte, und ihr Gemüth lebhafter durch ihn ergriffen war. Aber weiblicher Tact und Zartgefühl hatten sie in ihren Briefen mehr in Schranken gehalten. Sein Brief, worin er ihr endlich sein Herz ganz entdeckte, erfüllte sie mit Freude und Glück, zugleich aber mit Scheu und Bedenken vor einem ihr nahen, unbekannten Geschick, in welches sie sich arglos verstrickt hatte. So entdeckte sie sich ihrer Pflegemutter. Magdalene war der Ueberzeugung, der Freund werde der Einladung folgen, werde kommen, bald kommen, so eilig, wie sie selbst ihn erwartete. Er kam nicht. Sie harrte vergeblich. Sie kämpfte mit sich, lange, lange. Endlich gab sie sich zur Ruh und glaubte ihren Mädchentraum verbannt zu haben. Sie sprach nicht mehr von Eisenhart, sie wünschte ihm auch nicht mehr zu grollen. Anders die Pflegemutter. Diese merkte wohl, daß des Mädchens Seele nach wie vor mit dem Freunde beschäftigt war. Sie beklagte lebhaft die Möglichkeit, vielleicht selbst die Veranlassung zur Trennung gegeben zu haben. Sie brachte öfter die Rede auf Eisenhart, und konnte auch aus Magdalenens Ausweichen erkennen, daß diese noch mit schmerzlicher Empfindung an der Erinnerung hing. Die Mutter konnte endlich nicht umhin, mit ihrem Sohne darüber zu sprechen. Dieser schwieg, that aber ohne Wissen der Frauen, was bekannt ist. In der That war Magdalene und mehr und mehr durch die Erwähnungen der Mutter, trotz ihres scheinbaren inneren Widerstandes, stets mit dem Phantasiebilde und den Briefen des Freundes beschäftigt geblieben. Und als er nun vor einer Stunde vor sie trat, durchzuckte sie eine flammende Freude, denn war die Er-

scheinung des Freundes auch eine andre, als sie sich vorgestellt, so fand sie zugleich ihr Phantasiebild durch die Gestalt des Lebenden übertroffen. Auf den ersten Schauer der Freude folgte dann doch das Gefühl einer Fremdheit ihm gegenüber. Und nachdem schon eine Annäherung zu ihm sich gebahnt hatte, war nun durch Auseinandersetzungen peinlicher Art so viel zwischen ihnen aufgeregt worden, daß sie nur in Mißmuth, welchem sich zugleich innerste Trauer gesellte, schweigend neben ihm her gehen konnte.

Sie hatte die Schritte beschleunigt, und schon wurde aus der Entfernung wieder Kinderlachen vernommen. Da hörte Magdalene den stummen Gefährten tief aufseufzen. Sie fuhr zusammen und blickte unwillkürlich in sein Gesicht. Sein Ausdruck setzte sie in Verwirrung. Er blieb stehen und nöthigte sie, ihre Schritte zu hemmen.

„Magdalene!“ begann er mit einem plötzlichen Entschluß: „Eine solche Stunde kommt uns nicht wieder. Lassen wir sie verstreichen, ohne uns über uns klar zu werden, so ist für uns Alles verloren! Ich liebe Sie, Magdalene! Erst seit ich Ihren Anblick gehabt, den Ton Ihrer Stimme gehört, Ihre Rede vernommen, erst jetzt weiß ich, daß ich Sie von Herzen, von ganzer Seele liebe! Und übel würde es mit mir stehen, wenn ich keiner Neigung bei Ihnen begegnete!“

Das Mädchen fühlte sich ergriffen. Sie schlug die Augen nieder, da sie fühlte, daß eine Thräne sich zu ihren Wimpern drängte.

„Mir ist es unfaßbar,“ fuhr er fort, „daß ein Herz, welches so ganz erfüllt ist von einer Empfindung, nicht der gleichen Regung begegnen sollte! Wenn aber jemals eine Spur davon in Ihnen gelebt hat, und durch meine jahrelange

Schuld verdrängt sein sollte, dann, Magdalene, wende ich mich an Ihre Großmuth. Vergeben Sie, lassen Sie meine Buße nicht zu hart sein! War ich Ihnen immer ganz gleichgiltig, Magdalene?"

Sie schüttelte das Haupt, sah erröthend zu ihm auf und wendete sich schnell wieder von ihm ab.

„Wir sind noch jung genug, Magdalene," rief er, „um Leben und Glück von Grund aus zu genießen! Losgelöst von allen äußeren Banden, frei in dieser schönen Gotteswelt — lassen Sie uns jung und glücklich sein und nach der Welt nicht weiter fragen! Wir fanden uns auf anderem als dem üblichen Wege, halten wir die uns vom Glücke besonders gewährte Stunde nun auch fest! Schicken Sie mich jetzt nicht noch einmal zu Ihrer Pflegemutter! Sie sind frei, Ihr Herz und Ihr Geist ist mündig — sagen Sie mir: Lieben Sie mich? Wollen Sie mich nehmen wie ich bin?"

Magdalenens Widerstand — wenn sie überhaupt noch viel zu überwinden hatte — war gebrochen. Mit verklärtem Gesicht sah sie ihn an und rief: „Sei wie Du willst — ich bin Dein!"

Der Buchwald rauschte, die Sonnenstrahlen zuckten durch die Zweige, die Liebenden sahen auf Minuten nichts von Allem, was sie umgab. Aber das fröhliche Lachen kam näher, und schon sah man Siddy hinter Lanzelot her springen und jagen, dessen blaue Hutbänder im Winde flatterten.

Eisenhart und Magdalene beschleunigten ihre Schritte, und trafen mit der Gesellschaft auf der Waldhalde zusammen. Oscar blickte neugierig forschend in ihre Gesichter.

„Wo steckt Ihr denn so lange?“ fragte Siddy, ihnen entgegenhüpfend. „Die Mama hat uns den Wagen nachgeschickt, weil es spät wird und wir müde sein müssen.“

In diesem Augenblick hörte man einen langaus gellenden Pfiff, durch die Entfernung gedämpft, aus der Tiefe vorüber ziehen.

„Herr des Himmels!“ rief Lanzelot erschreckt: „Ich glaube, das ist der Zug, mit dem wir weiter fahren wollten!“

Oscar sah nach der Uhr. „Es ist in der That der letzte Zug für heut,“ sagte er.

„Das ist ja ganz entsetzlich!“ rief Lanzelot. „Wie soll ich morgen rechtzeitig bei der Hochzeit erscheinen? Und die Hochzeitsgeschenke meiner Mutter liegen im Koffer — wenn ich mich nicht heut noch auf der Station dazu melde, um ihn in Empfang zu nehmen — er könnte verloren gehn!“

„Er wird ja nicht,“ tröstete Eisenhart halb lachend. „Man wird ihm schlimmsten Falls nachforschen können!

„Aber die Verzögerung!“ fuhr Lanzelot fort. „Zu spät ankommen, und noch dazu ohne die Hochzeitsgeschenke meiner Mutter!“

Eisenhart lachte. „Lanzelot, sei kein Philister!“

„Philister, ich?“ entgegnete jener aufgebracht. „Was ist denn das mit Dir, daß Du plötzlich so leichtsinnig aussiehst und noch leichtsinnigere Grundsätze aussprichst?“

Die ganze Gesellschaft fing an zu lachen.

„Aber erlauben Sie, meine Herrschaften!“ eiferte Lanzelot: „Die Sache ist für mich keineswegs lächerlich! Es war ausgemacht, ich sollte heut noch, am Vorabend der Vermählung, die Hochzeitsgeschenke meiner Mutter überreichen! Morgen um zwei Uhr Mittags ist die kirchliche Trauung,

wer weiß, ob ich auch nur dazu noch zurecht komme! Sie kennen nicht die pedantischen Ansichten der Leute dort! Meiner Mutter wird es auch sehr unangenehm sein — und mir selbst — ja was in aller Welt soll ich denn nun anfangen?"

Lanzelot machte in seiner Rathlosigkeit eine so komische Figur, daß die Uebrigen sich des Lächelns nicht enthalten konnten.

„Beruhigen Sie sich, Verehrtester!" tröstete Oscar. „Wenn Sie das Frühaufstehn nicht scheuen, können sie morgen um fünf Uhr in den Schnellzug steigen, der Sie in wenigen Stunden noch an Ihr Ziel bringt. Und da wir den Wagen bei uns haben, können wir einen kleinen Umweg machen nach dem nächsten Haltepunkt, auf dem sich glücklicherweise eine Telegraphenstation befindet. Von dort aus wird auch Ihr Koffer zu sichern sein. Inzwischen, meine Herren, nehme ich mir die Freiheit, Sie für die Nacht als Gäste in mein Haus einzuladen. Ich weiß nicht — darf ich?" Er sah Eisenhart forschend in's Gesicht.

„Ich nehme es herzlich gern an," entgegnete dieser, „wenn Fräulein Magdalene nichts dagegen einzuwenden hat, in welcher ich die Ehre habe der Gesellschaft — meine Braut vorzustellen!"

Oscar that einen lauten Freudenruf und klatschte in die Hände; Agnes flog erröthend in Magdalenens Arme. Auch in den Augen der glänzenden Blondine glänzte der Verrath eines beglückenden Geheimnisses, und Magdalenens Lächeln sagte, daß sie es entziffert habe.

Lanzelot aber stand sprachlos vor Erstaunen, regungslos, starr, und blickte ungläubig von Einem zum Andern. Er

sah, wie Oscar und Eisenhart einander die Hände schüttelten, und hörte, wie der Jäger ihn um Verzeihung bat, der Freund aber Worte des Dankes sprach. Er sah, wie Magdalene dem Jäger erröthend drohte, aber erklärte, daß ihm verziehen sein sollte. Er sah, wie Agnes seinen Freund bewillkommnete und er ihr ein Wort zuflüsterte, auf welches sie ihn strahlend ansah, um darauf verlegen die Blicke zu senken. Das Alles sah und hörte Lanzelot, wie Einer der im Traume ist, oder verdutzt vor einem unlösbaren Räthsel steht.

Eisenhart näherte sich dem Unbetheiligten und legte die Hand auf seine Schulter. „Wach' auf, Lanzelot!" rief er. „Es ist Alles wirklich und wahr! Magdalene ist meine Braut. Freue Dich mit uns Glücklichen!"

„Aber wie ist denn so etwas möglich?" stotterte Lanzelot. „In nicht zwei Stunden Bekanntschaft —!"

Eisenhart lachte.

„Und noch dazu Du — Du? — Dem man so etwas im Leben nicht zugetraut hätte!"

„Du siehst," entgegnete Eisenhart heiter, „daß man auch heutzutage auf Reisen noch etwas erleben kann! Und ich versichere Dich, daß die Welt nicht so prosaisch ist, als es den Anschein haben möchte. Sind wir selbst es doch allein, die wir durch unser Empfinden und Handeln uns das Leben prosaisch oder poetisch machen!"

„Der Wagen! Der Wagen! So kommt doch nur!" rief Siddy, welche von diesen Vorgängen nichts gesehen, da sie einem Diener entgegen gelaufen war, der mit Tüchern und Sommermänteln für die Damen sich genähert hatte.

Die Gesellschaft setzte sich in der heitersten Stimmung in Bewegung und nahm den Weg zu Thal. Die Glücklichen

voran, Lanzelot hinterher, noch immer umflattert von Siddy, obgleich der „Herr mit den blauen Bändern“, wie sie ihn nannte, nicht mehr in der besten Reiselaune war.

Unten auf dem Wege fand man den Wagen. Die Damen stiegen ein, Eisenhart folgte, Oscar suchte Lanzelot nachzuschieben. Dieser aber fühlte sich nicht im Stande, mit den Glücklichen so nahe zusammen zu sitzen. Mit raschem Ansatz schwang er sich auf den Kutschbock neben den Rosselenker, und Oscar mußte es geschehen lassen, saß auch nur zu gern der schönen Blondine gegenüber. Von ungeduldigen Rappen gezogen flog der Wagen dahin.

Da sitz' ich nun! dachte Lanzelot in stillem Ingrimm Da sitz' ich mit meinem Drange nach Abenteuern, und habe nichts erlebt, während die Anderen vollauf haben! Denn daß es mit dem Jäger und der Blondine auch richtig ist, habe ich wohl gemerkt. Zum erstenmal fühle ich mich als Philister, so recht als Philister von der albernsten Sorte! Was — der erobert auf Reisen Herzen, und ich wäre gut, mich mit Kindern oder Backfischen zu unterhalten? Nein! Wenn ich zu der Hochzeitsfeier noch zurecht komme, will ich die schöne Jugend dort schon auf's Korn nehmen — und nun gut, es wird sich finden! Künftig will ich bei solcher Gelegenheit unter den thatsächlich Betheiligten im Wagen drin sitzen und nicht als beschämter Philister auf dem Kutschbock den Epilog halten!